This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

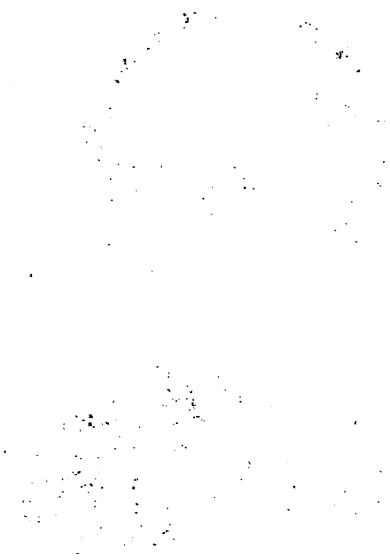
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1 160 d. 11

Friedrich v. Klopstock

VERLAG VON S. HIRZEL, LEIPZIG.

PHOTOGRAPHISCHER DRUCK VON A. NAUMANN & SCHRÖDER, LEIPZIG.



VERLAG VON S. HIRZEL, LEIPZIG.

PHOTOGRAPHISCHER DRUCK VON A. NAUMANN & SCHRÖDER, LEIPZIG.

# Erinnerungen

an

# Friedrich von Uechtritz

und seine Zeit

in Briefen von ihm und an ihn.

Mit einem Vorwort

von

**Heinrich von Sybel.**

---

Hierzu ein Porträt in Lichtdruck, nach einer Zeichnung von C. F. Lessing.

---

Leipzig

Verlag von S. Hirzel

1884.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
- 5 JUN. 1944
OF OXFORD

# Inhalt.


Seite

Vorwort . . . . . V

Aus Friedrich von Uechtritz's Leben. Von Th. Paur . . . . . XIII

Briefe von Friedrich von Uechtritz an seine Eltern und Geschwister

a. aus Leipzig 1819—1821 . . . . . 1

b. aus Berlin 1821—1828 . . . . . 27

c. aus Trier und Düsseldorf 1828—1836 . . . . . 67

Briefe Ludwig Tieck's . . . . . 145

Brief von Friedrich von Uechtritz an seine Schwester, als Einleitung zu Dorothea Tieck's Briefen . . . . . 155

Briefe Dorothea Tieck's . . . . . 156

Briefwechsel zwischen Friedrich von Uechtritz und C. Schnaase . . 229

Briefwechsel zwischen Friedrich von Uechtritz und Friedr. Hebbel . . 291

Briefwechsel zwischen Friedrich von Uechtritz und Rudolph Köpke . . 319

Briefe verschiedener Künstler und Schriftsteller an Friedrich von Uechtritz . . . . . 375

Schluß . . . . . 417

# Vorwort.

Nachdem Frau Maria von Uechtritz die hier vorliegende Auswahl aus dem Briefwechsel ihres verstorbenen Gemahls zusammengestellt hat, folge ich nur einer erfreulichen Pflicht der Pietät, indem ich der Aufforderung meines werthen Freundes, des Verlegers des Buches, nachkomme, demselben einige einführende Worte voranzuschicken.

Denn eine der besten Erinnerungen aus meiner glücklichen Jugendzeit ist das Angedenken an jene schönen Düsseldorfer Tage, in welchen auf dem engen Raume einer damals sehr stillen Mittelstadt ein unvergleichliches Zusammenwirken aller Künste durch Schadow und seine kräftig aufblühende Schule, durch Felix Mendelssohn's musikalisches Genie, durch Immermann's, Uechtritz's und Schnaase's litterarische und dramaturgische Leistungen in das Leben gerufen wurde. Geraume Zeit hindurch bildete mein elterliches Haus einen der Mittelpunkte für den geselligen Verkehr dieses reichen und fruchtbaren Kreises; so war es mir als jungen Studenten vergönnt, aus nächster Nähe die Arbeit und den Genuß des künstlerischen Schaffens zu schauen, nicht selten in die innerste Werkstatt des dichterischen Geistes zu blicken, und an dem Jubel über jeden neuen Erfolg aus vollem Herzen Theil zu nehmen. Die damals empfangenen Eindrücke haben mich unauslöschlich durch das Leben begleitet. Hier habe ich erfahren, welch ein Segen es ist, in jugendlich empfänglicher Zeit zu richtiger Ausbildung des Schönheitssinnes angeregt zu werden, und so

ist es mir eine Freude, nach beinahe einem halben Jahrhundert an dieser Stelle den Anlaß zum Aussprechen einer bleibenden Dankbarkeit erhalten zu haben.

Ohne Zweifel war unter den Führern des damaligen Düsseldorfer Kunstlebens Friedrich von Uechtritz einer der wirksamsten. Er war eine durchaus auf das Ideale gerichtete Natur, ein Charakter von seltener Reinheit, streng gegen sich selbst und milde gegen Andere, unerschütterlich conservativ in seinen Ueberzeugungen und liberal in der Anerkennung der Gegner, gründlich in jeder Arbeit und bis zum Aengstlichen gewissenhaft im Kleinen wie im Großen. Im persönlichen Verkehre erschien er weniger lebhaft, vielseitig und geistsprühend als sein Freund Immermann; um zur vollen Geltung zu gelangen, bedurfte er längerer, zusammenhängender Mittheilung; dann aber zeigte sich ein höchst bedeutender Umfang historischer, philosophischer und theologischer Kenntnisse, eine gediegene und folgerichtige Durchbildung des Geistes und eine den Zuhörer fortdauernd anregende Gedankenfülle. Aus solchem Boden erhob sich sein schönes poetisches Talent in ruhiger, stets gleichmäßiger Entfaltung. Mit Unrecht ist er zuweilen der romantischen Schule zugezählt worden, denn völlig fremd waren ihm deren charakteristische Züge, die Hinneigung zum Phantastischen und Schrankenlosen, die Schwärmerei für ein mißverstandenes Mittelalter, die oft so wunderliche Mischung von Mystik und Humor, und vollends die Sucht, Poesie und Leben mit einander zu verschmelzen und im eigenen Leben jeder angeblich poetischen Leidenschaft zu fröhnen. Wie Uechtritz im Leben stets das objective Pflichtgebot anerkannt hat, so ist ihm in der Kunst alles Unklare und Verschwommene zuwider; mit der mondumglänzten Zaubernacht der Romantik hat er nichts zu schaffen, und auch das mystische Element der Religion erscheint bei ihm geklärt in fester Form des Dogma oder der philosophischen Speculation. Seine Schöpfungen bewegen

sich überall auf dem Boden realer historischer Verhältnisse und bewähren hier eine stets achtungswerthe, nicht selten große Begabung. Seine Diction ist edel und gewählt, hier und da etwas mühsam, stets aber durchsichtig und präcis. Er beherrscht alle Töne des ernsten und des leidenschaftlichen Pathos; Ironie, Witz und Humor sind ihm nicht völlig versagt, kommen aber selten zur Verwendung. Er besitzt die Gabe novellistischer Erfindung und dramatischer Gestaltung; die Personen seiner Dichtungen haben individuelles Leben und plastische Rundung; die Entwickelung der Fabel ist durchgängig einfach, ungekünstelt und spannend bis zum Schlusse. In seinen Romanen bewegt sich die Erzählung in belebter Anschaulichkeit, allerdings nicht selten ausführlicher und langsamer fort, als es dem modernen Geschmacke zusagen will. Auch ist das leichte Fahrzeug der Poesie bei ihm in manchen Partien etwas schwer mit Reflexionen und Discussionen beladen, wo man bedauert, den Inhalt dieser Erörterungen nicht in der concreten Form fortschreitender Handlung vor die Augen des Lesers gestellt zu sehen. Der letzte Grund dieser Mängel ist nicht etwa eine Neigung zu diffuser Weitläufigkeit, sondern immer wieder die gründliche Gewissenhaftigkeit, welche auch geringfügige Details nicht im Dunkel lassen, jeder Schattirung des Gedankens ihre Geltung sichern, jede Seite des Gegenstandes erschöpfen will. Wenn moderne Autoren über eine so weit getriebene Bedächtigkeit die Achseln zucken, so läßt sich dagegen nichts sagen; immer aber wäre Manchen unter ihnen zu wünschen, daß ihnen ein Theil von dem Reichthum und der Tiefe des geistigen Gehaltes zugefallen wäre, der aus jenen etwas schleppenden Formen hervorleuchtet.

Uechtritz hatte wie Immermann in den großen Jahren der Befreiungskriege die ersten starken Jugendeindrücke, in der Periode der Restauration aber, die für das männliche Alter entscheidende Seelenstimmung und Richtung erhalten. Den dort

erwachsenen Ueberzeugungen ist er trotz allem Wandel der Zeiten bis zur letzten Stunde des Greisenalters treu geblieben, und hier zeigt sich uns ein weiterer Grund dafür, daß gerade die reifsten und schönsten Erzeugnisse seines poetischen Schaffens nicht den, ihrem ästhetischen Werthe entsprechenden Eindruck auf das große Publikum ausgeübt haben. Eine weithin mächtige Wirkung auf die Nation erreicht der Dichter nur, wenn er große die Zeit erfüllende Grundgedanken in sich aufnimmt, um sie dann den Zeitgenossen in poetischer Verklärung und Steigerung vor das Auge zu stellen. Wo aber wäre dergleichen in der allgemeinen politischen, socialen und religiösen Gährung, die seit 1830 über unser Volk hereinbrach, zu finden, und vollends für den in der Restaurationszeit gebildeten Dichter zu finden gewesen? Uechtritz war ein warmherziger Patriot, aber er war kein Politiker im Sinne der neuen Zeit, so wenig wie die andern Genossen des Düsseldorfer Kreises, denen Allen bei der rastlosen künstlerischen Production das ästhetische Interesse jedes andere in den Schatten stellte. Nach altpreußischer Weise war er entschiedener Royalist, und demnach bereit, dem verehrten Königthum die Vorkehrungen für das Gemeinwohl vertrauensvoll zu überlassen. Je mehr sich die Gegenwart mit demokratischem Drange und mit politischem Parteitreiben erfüllte, desto weniger fand er im eignen Innern lebendige Berührungspunkte mit ihr. Völlig erfüllt von dem Sinne für ernste Forschung und allseitige Gerechtigkeit, sah er mit Widerwillen auf die leidenschaftliche Einseitigkeit und absprechende Oberflächlichkeit, die nun einmal in einem erregten Kampfe politischer Parteien, wo es auf rasches Erzielen momentaner Erfolge ankommt, unvermeidlich bleibt. Bei seinem großen historischen Sinne konnte er der immer stärker heranwachsenden Forderung, daß jeder Bürger an der Staatslenkung Antheil zu nehmen habe, eine innere Berechtigung nicht absprechen: im Gegentheil, er ließ in seinem,

dem Könige 1842 überreichten deutſchen Ehrenſpiegel die Germania ihren Kindern zurufen: doch nur preiſen kann ich's, daß ihr mehr als Weib und Kind umfaßt, an des Staats Entwicklung Theil nehmt, alles Rückwärtsſchrauben haßt. Immer aber blieb ihm die beſorgte Frage, ob durch eine ſo allgemeine Betheiligung an dem politiſchen Getümmel nicht die geiſtige Ruhe aus der Welt verſchwinden müßte, ohne welche die für Wiſſenſchaft und Kunſt erforderliche Sammlung und Vertiefung undenkbar iſt. Dies Gefühl ſteigerte ſich mit dem ſtets breiter und geräuſchvoller hervortretenden Wachsthum der materiellen Intereſſen, der Eiſenbahnen, der Fabriken, des Börſengetriebes; der raſtloſe Drang zum Erwerbe und die Mobiliſirung aller Lebensverhältniſſe drohten jeder äſthetiſchen Freude an dem Vorhandenen den Garaus zu machen; noch war die Zeit nicht gekommen, in welcher Guſtav Freytag und Adolf Menzel poetiſche Motive auch auf dem Boden der Induſtrie zu entdecken wußten. Dazu kam auf der einen Seite die neue Hinwendung der Naturwiſſenſchaft zu einer ſtreng mechaniſchen Weltauffaſſung, welche dem Urquell aller Poeſie, der Unabhängigkeit des perſönlichen Geiſtes, die Nahrung zu entziehn, und auf der andern die philoſophiſche und hiſtoriſche Kritik des poſitiven Chriſtenthums, welche die Autorität der Kirche und das Dogma, ja in einzelnen Ausläufern die Exiſtenz jeder Religion zu untergraben ſchien. Während die herrſchende Zeitſtrömung ſich immer mehr mit dieſen Tendenzen erfüllte, fand ſich Uechtritz dadurch im innerſten Herzen abgeſtoßen und betroffen.

Denn den tiefſten Grund ſeines Weſens bildete ein ſtarkes religiöſes Bedürfniß, ohne deſſen Befriedigung es für ihn keinen Antrieb zur Kunſt, keine Sicherheit im geiſtigen, ja keine Ruhe im äußern Daſein gegeben hätte. In feſter lutheriſcher Rechtgläubigkeit erzogen, wurde er weiterhin durch Adam Müller und Dorothea Tieck katholiſchen Anſchauungen zugeführt, in welchen

er, bei der Flachheit und Nüchternheit des damaligen protestantischen Rationalismus, vor Allem auf der ästhetischen Seite erquickende Anregung fand. Zugleich aber war sein künstlerisch begeisterter Sinn auch unsern Classikern, Lessing, Goethe und Schiller zugewandt, aus deren bewunderten Werken ihm ein ganz anderes Bild der realen Dinge und ihres poetischen Abglanzes als aus dem geschmückten Cultus der katholischen Kirche entgegen trat. Zu voller Klarheit strebend wie immer, und doppelt gewissensstreng gerade an dieser Stelle, erfüllte er Jahre und Jahrzehnte mit angestrengten Studien und Meditationen, um diese Gegensätze innerlich zu überwinden, und im Ringen mit den unlösbaren Fragen des menschlichen Daseins den festen Einheitspunkt für Leben und Denken zu gewinnen. So sind seine großen Romane, im vollen Sinne des Goethe'schen Wortes, Bekenntnisse geworden, dichterische Verkörperungen der eignen Kämpfe und Abschlüsse. In dem ersten, und wie ich glaube, bedeutendsten, Albrecht Holm, erscheint in farbigen und oft erschütternden Bildern, seine gründliche Auseinandersetzung mit der katholischen Kirche; in dem zweiten, dem „Bruder der Braut" entwickelt er gegenüber dem Rationalismus und Indifferentismus seiner Tage den Werth der protestantischen Heilslehren für ein nach Sühnung und Stärkung strebendes Gemüth; in dem letzten „Eleazar", feiert er die friedenvolle Glorie der ersten Christengemeinde inmitten des grauenvollen Untergangs des jüdischen Volkes. Bemerkenswerth ist es, daß er seine Stellung zu der modernen Evangelienkritik und deren Consequenzen nicht in gleicher Weise durch eine dichterische Production, sondern auf dem Gebiete des Gegners selbst, durch eine kritische Studie über den Ursprung und den Charakter des Evangeliums Johannis bezeichnet hat, eine Arbeit, deren wissenschaftliche Solidität auch diejenigen anerkennen werden, welche das Ergebniß derselben für einen Irrthum halten müssen.

So war der positive Glaube lutherischen Bekenntnisses bei ihm, wie bei dem Helden seines ersten Romans, trotz aller Angriffe und Lockungen von verschiedenen Seiten her, der Kern seines Daseins geblieben. Aber es war nicht bloß der gläubige Reformator, es war auch der lebensfrische und freier Forschung frohe Luther, dessen Spuren er nachfolgte. Nichts lag seinem hellen und wahrhaft humanen Sinne ferner, als düstere Weltflucht oder harter Dogmatismus. Energisch verwahrte er sich gegen die in gewissen rechtgläubigen Kreisen zur Mode gewordene Verdammung unserer classischen Dichter: niemand hat mit unbefangenerem Blicke und wärmerer Verehrung über Goethe geredet, als Uechtritz in seinem schönen Buche über das Düsseldorfer Künstlerleben. Als Schadow nach seiner zweiten Rückkehr aus Rom seinen ganzen Einfluß aufbot, um dort eine neue Auflage nazarenischer Kunstübung zu Stande zu bringen, hatte Uechtritz für ein in unserer Zeit hoffnungsloses Unternehmen nur einen milden Spott. Und so entschieden er sich von David Strauß und den Schülern Darwins hinwegwandte, so wenig wollte er etwas von der Doppelnatur des Protestantismus missen, welche seit den ersten Tagen der Reformation zum Hohne ihrer katholischen Gegner und zum Bollwerk ihres geschichtlichen Bestehens geworden ist: wie er von der Rechtfertigung durch den Glauben durchdrungen war, so bekannte er sich nicht minder kräftig auch auf dem religiösen Gebiete zu dem Princip der freien Forschung. Auf den letzten Seiten seines Albrecht Holm entgegnet dem katholischen Geistlichen, welcher die Gefahren einer solchen Freiheit für den Bestand des positiven Glaubens und des geschlossenen Kirchenthums hervorhebt, die Wittwe des Helden: „aus dem Schmelzofen freiester, rücksichtslosester Prüfung wird das göttliche Wort nur noch unüberwindlicher, wär's auch nicht in der Bekenntnißfassung Eures Tridentinums oder unserer symbolischen Bücher, hervorgehen. Unsere Kirche darf, um jene

der Religion drohende Gefährdung zu meiden, vor dem Rechte des Geistes, sich in der eigensten, innersten Tiefe seines Wesens zu befriedigen, nicht zurückschrecken. Das Verlangen, den Inhalt und die Beglaubigung des Christenthums nicht bloß nach dem Gewaltspruche einer zwingenden Autorität, sondern aus eigenster Zustimmung unseres Geistes zu erfassen, ist ein gerechtes und heiliges. In der Befriedigung dieses Bedürfnisses klopft der Lebenspuls unserer Kirche. Mit der Verläugnung desselben, mit der Ueberschätzung des äußeren Kirchenthums läuft sie Gefahr, in die Stellung eines Halbkatholicismus herabzusinken, welcher die Geistesgebundenheit, aber nicht die mächtige Gliederung und selbständige Machterscheinung des katholischen Kirchenwesens besitzt."

Uechtritz hat das Schicksal gehabt, daß in die Mitte seines Lebens und Schaffens eine große Wendung der nationalen Cultur gefallen ist. Wenn er dadurch der Gegenwart fremder geworden, so bleibt ihm ein ehrenvoller Platz in der Culturentwicklung unseres Volkes für immer gesichert. Und auch heute wird die Zahl derer nicht gering sein, welche, wenn sie einmal sich zu „Albrecht Holm" zurückwenden wollen, an der fesselnden, gestalten- und farbenreichen Erzählung, sowie an der edlen, das Buch durchströmenden Gesinnung sich erfreuen und erquicken werden.

Berlin, 18. October 1884.

**Heinrich von Sybel.**

# Aus Friedrich von Uechtritz's Leben.

## Von Th. Paur.*)

Unter den deutschen Dichtern im Gefolge der klassisch-romantischen Periode nimmt Friedrich von Uechtritz eine hervorragende Stelle ein. In naher persönlicher Beziehung zu Ludwig Tieck und Karl Immermann, von den Schöpfungen Beider fortdauernd innig berührt, hielt er seine eigenen doch frei von einem bestimmenden Einflusse jener zwei so eigenthümlich gearteten Schriftsteller; Schiller und Goethe, aus dessen Greisenalter noch eine freundlich anerkennende Kundgebung zu Uechtritz herüberreichte, verliehen seinem dichterischen Streben, auch wo es an das Aeußerste streifte, die künstlerische Mäßigung, welche seinem excentrischen Zeitgenossen Grabbe völlig abging. Uechtritz offenbarte in seiner persönlichen Erscheinung, in dem täglichen Hausleben, ebenso wie in seinem Dichten und gesammten schriftstellerischen Arbeiten, das schöne Maßhalten einer in sich gereiften Natur; damit verbanden sich, als charakteristische Merkmale, eine zarte Scheu vor dem Unedlen, Unsauberen auf leiblichem und geistigem Gebiete, peinliche Gewissenhaftigkeit in Aneignung und Verwerthung des wissenschaftlich Thatsächlichen und die sorglichste Acht auf Einwendungen von entgegengesetztem Standpunkte. Man brauchte nur zu sehen, wie werth Uechtritz die Bücher seiner auserlesenen Bibliothek hielt, wie die Spuren der vielfältigen Benutzung an ihrem geschmackvollen Aeußeren kaum sichtbar waren, wie aufgeräumt im anmuthendsten Sinne

*) Vortrag, gehalten in der Hauptversammlung der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften im Herbst des Jahres 1875, abgedruckt im neuen Lausitzischen Magazin. Nur der Schluß wurde, zur Vervollständigung des Bildes der letzten Lebensjahre des Geschiedenen, im Sommer 1884 von Marie von Uechtritz hinzugefügt.

des Wortes es in seinem Arbeitszimmer, wie einladend für Geist und Herz in den anderen von der Hand befreundeter Künstler geschmückten Räumen aussah, um eine Anschauung von seinem Wesen und den Bedürfnissen desselben zu gewinnen. Uechtritz lebte und webte im Genusse der bildenden Kunst, in letzter Zeit freilich, wo er fast gänzlich des Augenlichtes ermangelte, nur noch im Nachgenusse der Erinnerung; um so frischer war in seinem Gedächtnisse der Reichthum der poetischen Litteratur, an der er sich herangebildet, aufbewahrt geblieben, so daß er bis in die letzte Zeit seines Lebens im Stande war, Scenen aus Goethe's Iphigenie und Tasso ohne Anstoß mit dramatischer Lebendigkeit frei vorzutragen. Ebenso unerschöpflich war sein treues Gedächtniß an Erinnerungen aus dem Zusammenleben und dem Briefwechsel mit den meisten hervorragenden Schriftstellern und Künstlern der letzten Jahrzehnte, und wenn er von solchen sprach, geschah es mit jener heiteren Farbenfrische, welche nur dem geistig Durchlebten eigen zu sein pflegt.

Hier in seiner Vaterstadt Görlitz, wo er auch das Leben beschloß, erschien die von dem Aeußeren abgewandte, sinnend einherschreitende hohe Gestalt mit den scharf geschnittenen geistvollen Zügen den meisten seiner Mitbürger als ein Fremdling, von dem sie nicht wußten, welchen Schatz von vollbrachtem und noch gegenwärtig fruchtbar thätigem Geistesleben er in sich barg; möge es diesen Blättern, trotz ihrer Lückenhaftigkeit, in etwas gelingen, das Gedächtniß des Verstorbenen, und mit ihm das einer zurückliegenden vaterländischen Litteraturperiode unter den Lebenden neu anzufrischen und Einiges davon zur Anschauung zu bringen!

Friedrich von Uechtritz, aus einem in der Oberlausitz alt angesessenen adeligen Geschlechte, wurde am 12. September des Jahres 1800 zu Görlitz geboren, wohin sich die Mutter, um ihre Wochen abzuhalten, von dem nahe gelegenen väterlichen Gute Kuhna begeben hatte. Als nicht lange darauf das Gut verkauft wurde, siedelte die Familie nach Dresden über, wo der Knabe Privatunterricht empfing. Im Jahre 1814 kehrte sie

dauernd nach Preußen zurück, indem der Vater das Rittergut Heidersdorf, eine Meile weiter als das frühere Besitzthum in derselben südöstlichen Richtung von Görlitz, erwarb; der junge Uechtritz besuchte nun, seit dem Herbste des genannten Jahres, das Görlitzer Gymnasium. Von früh auf wurde das Interesse des geweckten Knaben für Litteratur, Poesie und Geschichte lebhaft angeregt und genährt durch die abendlichen Vorlesungen des Vaters im häuslichen Kreise wie durch die Bücherschätze des Hauses und die an klassischer Litteratur reichhaltige Bibliothek des Conrectors Kuhnert, bei welchem er sich während der Gymnasialzeit in Pension befand; auch gelegentlicher Geschenke von werthvollen Büchern, besonders historischen, als Wilken's Geschichte der Kreuzzüge, Goldsmith's römischer Geschichte, Anacharsis' Reisen, gedenkt Uechtritz in der von ihm zurückgelassenen Lebensskizze als wesentliches Beförderungsmittels seiner jugendlichen Ausbildung. So darf es nicht wundern, wenn Uechtritz schon auf der Schule sich unter seinen Mitschülern durch schriftstellerische, namentlich poetische Versuche hervorthat.

Zu Ostern des Jahres 1818 bezog derselbe die Universität Leipzig. Obwohl er die juristischen Studien, die ihm eine spätere Laufbahn im Staatsdienst eröffnen sollten, nicht vernachlässigte, so nahmen ihn hier doch vorwaltend allgemeine Studien der Philosophie, Geschichte und Poesie, dazu das gesammte geistige Leben der höheren Gesellschaft und der Umgang mit den bedeutendsten Männern der damaligen wissenschaftlich-litterarischen Kreise der Universitätsstadt in Anspruch; er selbst nennt aus jener Zeit nicht gleichstrebende Studiengenossen, sondern hervorragende Persönlichkeiten von Ruf, deren anregendem und bildendem Einflusse er sich hingab. Mit dankender Anerkennung erinnert er sich der glücklichen Stunden in der Familie und im gelehrten Freundeskreise des Professors Krug, des Philosophen, Patrioten und unerschrockenen Vorkämpfers des deutschen Liberalismus; auch Heinroth und Clodius traf er bei ihm, die neben ihren wissenschaftlichen Arbeiten zugleich in das Gebiet der Belletristik streiften. Häufige Spaziergänge mit dem geistvollen

Romaniſten Adolph Wagner, dem die Einführung guter Originaltexte und die Erklärung der großen italieniſchen Dichter in Deutſchland ſo Treffliches verdankt, lenkten des Jünglings Blick auch dem Süden zu, deſſen gluthvolle, zugleich tiefſinnige Poeſie nebſt der der Engländer während der Folgezeit für ihn eine Quelle anregender Formen und Stoffe war.

Eine nachhaltigere Einwirkung auf ſeinen ſpäteren Entwicklungsgang übten zwei andere perſönliche Beziehungen von der Univerſitätszeit. Zuerſt die mit dem Freunde und Geſinnungsgenoſſen von Gentz, Adam Müller, der damals als öſterreichiſcher Generalconſul in Leipzig wohnte, bekannt durch ſeinen Uebertritt zum Katholicismus und ſeine auf katholiſche Principien gegründete Staatsweisheit; die Vermittlung dieſer nicht ungefährlichen Bekanntſchaft geſchah durch den jungen Grafen Cajus Stolberg, Sohn des Dichters Leopold Stolberg. Aus dem geiſtvoll beredten Munde Adam Müller's gewann Uechtritz die erſte Empfänglichkeit für eine bewundernde Anerkennung der auf die Natur und die Bedürfniſſe des menſchlichen Gemüthes, beſonders in den großen Maſſen, ſo wirkſam berechneten Lehre, Organiſation und daraus erwachſenen Machtentfaltung der katholiſchen Kirche, wie ſie in einem Theile ſeiner Schriften zu Tage tritt und noch bis in ſein Greiſenalter, trotz bibelkundiger chriſtlicher Ueberzeugung und der von ihm lebhaft beklagten jeſuitiſchen Verirrungen der Curie in jüngſter Zeit, ſich in der Beurtheilung der kirchlich-politiſchen Verhältniſſe bei ihm geltend machte. Damals erſchien der auf das jugendliche Gemüth verſuchte Einfluß dem Vater und den Freunden ſo gefährlich, daß ſie mit ernſtlichen Abmahnungen in ihn drangen, die den Jüngling in körperlich krankhafte Aufregung verſetzten. Auch der ſpätere Umgang mit theuren katholiſchen Freunden, vor Allem, wie Uechtritz ſchreibt, der perſönliche Eindruck ſeiner großſinnigen Freundin Dorothea Tieck, der Tochter und litterariſchen Gehülfin des Dichters, ſowie eigene hiſtoriſch-theologiſche Studien ließen ihn mehr und mehr die kahle und verſtändige Nüchternheit des Proteſtantismus empfinden und ſich mit der Wärme der früheren

katholischen Kirchenlehre befreunden. Der von den Seinigen befürchtete Uebertritt zum Katholicismus unterblieb jedoch; wie er sich einerseits zu demselben sympathisch, andererseits zugleich verständig abwehrend verhielt, bezeichnete er selber treffend durch die Bezugnahme auf das Platen'sche Distichon:

„Wäre der Geist nicht frei, dann wär' es ein schöner Gedanke,
Daß ein Gedankenmonarch über die Seelen regiert."

Die Spuren eines solchen Gegeneinanderwirkens katholisch-poetischer und protestantisch-denkender Auffassung des Christenthums blieben in Uechtritz's Geist und Gemüthe bis zuletzt wahrnehmbar; nur führte ihn die philosophische Kritik niemals bis zu dem Punkte, daß er die Consequenzen der Darwin'schen Schöpfungstheorie und der David Strauß'schen Negation in ihrer äußersten Schärfe ohne eine gewisse leidenschaftliche Erregung zu besprechen vermochte.

Die zweite entscheidende Bekanntschaft aus den Universitätsjahren, ohne Zweifel von förderlich mäßigendem Gegengewichte zur vorigen, war die mit Ludwig Tieck, der seit dem Jahre 1819 sich in Dresden dauernd niedergelassen hatte. Er begegnete dem gefeierten Dichter der Romantik zuerst in einer kleinen Gesellschaft bei der Schwester der Gebrüder Schlegel, Gattin des Hofsekretärs Ernst in Dresden. Hier fand er, an Stelle eines geistberückenden Proselytenmachers, einen Dichtergeist von abgeklärter Gediegenheit, der den Culturbestrebungen aller Völker auf dem Gebiete der Dichtkunst mit tiefem Verständnisse gefolgt war und dieses Verständniß der deutschen Nation in meisterhaften Uebersetzungen, Erläuterungen und Kritiken eröffnet hatte und jetzt eben als mustergültiger Vorleser in ganz neuer Weise zu eröffnen fortfuhr, der selbst ein unversieglicher Born ächter Poesie, proteisch wechselnd in den mannigfaltigsten, immer krystallhellen Formen, neben dem Altmeister Goethe, dem ja sein Vorrang unbestritten blieb, zum Lieblinge der deutschen Lesewelt, zum Vorbild und Anhalte der jüngeren Dichter geworden war. Diese in solcher Art bedeutende Persönlichkeit mußte wohl auf den jungen Uechtritz einen fesselnden Zauber ausüben. Tieck

hatte bereits eine lorbeergekrönte Vergangenheit hinter sich und war doch noch in rastlosem Schaffen begriffen; sein ästhetischer Standpunkt, eine weite Allgemeinheit von Zeitaltern, Volksnaturen und dichterischen Ausdrucksweisen umfassend, ließ der Entwicklung des Jünglings, der für sein Streben den rechten Weg suchte, vollkommen freien Spielraum, obwohl er ihm gegenüber gelegentlich auch die Rolle des rathgebenden Mentors nicht verleugnete. Jedenfalls war seine Einwirkung auf Uechtritz eine nur mittelbare; die poetischen Arbeiten des Letzteren zeigen in der That nicht eine Spur von Nachahmung Tieck'scher Dichtweise. Die persönliche Liebenswürdigkeit Tieck's gegen ihn behielt Uechtritz sein Leben hindurch in treuem Andenken, und nicht wenig ermuthigend für Letzteren war es, daß der große Dramaturg fortdauernd lebhaftes Interesse für dessen dramatische Dichtungen bezeigte, sie empfehlend in die litterarische Welt einführte, ja dieselben häufig zur Vorlesung in den von ihm geladenen geselligen Abendkreisen wählte. Noch während der Studienzeit versuchte sich Uechtritz selbst an einem umfangreichen Trauerspiele, von welchem nichts weiter bekannt ist, als daß der Stoff desselben aus Sismondi's Geschichte der italienischen Republiken im Mittelalter entnommen war; außerdem erschienen von ihm, in Journalen veröffentlicht, eine Novelle und eine Anzahl kleinerer Gedichte.

Gegen Ende des Jahres 1821 trat Uechtritz zu Berlin als Auscultator und Referendar in die Justizverwaltung ein, und er genügte nicht bloß pflichtmäßig den Anforderungen derselben, sondern scheint darin auch mit innerem Antriebe gearbeitet zu haben. Doch der beste Theil seines Geistes, Herz und Seele, gehörten der Poesie und Litteratur an. Dem entsprechend waren auch die geselligen und freundschaftlichen Beziehungen, in welchen er während dieser Zeit zu Berlin lebte. Zuerst empfing ihn ein engerer Kreis von jungen Männern, unter welchen Heinrich Heine und Grabbe die bedeutendsten: auch hier wahrte Uechtritz, mitstrebend, beobachtend und lernend, seine Selbständigkeit, und weder das souveräne Sichgehenlassen des Einen, noch die geniale

Rohheit des Anderen fanden ihren gelehrigen Schüler an ihm. Dann verlebte Uechtritz seine Mußestunden in erweitertem Verkehr, zum Theil freundschaftlicher Berührung, mit allen damals hervorragenden litterarischen Persönlichkeiten der Hauptstadt. Der Historiker Friedrich von Raumer, der hegelianische Rechtsphilosoph Gans, der Kunstkritiker Waagen, der Criminalist Hitzig, der Uebersetzer Streckfuß, der Romanschriftsteller Häring, der spätere Gründer der Düsseldorfer Malerschule Fr. W. von Schadow, die Dichterin Helmine von Chezy, der Schauspieler und Theaterdichter Holtei, außerdem noch Chamisso in seiner frischesten Kraft, Varnhagen und Rahel, förderten und belebten wechselsweise sein Interesse für Litteratur und Kunst; insbesondere auch die litterarbelletristische Mittwochsgesellschaft, worin Chamisso und Varnhagen den Ton angaben, sah ihn in ihrer Mitte; dazu gesellten sich entferntere oder seltenere Begegnungen mit Alexander und Wilhelm von Humboldt, mit Hegel, Steffens, A. W. von Schlegel und Schleiermacher. Es bedarf nur der Anführung dieser Namen, um den weiten Kreis verschiedener und bedeutender Anregungen zu umschreiben, welche damals auf die junge Schöpferkraft bildend einwirkten.

Schon in den ersten Jahren des Berliner Aufenthaltes trat Uechtritz, fast gleichzeitig, mit drei großen historischen Tragödien an die Oeffentlichkeit; sie erschienen gedruckt im Jahre 1823, theils zu Brandenburg theils zu Berlin, unter den Titeln „Chrysostomus", „Rom und Spartacus", „Rom und Otto III." Die Stoffe derselben, aus der byzantinischen, altrömischen und deutschrömischen Geschichte, sind darin zu wirkungsvollen, malerisch gruppirten Tableaux verarbeitet; die Scenen wechseln in der bunt lebendigen Shakespeare'schen Weise, der versificirte Dialog in einfach gegliederter Sprache läßt mit manchen geschickt angebrachten Pointen der Charakterentwicklung bequemen Raum. Besonders treffend sind die gegensätzlichen Charakterzüge der germanischen und romanischen Volksthümlichkeiten und die dadurch bedingten Situationen zur Darstellung gebracht, und manche Scenen davon würden auch heute des Eindruckes von der Schau-

bühne herab nicht verfehlen. Uechtritz sandte diese größeren Erstlingsschöpfungen vor dem Drucke zur Beurtheilung an Tieck: mit Zagen trat er vor denselben als seinen „Meister und Richter", wurde auch anfangs durch längeres Schweigen von ihm eingeschüchtert, dann aber empfing er Rath und aufmunternden Zuspruch.

Zwei Jahre später hatte Uechtritz das Trauerspiel „Alexander und Darius" vollendet. Es ist in demselben ein bedeutender Fortschritt gegen die vorher genannten Arbeiten nicht zu verkennen: der Plan einheitlicher, die Ausführung sicherer und klarer, Handlung und Schauplatz von weltgeschichtlicher Bedeutung und in dieser ihrer Würde gehalten und durchgeführt. Der große historische Hintergrund, der Sturz des überlebten, an Ueberfülle hinsiechenden Orientes durch die jugendfrische Kriegs- und Geistesmacht des Griechenthums, läßt die Hauptpersonen der Handlung, Darius und Alexander, als Vertreter dieses Gegensatzes plastisch gestaltet hervortreten. Die schwermüthige Ahnung des Darius von der Unvermeidlichkeit seines Unterganges, theils erwachsen aus dem Ueberdrusse despotischen Waltens, das seinem menschlichen Gefühle widerspricht, theils aus dem Bewußtsein der Uebermacht des Macedoniers; das unabweisliche Gefühl der Furcht wie der Hochachtung vor dem kühnen Eroberer; dabei die hingebende Liebe zu seiner Gattin Statira, die den Geliebten aus dem hoffnungslosen Kampfe hinweg in die idyllische Einsamkeit der Paradiesesgärten retten möchte, — diese Züge zu einem harmonischen Bilde von wehmüthig düsterer Färbung vereinigt, scheiden sich ebenso scharf ab von dem hoffnunggeschwellten, mit sicherem Schwertesschlag die Zukunft sich erobernden, freudig und trotzig, seiner selbst gewiß, dem Aeußersten entgegenblickenden Charakter Alexanders, wie andererseits auch in diesem der hohe menschliche Sinn den edleren Regungen des Darius begegnet und der Dichter uns so in Beiden die schöne Blüthe der Menschlichkeit nicht vermissen läßt. Das bacchische Siegesfest Alexanders in Persepolis und der klägliche Tod des verrathenen Perserkönigs auf einsamer Flucht führen zuletzt zu dem Augen-

blicke tragischer Entscheidung, wo der Besiegte, aller Täuschung baar, sterbend dem schwelgenden Sieger prophezeien kann:

„Ich bin erwacht — doch Alexander träumt noch;
Ihm scheint die himmelüberwölbte Erde
Ein Tempel noch, wo Er als Gott sich brüstet
Und Throne sich als Opfer fallen sieht.
Der Tempel bleibt, allein der Gott wird fallen,
Wie seine Opfer!"

Auch ahnte und fühlte der irdische Gott wohl selbst das Herannahen des Vernichters; aber die innere Zuversicht ist stärker:

„Mag mich in Jugendkraft des Todes Pfeil
Versammeln zu des Orkus bleichen Schatten,
Mein Name wird doch bleiben, wie der Name
Achills, begeisternd, großer Seelen Vorbild,
So ewig als die Erde!"

und er ruft am Schlusse seinen Kriegern, die nach Frieden verlangen, den abweisenden Befehl zu:

„Nach Indien laßt meine Fahnen wallen!"

Die bacchisch-dithyrambische Lyrik im vierten Acte, nach Tieck's Meinung ein kühnes und neues Unternehmen des jungen Dichters, worin derselbe die Siegesorgie zur Darstellung bringt, entfremdet allerdings für eine Weile dem dramatischen Gange der Handlung: aber dieser Bestandtheil war dem Bilde nothwendig und konnte kaum in geeigneterer Form zu seinem Rechte gelangen; auch ist es dem Dichter doch mehr, als Tieck zugeben will, geglückt, den sinneberauschenden Taumel der Scene in die Handlung selbst hineinzustellen, ich meine dadurch, daß er während und vermittelst desselben vor unseren Augen den Brand des Königspalastes, der nach alter Prophezeiung den Untergang des Reiches bedeuten sollte, sich vollziehen läßt. Der ebenso wohlwollend als scharf blickende Kritiker hat in einer umfangreichen Vorrede zu der Druckausgabe von 1827 seine Bedenken gegen die Schwächen des jugendlichen Werkes, in der Dramatisirung einiger Scenen sowie in Sprache und Versform, nicht zurückgehalten, aber ebenso rückhaltlos und warm die echt poetische, zum Theil meisterhafte Ausführung, besonders aber die

selbständige Haltung des Dramas gegenüber den geltenden Meinungen des Tages, deren Vertreter es an Angriffen auf die neue Erscheinung nicht fehlen ließen, anerkannt und vertheidigt; er hob hervor, wie treu der Geschichte das Charakterbild Alexanders sich darstelle, nur mit dem verklärten Auge angeschaut, mit welchem der Dichter die Geschichte sehe und verstehe; die Fehler des Stückes, sagt Tieck, seien alle nur Fehler eines Neulings und die Schönheiten die eines Dichters. Auch die Rahel sprach sich brieflich gegen Tieck in ihrer enthusiastischen Weise, stark eifernd gegen die ästhetischen Verkehrtheiten ihrer Tage, ganz entzückt von dem Eindrucke, den die Dichtung auf sie gemacht habe, aus, und von Goethe berichtete später Holtei, er habe das Buch mit sich herumgetragen und sich liebkosend daran ergötzt, wie an einem edlen, rein poetischen Werke. Die Berliner Freunde nannten Uechtritz damals ihren „Alexandarius" und betrachteten mit Respect, wie gewissenhaft er zum Behufe des Druckes und der Aufführung den Wortlaut des Dramas in möglichster Vollendung festzustellen suchte. Für die Aufführung in Dresden 1826 sorgte Tieck selbst mit bestem Fleiße; eine solche fand dann auch in Berlin und in Wien statt; die Schauspieler gingen mit Lust an die Vorführung der schönen, hell beleuchteten Rollen; der Erfolg des Dichters auf der Bühne schien für die Folgezeit gesichert.

Kaum war die Dichtung durch die Aufführung und den Druck öffentlich bekannt geworden, so übersendete Uechtritz zu Anfang des Jahres 1827 schon einen neuen, in Stoff und Form völlig verschieden gearteten dramatischen Versuch zur Beurtheilung an Tieck; es war das historische Schauspiel „Das Ehrenschwert". Historisch ist es der Grundlage und dem Kostüme nach, nicht bezüglich der auftretenden Personen; die Geschichte spielt in der Uebergangsperiode vom Mittelalter zur Neuzeit und bringt einen Familienconflict aus den Parteikämpfen der Patrizier und der Zunftbürger in Nürnberg zur Darstellung. Der Hebel der dramatischen Verwicklung ist die Liebe eines Jünglings aus der Zunftgenossenschaft zur Tochter des patrizischen Bürgermeisters;

der gekränkte Ehrgeiz des jungen Helden, dem das Ehrenschwert von der Parteisucht der Regierenden abgesprochen wird, bricht sich an dem Patriotismus des Verletzten und findet am Ende volle Befriedigung im Untergange für die Rettung der Vaterstadt gegen den Verrath an den auswärtigen Feind. Für einen solchen Stoff paßte der prosaische Dialog, welchen der Dichter wählte, besser als der jambische Vers; der sprachliche Ausdruck ist einfach, derb und ein wenig nüchtern. Tieck konnte sich diesmal mit der Arbeit seines Schützlings nicht einverstanden erklären: er vermißte die eigentliche Kraft und Begeisterung des Tragischen und damit zugleich die Wahrheit und Ueberzeugung, wünschte auch die Verlegung der Scene von Nürnberg nach einer italienischen Stadt, etwa Mailand, und in eine frühere Zeit. Deshalb rieth er davon ab, das Stück in dieser Fassung einer Bühne anzubieten; Uechtritz hatte bereits Schritte für die Aufführung am königlichen Theater in Berlin gethan und bewirkte nun sofort einen Aufschub derselben bis zum Winter, wo sie dann vor sich ging. Auch an eine Umarbeitung im Sinne Tieck's legte er Hand an, hoffte namentlich einen großartigeren geschichtlichen Hintergrund zu gewinnen; aber er gab zuletzt den Versuch doch auf und ließ das Manuscript, wie es war, im Pulte liegen, bis im Jahre 1860 ein Theaterartikel in der Voß'schen Zeitung auf die mehr als zufällige Uebereinstimmung des damals in Berlin aufgeführten „Zunftmeisters von Nürnberg" von Oscar v. Redwitz mit dem „Ehrenschwert", welches nur durch die Aufführung von 1827 bekannt geworden war, aufmerksam machte. Dies veranlaßte Uechtritz, sein Jugendwerk wieder hervorzusuchen und mit einigen Verbesserungen für den Druck vorzubereiten; indeß auch diesmal unterblieb die Veröffentlichung; auch scheint keine weitere Aufführung als die erste stattgefunden zu haben.

Inzwischen trug sich in Uechtritz's äußeren Verhältnissen eine bedeutungsvolle Veränderung zu: er verließ im Juni 1828 Berlin und trat als Assessor bei dem königlichen Landgericht in Trier ein. Das Leben in dieser abgeschiedenen Stadt war

freilich, wie Uechtritz an Tieck schreibt, kein sonderlicher Ersatz für so Manches, was er in Berlin zurückließ; aber er empfand doch das Wohlthätige einer Entfernung, die ihn aus den bisherigen so zu sagen ausgelebten in neue Verhältnisse versetzte, und grade in einem Zeitpunkte, wo Berlin der Tummelplatz sehr unedler Streitigkeiten war, in die er auch *seinen* Namen hineingezogen sah, und welche ihm den ferneren Aufenthalt daselbst verleideten. Aber schon im Februar des folgenden Jahres 1829 schied er auch von Trier, nachdem er die gleiche Stellung beim Landgerichte zu Düsseldorf erlangt hatte, wohin ihn die günstige Lage des Ortes, das dort zu schönster Blüthe entfaltete Kunstleben und bedeutende Persönlichkeiten von tief greifender Wirksamkeit in Kunst und Litteratur, wie Schadow und Immermann, mächtig zogen.

Der Düsseldorfer Aufenthalt der nächsten drei Jahrzehnte war für Uechtritz die Quelle einer reichen, Anregung empfangenden und Anregung spendenden geistigen Thätigkeit; hier erst fand er die nährende Muße, in Stille und lebendiger Wechselbeziehung, deren sein Geist nnd Gemüth bedurften, wie sein organisirt sie waren, um in behaglicher Freiheit geistig genießend und schaffend athmen zu können. Mit den Verhältnissen in Düsseldorf erklärte er sich gegen Tieck fortdauernd sehr zufrieden; es sei eine wahre Freude, schreibt er, die Malerakademie zu betreten, und man dürfe die schönsten Hoffnungen darauf gründen. Diese hatte durch die Berufung Schadow's zum Director im Jahre 1826 einen erfreulichen Aufschwung genommen: die bedeutende Persönlichkeit dieses Mannes herrschte allerdings imperatorisch im Kreise der Künstler, sein scharfer Blick aber, seine hohe Einsicht leiteten auf den richtigen Weg und wußten den Befähigten wirksam zu fördern. Uechtritz bewegte sich täglich, unabhängiger als die Anderen, in diesem Kreise, würdigte mit liebevollem Verständnisse die Schöpfungen der Kunst, die er hier in den Jahren vor sich entstehen sah, und war zugleich eifrig bemüht, bei abendlichen Zusammenkünften durch Lectüre die litterarwissenschaftlichen Lücken der Künstler, besonders der jüngeren,

auszufüllen. Auswahl und Vortrag des Mitzutheilenden blieb Uechtritz überlassen, der seine Freude an dem jungfräulichen Entzücken der Hörenden hatte, die erst durch ihn mit Tieck's Schriften, mit den griechischen Tragikern, mit Aristophanes und Calderon bekannt wurden. Auch an den Maskenscherzen der Künstler, von Musik und Gesang begleitet, nahm Uechtritz thätigen Antheil; die großen Musikaufführungen während der zweijährigen Anwesenheit Mendelssohn Bartholdy's, mit welchem er ebenfalls freundschaftlich verkehrte, verliehen dem Interesse der Maler für die Tonkunst auch eine ernstere Haltung. Dagegen beklagte Uechtritz die katholisch-kirchliche Richtung des Meisters Schadow, die er von seiner italienischen Reise im Jahre 1830 heimgebracht: „er schien sich", schreibt er an Tieck, „wie ein Abtrünniger vorzukommen, der früher von Rom als Kunstapostel ausgesandt, das Himmelreich vergessen und der Eitelkeit der Welt gefröhnt, mit anderen Worten, statt einer Madonnen- eine Genremalerschule gestiftet habe." Uechtritz, der doch selbst eine lebhafte Sympathie für die poetisch-künstlerischen Elemente des Katholicismus hegte, gewahrte mit Besorgniß diesen einseitigen Einfluß des Directors auf einen Theil seiner Schüler; es ist bezeichnend für die damalige religiöse Stimmung unseres Uechtritz, wie er sich in seiner Darstellung des Düsseldorfer Kunst- und Künstlerlebens über das Verhältniß des Katholicismus und des Protestantismus zu einander und zu den Künsten ausspricht. Er unterscheidet zwischen jenem heiteren, im freien lebendigen Flusse befindlichen Katholicismus, welcher die reformatorische Richtung noch in sich schloß, und dem späteren, in den festen Formen des tridentinischen Concils erstarrten Kirchenthum, das nach dumpfer, von Weihrauch verdickter Gewölbesluft duftete und mit einem Fanatismus des dürrsten Verstandes verbunden war; aber auch den ersten frischen Anregungen der Reformation, bevor auch *sie* in Dogmatismus und ascetisch eifernde Frömmelei erstarrten, zollt der Verfasser seine volle Zustimmung. So verlangt er von der Kirche die Anerkennung des gesunden Menschlichen, und ist nicht gewillt, zu Gunsten des Pietismus

auf unsere großen Dichter zu verzichten, in deren Schöpfungen der innerste Herzschlag der Nation pulsire, sich loszusagen, wie die Pietisten es thun, von dem „Olympier" Goethe, welchen verschmähen so viel heiße, als sich von dem Marke des geistigen Lebens unseres Volkes ablösen. Auf dem Gebiete der Malerei erschienen ihm deshalb Rafael und Dürer mit ihren christlichen Bildern in gleichem Rechte, während er dem Wiederbeleben dieser Richtung durch Schadow und Overbeck, als dem Geiste der Zeit widersprechend, seinen Beifall versagen mußte.

Aus dieser Stellung mag man erkennen, wie Uechtritz mit der durch und durch protestantischen Natur des Malers Karl Frd. Lessing sich so innig befreunden konnte; ein beredtes Zeugniß davon liefert die tief eindringende Charakteristik dieses Künstlers nach seinem Wesen und Schaffen in dem Buche über Düsseldorf. Uechtritz folgte im Laufe der Zeit nicht bloß dem Entstehen einer Reihe Lessing'scher Bilder, sondern er fand auch Veranlassung, dem Freunde mit wohlerwogenem Rathe, mit Anregung und Zuspruch beizustehen: er war es, der den Künstler zur Ausführung des „trauernden Königspaares" drängte, als derselbe, durch Schadow entmuthigt, an seinem Berufe zur Historienmalerei verzweifelte; eine Vorlesung von ihm, aus K. A. Menzel's deutscher Geschichte, führte Lessing zur Conception seiner Hußbilder, für deren letztes und bedeutendstes, das Concil zu Constanz, er dem Künstler zu dem Porträt des feinen diplomatischen Cardinals auf der linken Seite des Bildes als Modell diente. Die Zimmer des Verstorbenen bargen manches Kleinod von der Hand des großen Künstlers; auch den Carton des ersten Entwurfes zu Lessing's Lenore, der in der späteren Ausführung, wie Uechtritz meinte, nicht zu Gunsten der Naturwahrheit der Hauptfigur abgeändert wurde.

Die Beziehungen unseres Uechtritz zu dem Kreise der Künstler bilden indeß nur die eine Seite seines Düsseldorfer Aufenthaltes; eine andere ganz wesentliche ist sein Verhältniß zu dem Schriftsteller Karl Immermann. Dieser war zwei Jahre vor Uechtritz von Magdeburg an das Landgericht in Düsseldorf ver-

ſetzt worden. Als Dichter bereits allbekannt, wenn auch verſchieden beurtheilt, fand er ſich bald in dem genialen Künſtlerleben, das er hier antraf, heimiſch, und er eröffnete demſelben ſofort eine weitere Bahn in der Richtung der dramatiſch-theatraliſchen Kunſt, auf welcher er ſelbſt die nächſten Jahre hindurch der maßgebende Herr und Meiſter blieb, in ähnlicher Weiſe, wie Schadow im Bereiche der Malerakademie. Beide Männer waren von einem gleich energiſchen Willen beſeelt, der ſich den Mitſtrebenden gegenüber nicht immer auf wohlthuende Weiſe geltend machte, und es bedurfte eines verſtändig und liebenswürdig vermittelnden Elementes, um manche Härten und Störungen in ihrem gemeinſchaftlichen Wirken auszugleichen. Die Rolle eines ſolchen Vermittlers wurde Uechtritz zu Theil, für deſſen edlen Charakter K. v. Holtei darin das glänzendſte Zeugniß ſieht, daß er ſich einer ſo entſchieden dominirenden Herrſchernatur, wie Immermann, liebend zu fügen verſtand, ohne an eigener Selbſtändigkeit ſich etwas zu vergeben.

Als Uechtritz in Düſſeldorf eintraf, hatte er eben Gelegenheit, in der zwiſchen dem Grafen Platen und Immermann ausgebrochenen litterariſchen Fehde ſich Letzterem in freundſchaftlichem Lichte zu zeigen; dies wurde der Beginn ihrer auf gegenſeitige Hochſchätzung und gemeinſame Begeiſterung für Kunſt und Litteratur gegründeten Freundſchaft, die bis zum Tode Immermann's im Jahre 1840 faſt ungetrübt ausdauerte. Zu Beiden geſellte ſich in gleichem Streben als Dritter der Kunſtforſcher Karl Schnaaſe, ebenfalls am Landgerichte, als Oberprocurator, angeſtellt; ſo hatten ſich, wie Immermann ſcherzend gegen Tieck bemerkt, durch einen ſonderbaren Zufall an dem Düſſeldorfer Juſtizhofe drei Leute zuſammengefunden, die ſo wenig, als ihnen nur möglich war, an Recht und Gerechtigkeit dachten. Ihre geſelligen Zuſammenkünfte, wechſelnd im Hauſe der Drei, nachdem auch Uechtritz im Jahre 1837 mit Marie Balan zu „glücklicher ſegensreicher Ehe", ſo ſchreibt er ſelbſt, ſich verheirathet, und der befreundeten Familie v. Sybel, gewährten durch geiſtigen Verkehr und friſche Mittheilung poetiſcher Schöpfungen dieſem

engeren Kreise von Männern und hochgebildeten Frauen einen fruchtreichen Genuß, wie ihn jene Abendgesellschaften der Künstler nicht zu bieten vermochten. In diesem glücklichen Zusammenleben sah Uechtritz die bedeutendsten der späteren Dichtungen Immermann's entstehen und er war damals wohl meistens der Erste, der einen Einblick in den Ursprung und das Fortschreiten der Werke des Dichters gewann; ein ähnliches Verhältniß, wie das zu den Schöpfungen des Malers Karl Frd. Lessing.

Außerdem von wesentlicher Förderung für Immermann's Hauptstreben in Düsseldorf, das Theater, war Uechtritz's ästhetisch-praktischer Antheil an der Leitung desselben. Dieses hob Immermann aus Versumpfung und herkömmlicher Gewöhnlichkeit durch energische Anstrengung aller Kräfte des ihm zu Gebote stehenden Personals zu einem Kunstinstitut ersten Ranges, in welcher Art es seit der Weimarer Bühne unter Goethe's Leitung nicht mehr bestanden, leider nur auf wenige Jahre, empor. Er schuf eine Bühne im guten alten Sinn, welche die klassischen Dramen von Goethe, Schiller, Shakespeare und Calderon zu würdiger Aufführung brachte; die Productionen der Gegenwart, also auch die von Immermann selbst und Uechtritz, blieben unberücksichtigt. Im Augenblick ihrer Auflösung 1837, lediglich durch Mangel an pecuniärer Unterstützung herbeigeführt, blühte die Anstalt gerade im frischesten Leben, und Uechtritz war es, der im Vereine mit Immermann ihr einen rühmlichen Abschied bereiten half. Wie dieser den Freund ansah und schätzte, hat er in seinen Maskengesprächen, wo er selbst die Rolle des schwarzen Domino spielt, während er Schnaase in der des blauen, Uechtritz in der des rothen auftreten läßt, mit poetischer Verhüllung angedeutet. Die Freunde durften sich noch an dem späten, doch jugendfrischen Eheglücke Immermann's mit Marianne Niemeyer erfreuen; den Empfang der Neuvermählten in Düsseldorf feierte Uechtritz durch ein heiteres Festspiel, in welchem er die Gestalten des Immermann'schen „Münchhausen", selbst den Käfer aus der Ziegengeschichte, dramatisch vorführte und in eigener Person den Hofschulzen mit imponirender Würde

zur Darstellung brachte, ohne eine Ahnung davon, daß schon nach zehn Monaten das liebliche Band durch den Tod gelöst sein würde. Die junge Wittwe blieb in Düsseldorf und in freundschaftlicher Beziehung zu Uechtritz, dessen vielseitiges Wissen und feines Verständniß sie gegen Tieck rühmend anerkennt, zugleich mit sorglicher Theilnahme seine angegriffene Gesundheit beklagend, die ihn so oft in seiner geistigen Thätigkeit hemme. Ein unvergängliches Denkmal hat Uechtritz seinem Schauen und Schaffen in Düsseldorf mit dem erwähnten Buche „Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben", das in den Jahren 1839 und 40 ohne völligen Abschluß erschien, gesetzt; es behandelt in einer Reihe geistreich combinirender Ausführungen, von der Betrachtung des Düsseldorfer Kunstlebens ausgehend, das geistige Leben der Zeit überhaupt nach seinen verschiedenen Richtungen und repräsentirt mit dem besonderen Gegenstande und der eigenthümlich vorschreitenden Methode der Entwicklung auf dem Gebiete der Kunstlitteratur im weiteren Sinne des Wortes einen vereinzelt hervorragenden Versuch.

Von Uechtritz's eigenen dichterischen Arbeiten aus dieser Zeit sind vorerst noch zwei geschichtliche Dramen anzuführen, die zu den vorangegangenen wie unter sich selbst, nach Ort, Zeit und Behandlung, in einem gegensätzlichen Verhältnisse stehen und welche die dramatische Wirksamkeit des Dichters abschließen, nämlich das Trauerspiel „Rosamunde" und das dramatische Gedicht „die Babylonier in Jerusalem"; jenes im Jahre 1834, dieses 1836 zu Düsseldorf gedruckt erschienen. Von der bürgerlich-nürnbergischen Stadtgeschichte und der ihr gemäßen prosaischen Gesprächsweise sehen wir den Dichter wieder zurückgewendet zu den idealeren Stoffen der Vorzeit, in „Rosamunde" zum Beginne des Mittelalters, in den „Babyloniern" zur alttestamentlichen Geschichte des jüdischen Reiches. Dort spielt eine grauenvolle Familientragödie des lombardischen Königshofes, streng dramatisch durchgeführt, hier die verhängnißvolle Täuschung des Prophetenthums auf einem Schauplatze und unter Einwirkungen, die den freien Willen der handelnden Personen gebunden

halten und so allerdings das dramatische Interesse des Stückes beeinträchtigen, während es sonst ebenso reich an prächtiger Diction, ergreifender Lyrik und blendend schönen Gruppirungen erscheint, wie das andere durch straffe Haltung, einschneidend scharfen Dialog und die unheildrohende Verkettung der Thatsachen, die das Ganze umfängt, einen furchtbaren Eindruck auf das Gemüth hervorbringt, verwandt nur demjenigen, welchen die düstersten der Alfieri'schen Tragödien zur Folge haben. Doch hatte „Rosamunde", ungeachtet ihrer Bühnengerechtheit, kein Glück auf dem Theater: in Berlin wurde das Stück zurückgewiesen, in Dresden ungünstig aufgenommen, in Wien die Aufführung durch die Zeitumstände verhindert. Dieser schlimme Erfolg machte Uechtritz in weiteren Erwartungen von der Bühne für seine dramatische Thätigkeit irre; wie er an Tieck schreibt, mochte es ihm nicht genügen, bloß für den Leser zu dichten, und so dürfen die „Babylonier", die ohnehin der theatralischen Vorführung widerstreben, als sein dramatischer Schwanengesang angesehen werden, über welchen hinaus er keinen Anspruch mehr an die deutsche Schaubühne erhob. Den Stoff zu den „Babyloniern" hatte Uechtritz schon seit Jahren von der Berliner Zeit her liebgehegt: er hörte dort an einem der litterarischen Abende von Ludwig Robert, dem talentvollen Bruder der Rahel, die Mittheilung, daß Heinrich von Kleist ein Trauerspiel von der Zerstörung Jerusalems durch Titus beabsichtigt, er selbst dann diesen Schatz, doch erfolglos, zu heben versucht habe; er nahm davon einen lebhaften Eindruck in sich auf und indem er dasselbe tragische Ereigniß in der früheren Periode des Nebukadnezar wiederfand, überdies mit der Perspektive des erhofften Messias, gestaltete sich ihm nach großen Schwierigkeiten sein dramatisches Gedicht; für die Geschichte des letzten Unterganges durch die Römer bot sich ihm noch viel später eine andere Verwendung.

Der Thronwechsel in Preußen eröffnete der Stadt Düsseldorf die Aussicht, den neuen Herrscher Friedrich Wilhelm IV. in ihren Mauern zu begrüßen und die Musen wetteiferten, die

Ankunft des kunstliebenden Monarchen zu verherrlichen. Immermann war kurz vorher gestorben; die Aufgabe einer poetischen Festfeier fiel demnach Uechtritz zu. Gern ergriff er die Gelegenheit, von der kritischen Beschäftigung mit einer Arbeit über Schiller für die deutsche Vierteljahresschrift zur „alten geliebten Leier" zurückzukehren. In einem Cyclus romanzenartiger Gedichte, eingefügt in die erzählenden, deutenden und überleitenden Vor- und Zwischenreden der personificirten Zeit, entrollt der Dichter vor uns ein Gemälde der Glanzepochen des deutschen Nationallebens, von der großen Befreiungsthat Hermanns bis zu dem hoffnungerweckenden Regierungsantritte Friedrich Wilhelms IV. Alle Thaten des deutschen Geistes in der Politik, in Kunst und Litteratur reihen sich zu einem Ruhmeskranze unserer vaterländischen Geschichte, welchem indeß auch das Unheilvolle des Zeitverlaufes eingewebt ist, vor allem der Zwiespalt, die Trübung in den Gemüthern, dann die Zersplitterung des Nationalkörpers in Theile ohne Einheit und Kraft. Zur Heilung des Einen besteige soeben ein Fürst den Thron,

„Von reichbegabtem Geist und warmem Herzen,
Von bildungsweitem Blick und deutschem Sinne;"

das Andere, Höhere, werde das königliche Weib Germania dem einig gewordenen, sich selbst treu gebliebenen deutschen Volke bringen, die Wiederaufrichtung des Kaiserstuhles und mit diesem den Sieg im Kampf für Erb' und Gut,

„Sei es in des Nordens Eb'nen, sei es an der Mosel Fluth!"

So dichtete Uechtritz, der deutsch gesinnte Edelmann, seinen „Ehrenspiegel des deutschen Volkes", welchen er am 10. Februar 1842 dem Könige überreichte und in demselben Jahre mit einem Anhange vermischter Gedichte von geringerem Werthe zu Düsseldorf erscheinen ließ. Es darf hier auch nicht unerwähnt bleiben, wie Uechtritz zehn Jahre später auf die damals gehegten Erwartungen von dem Regierungswechsel zurückblickte; auf dem inneren Titelblatte seines Druckexemplares finden sich handschriftlich vom 1. November 1854 die Verse:

„Wohl träumt' ich schönen Traum, als dieses Lied entstand;
Doch laßt uns, ob seitdem manch' edles Hoffen schwand,
Laßt uns in treuer Brust den frohen Glauben hüten,
Daß die entfall'nen nicht Germaniens letzte Blüthen!"

Zur selben Zeit, als Uechtritz diesen Preisgesang auf die Vergangenheit und Zukunft Deutschlands dichtete, legte er Hand an die Ausführung eines umfassenden historischen Romanes. Die erste Anregung zu dem Plane desselben empfing er aus dem Studium der Schriften Leopold Ranke's, dessen objectiv würdigende Auseinandersetzung der geschichtlichen Verhältnisse des Papstthums und der Reformation mit seiner selbstgewonnenen Auffassung von früher so gut übereinstimmte. Der Roman „Albrecht Holm" sollte die Reformation nach ihren innersten geistigen Bewegungen und deren Wirkungen in Italien darstellen; doch hatte sich ihm diese Aufgabe, wie er an Tieck schreibt, erst aus der besonderen Fabel entwickelt, die ihm vor einigen Jahren aufging und sich in ihm immer mehr zu einem beinahe erlebten Ereigniß ausbildete. Die Aufgabe war eine so weitschichtige, daß die Freunde an der Vollendung derselben zweifelten, zumal Uechtritz nur langsam und mit der gewohnten peinlichen Sorgfalt bei der Arbeit vorging. Aber das Werk kam glücklich zu Stande und erschien 1852 und 53 zu Berlin in sieben Bänden. Die Angelpunkte der geschichtlich-romanhaften Darstellung sind die Festwurzelung der kirchlichen Reform in den bürgerlichen und adeligen Kreisen Deutschlands und der Gegenkampf der Hierarchie von Italien her mit allen Waffen eines absolutistisch geeinigten, streng gegliederten Kirchenregimentes, in gegenwärtigem Falle zugleich mit der Geist und Gemüth umgarnenden Beredsamkeit hochgebildeter Prälaten und einer anmuthig täuschenden Philosophie des Gewährenlassens in Glanz und Ueppigkeit. Auch die deutsche Einfalt Albrecht Holm's wird in Rom von dieser Philosophie, noch mehr von den Reizen einer schönen und geistreichen Italienerin gefangen genommen; aber er findet sich wieder zurecht, kehrt in die Heimath zu seiner Braut zurück und gründet sich mit ihr einen ächt deutschen

Familienherd. Die schlichte Wahrheit gewinnt den Sieg über die glänzende Lüge; aber es ist dem Dichter nicht auch gelungen, die Phantasie des Lesers mit diesem Siege zu befreunden, und sie wendet sich ungern und ernüchtert von den strahlenden Bildern des Südens zu dem graulichen Norden zurück. Die Fülle des erzählenden, des schildernden und des religiös-philosophisch betrachtenden und entwickelnden Inhaltes ist an sich fast überwältigend; doch hat sie der Dichter weise in Schranken zu halten gewußt und dem letzteren Bestandtheile wäre nur einige Rückhaltung zu wünschen, um mit den anderen zusammen ein Meisterstück historischen Romanes zu bilden.

Wie Uechtritz über die Verwendung des Geschichtlichen in der Poesie dachte, spricht er früher einmal, zunächst bezüglich des Dramas, doch zugleich in umfassenderem Sinne, gegen Tieck aus. Während der Historiker Loebell die strengste Unterordnung der dramatischen Poesie unter die Geschichte oder vielmehr die Einheit von beiden vertheidigt und diesem gegenüber Immermann der Willkür des Dichters fast gar keine Schranken setzen will, repräsentire er selbst bei den darüber entstehenden Streitigkeiten eine Art von juste milieu und schmeichle sich mit Tieck's Beistimmung. „Auf der einen Seite", schreibt er, „kann ich nicht zugeben, wie Immermann meint, daß der Dichter mit seinem Stoffe wie ein Russe mit seinen Leibeigenen schalten dürfe, — von der anderen Seite muß ich aber darauf bestehen, daß, wenn er wie Jacob um die schöne Rahel sieben Jahre gedient, dann die Reihe an ihn komme, Herr im Hause zu sein. Aber, wie gesagt, er muß erst dienen." Diesen siebenjährigen Dienst um Rahel, fast buchstäblich genommen, hat sich Uechtritz nicht verdrießen lassen, und sein „Albrecht Holm" zeigt, daß er dann auch Herr im Hause geworden.

Der Roman blieb fortan für Uechtritz die einzige Form, in welcher er die von ihm erfaßten sittlichen Probleme zu poetischer Lösung brachte. Im Jahre 1860 erschien weiter zu Stuttgart in drei Bänden „Der Bruder der Braut". Die Grundlage der Dichtung ist ebenfalls geschichtlich: dieselbe spielt

in der Epoche des Sturzes und der Erhebung Preußens zu Anfang des Jahrhunderts, und eine Reihe von Charakterbildern und Thatsachen sind aus der lebendigen Erinnerung des Verfassers selbst aufgenommen; alles das ist mit spannender Lebendigkeit und den innigsten Antheil erweckend dargestellt. Von besonderer Eigenthümlichkeit ist es, daß die Geschichte sofort mit einer erschütternden Katastrophe beginnt und das Folgende für die Hauptperson im Wesentlichen nur die Bedeutung hat, zu zeigen, wie sie über ihren Fall sich erhebt, und die Freudigkeit des Lebens, die sie durch einen schweren Fehltritt eingebüßt hatte, zurückgewinnt. Es war ein schönes, aber gewagtes Unternehmen von dem Verfasser als Mitgliede eines Gerichtshofes, daß er den absichtslosen Verbrecher, indem der von ihm begangene Todtschlag verschwiegen bleibt, die „sittliche Lösung ohne rechtliche Sühne" finden läßt, wie der Beisatz zum Titel es ausdrückt; aber daß er ihn in seinem Ringen nach neuer Sicherheit und Würde des Daseins nicht auf das eigene sittliche Bewußtsein stellt, sondern von dem Zuspruche des Beichtigers abhängig macht, gewährt seinem Charakterbilde nicht die volle Selbständigkeit, die man dem Helden des Romans wünschen möchte.

Ein dritter Roman, „Eleazar", womit Uechtritz seine dichterische Thätigkeit beschloß, erschien im Jahre 1867 zu Jena. Der Stoff dieses Spätlings gehört einer weit zurückliegenden Lebensperiode an, nämlich den in Berlin empfangenen Anregungen zu dem Drama „Die Babylonier in Jerusalem". Es wurde oben erwähnt, wie der Dichter daneben die letzte Belagerung durch die Römer nicht aus den Augen verlor, und, wenn ihm der Gegenstand damals für die dramatische Bearbeitung völlig unhandlich und spröde erschien, so zeigte sich ihm derselbe nun als einer der ergiebigsten und gewaltigsten, dabei günstig und bildsam zu dichterischer Behandlung, indeß nur in der schlichten, anspruchslosen Form der Erzählung. So schreibt der Verfasser selbst in dem Vorworte zu seinem „Eleazar", fügt jedoch bei, „er habe den Muth, das volle Gewicht der Bedeutung einer

Tragödie dafür in Anspruch zu nehmen und auf eine der tragischen Poesie verwandte Wirkung zu hoffen." Und diese Erwartung hat den Dichter nicht getäuscht: in Wahrheit trägt die Erzählung, welche über die Belagerung Jerusalems hinaus bis zur letzten blutigen Opferthat des Eleazar in der Bergfeste Masada reicht, in dem äußerst knappen Rahmen für die schrankenlose Weite und Tiefe des Inhaltes innerlich mehr den Charakter einer Tragödie als den einer erzählten Geschichte; das fortschreitende Entsetzen der Begebenheiten trifft die Seele des Lesers mit rascheren und gewichtigeren Schlägen, als es sonst im Wesen des Romanes liegt. Das Historische, nach dem Berichte des Josephus, ist bis in die nebensächlichen Züge hinein mit großer Treue festgehalten, ohne der dichterischen Weihe zu entbehren. Härten des Ausdruckes, die hier und da die Lecture erschweren, sind dem Prosastile des Verfassers von früher eigen und werden überall von der Bedeutsamkeit des Inhaltes aufgewogen.

Als Uechtritz seinen „Eleazar" schrieb, befand er sich nicht mehr in Düsseldorf. Er hatte im Jahre 1858 mit dem Titel eines Geheimen Justizrathes aus Gesundheitsrücksichten den Staatsdienst verlassen, erfreute sich noch im Jahre 1860 der Ertheilung des Ehren-Doctordiploms von der philosophischen Facultät zu Bonn, und siedelte dann, im April 1863, für immer in seine Heimathstadt Görlitz über. Hier durchlebte er mit patriotischer Begeisterung die gewaltigen Ereignisse der Zeit, die seine früh gehegte Hoffnung auf die Zukunft Deutschlands erfüllten. Hier gab er sich während der letzten ihm vergönnten Lebensjahre, so weit seine körperlichen Kräfte es gestatteten — und oft darüber hinaus — den Geist bewahrte er frisch bis zum Ende — den ernstesten Studien über das Evangelium Johannis hin. Diese Aufgabe erfüllte so sehr seine ganze Seele, daß er die äußersten Schwierigkeiten überwand, die Durchführung in entsprechender Weise möglich zu machen. Ein schweres nervöses Augenleiden, welches in den letzten Jahren die Sehkraft immer mehr schwinden ließ und mit gänzlichem Erblinden drohte, gestattete ihm nicht mehr selbst zu lesen und zu schreiben. Aber

es war, als ob das Licht, welches äußerlich immer mehr erloſch, nur deſto heller nach innen ſtrahlte. Immer tiefer drang unter der großen Prüfung der Blick ſeines Geiſtes in die ewige Wahrheit. Je feſter und freudiger er wurde im eigenen Beſitz, um ſo milder wurde er gegen Andere. Dieſe Milde, faſt möchte man ſagen Verklärung, auch der äußeren Erſcheinung, war im ſteten Wachſen; über die ganze Geſtalt ergoß ſich, wie Fernestehende verſicherten, ein Abglanz der tief-innerſten Harmonie ſeines Weſens. Wenn die Ergebung, ja Freudigkeit bewundert wurde, mit der er die harte Prüfung der immer ſchwächer werdenden Augen ertrug, äußerte er: „Es iſt Gottes Gnade, welche mir die, mich ſo ganz hinnehmenden Studien über das Johannesevangelium ſchenkte! Dies Werk vollendet — weiß ich nicht, wie ſchwer mir das Daſein, ohne leſen und ſchreiben zu können, werden wird!“ —

Dieſer harte Kampf ſollte ihm erſpart werden. Kaum war die letzte Zeile geſchrieben, ſo durfte er eingehen in die Heimath des ewigen Friedens.

So ſchloß ſich in der Nacht vom 14.—15. Februar 1875 ein im beſten Sinne des Wortes vollendeter Lebenslauf. Mit jugendlicher Hingebung trat der Dahingeſchiedene in die Idealwelt des deutſchen Geiſtes ein, ſchuf aus der eigenſten Tiefe Dichterwerke von deutſchem Sinn und Klang und hinterläßt ſo das Andenken eines rein und ſelbſtlos dem Dienſte des Ideals gewidmeten Daſeins, des Ideals im höchſten und reinſten Sinne, in des Wortes edelſter Bedeutung.

# Briefe aus Leipzig

von

## Friedrich von Uechtritz an seine Eltern und Geschwister

aus den Jahren 1819—1821.

Leipzig, den 27. März.

Theuerſte Eltern,
Herzliebſte Großmutter,
Gute Schweſtern und Brüder!

Ich bin nun glücklich hier in Leipzig angekommen und nach Wunſch aufgenommen worden. Ich habe bei Krugs die Portraits meiner Schweſtern vorgezeigt und die Profeſſorin fand, das der Marie en face habe einige Züge von mir, beſonders in den Augen. — Das hätte ich nimmer erwartet. Auch die Butlar*) fand einiges in dieſem Bilde getroffen. Arme Marie, unſeliger Fritz!

Nun zu den glücklichen Tagen Dresdens. Freitag früh ½ 8 Uhr führte mich ein ungeſchickter Diener, dem ich ſagte, ich wolle zum jungen Grafen, unangemeldet recht mitten in das Zimmer der jungen Gräfin, welche noch nicht einmal gefrühſtückt hatte. Von ¼ auf 9—9 ging ich mit Albrecht Löben ſpazieren auf der Brühlſchen Terraſſe. Um 10 Uhr begab ich mich zum göttlichen Tieck. Er ſprach ſehr gütig mit mir über meine Verſuche und bat mich zum Abend zu ſich. Ich erſchien. Baron Malsburg, ein franzöſiſcher Graf, Amatheus Wendt, waren gegenwärtig. Auf eine Viertelſtunde erſchien auch die Gräfin Löben, die Gräfin Breßler nebſt drei andern Damen. Das Geſpräch war unendlich intereſſant, Tieck vollendet in jeder Bewegung, jedem Wort. Er behielt uns zum Abendeſſen. Den Sonnabend früh machte ich eine Viſite bei Graf Kalkreuth, den ich nicht zu Hauſe fand. Nachmittags ward ich von der Butlar gezeichnet. Abends gingen wir auf den Brühlſchen Garten, wo ſich die ſchöne Welt im concert vereinte. Den

*) Bekannte Malerin, Nichte der beiden Schlegel.

ersten Feiertag früh ging ich zu Fuße nach Pillnitz in fürchterlichen Regengüssen, Frau von Butlar schützend umklammernd und den Regenschirm triumphirend emporhaltend. Wie wir nach Hause kamen, fand ich eine Einladung von Tieck und eine andre vom Grafen Kalkreuth auf den zweiten Feiertag Abends. Der letztern war hinzugefügt, daß ich, sollt' ich eine Abhaltung haben, wenigstens eine Stunde früher ihn besuchen möge. Ich zog die erste vor und ging den zweiten Feiertag früh zu Tieck, um ihm mein Erscheinen zu melden. Er sprach mit mir über Shakespeare und Calderon. Um 5 Uhr Nachmittags erschien ich beim Graf Kalkreuth, in dem ich einen jungen überaus artigen, recht vernünftigen Mann kennen lernte. Dann begab ich mich zu Tieck's. Er sprach mit mir sehr lange und mit viel Theilnahme über das Butlarische Verhältniß, urtheilte sehr ungünstig über den Herrn Baron und sagte mir, er habe einer Scene der Brutalität beigewohnt, die er nicht für möglich gehalten hätte, wobei sich der alte Ernst aber als ein feiner Mann benommen habe. Haben Sie nicht Acht gegeben, wenn dieser Mensch zur Thüre herein tritt? Kein Mensch von irgend einiger Welt erscheint auf diese Weise in der Gesellschaft. Mit jeder Bewegung verräth er seine niedrige extraction — (eigne Worte). Dann las er uns Heinrich IV. von Shakespeare vor. Ich war nicht mehr auf der Erde. Bis ½12 Uhr bin ich mit Prof. Wendt und Graf Hohenthal über die Brücke gelaufen, um unsre Begeisterung in die Nachtluft zu hauchen.

Tieck hat mir ein paar Bücher geliehen. Ich benutzte diese Gelegenheit und brachte sie ihm den dritten Feiertag in aller Frühe zurück. Wir sprachen über Malerei. Um 10 Uhr fuhr ich von Dresden ab, in Gesellschaft einiger alter Weiber. Herabgestürzt aus allen meinen Himmeln.

Die Butlar ist ein höchst liebenswürdiges kindliches Wesen. Schade, daß sie mit diesem Manne verkuppelt ist. Sie fängt jetzt an recht berühmt zu werden. Gräfin Anikneff, ihre vertraute Freundinn, posaunt ihr Lob in der großen Welt und selbst Tieck gestand, sie habe ein schönes Talent. — — —

Hier findet mich Alles um vieles magerer geworden. Wie geht das zu? Below*) meinte, das wäre doch sonst nicht der Fall, wenn die jungen Herrn zu Hause reisten. Ich schiebe alles auf mein Trauerspiel, nach dem sie daher in großer Erwartung sind.

Leipzig, den 7. Januar 1820.

Seit ich Euch das letzte mal schrieb, ist in dem Innern Eures guten Freundes, des bekannten Dichters Peter, eine große Veränderung vorgegangen, die ihm selbst, wie Ihr leicht errathen könnt, unendliche Freude macht. Er hat nämlich die herrlichste, tiefste, verzückteste (bitte nicht falsch zu lesen) Tragödie gedichtet, die jemals aus der Feder eines Peters geflossen ist. Sie liegt jetzt auf der kritischen Bleiche bei Herrn Adolf Wagner und ich hoffe Euch im nächsten Briefe die brillantesten Nachrichten darüber ertheilen zu können. Für jetzt genug davon, nur bemerke ich schließlich, daß sie unter die verständlichsten Arbeiten unseres Freundes gehört.

Den Neujahrstag benutzte ich, um beim Hofrath Suabedissen eine Visite zu machen, wodurch ich in eine der liebenswürdigsten Familien eingeführt worden bin. Den Sonntag hab' ich einen vergnügten Abend in seinem Hause zugebracht. Gestern Abend war ich beim Prinzen zum Thee. Die ungeheuer reiche Mad. Reichenbach und ihre Schwägerin, eine hessische Exhofdame, waren zugegen. Mad. Reichenbach war sehr gütig und freundlich gegen mich und goß mir selbst die Milch in den Thee. Es kostet mich gewiß nichts als einen Besuch, um ihre Soupers, Diners, Thee's, Bälle u. s. w. zu theilen. Ich war auch gestern in besonders keckem Humor und unterhielt die Gesellschaft mit launigen Erzählungen, besonders von der Einweihung des Friedrichsaals in Annaberg, die ich zwar schon letzten Sonntag bei der Mittagstafel zum Besten gegeben hatte, die aber Frau von

*) Oberst von Below, Erzieher der Kinder des Prinzen Friedrich von Hessen.

Below noch einmal zu hören wünschte. Alles lachte herzlich und mit Gottes Hülfe sollt Ihr auch zu Ostern darüber lachen.

Wenn ich etwas hexen könnte, würde ich mir das Haus des Prinzen um 1000 Schritt näher rücken; denn in der jetzigen Kälte ist wirklich der Weg beschwerlich. Gestern führte ich Fräulein Zenge*) zu Hause, welche sich eine Maske vor das Näslein gebunden, so daß sie mit ihrem wallenden schwarzen Schleier anzusehen war wie ein gespenstischer Spuk.

Wie wir beim Petersthore vorüber trippelten, lud mich das Fräulein durch die kleinen Aeuglein ihrer Maske zur Betrachtung des wunderschönen Nachthimmels ein. Eben wollt' ich pflichtschuldigst mit bebenden Lippen und klappernden Zähnen lispeln: o — o — überschöne! als die Erde neidisch auf den bewunderten Himmel wich unter meinen Füßen, und ich — —

Doch eben sehe ich, daß der Brief zu lang werden möchte. Lebt also Alle herzlich wohl! adieu, adieu, und bemitleidet den armen gefallenen

Dichter Peter.

Leipzig, den 4. Februar 1820.

Physisch und psychisch befinde ich mich jetzt so wohl, als ich mich jemals befunden habe. Heute habe ich mein zweites dramatisches Werk, ein kleines romantisches Drama, vollendet. Wahrscheinlich wird es im nächsten Richterschen Almanach erscheinen, wovon der Professor Wendt Redacteur ist, mit dem ich in näherm Verhältniß stehe. Sonst hat auch Adolf Wagner, der sich sehr freundschaftlich gegen mich zeigt, mir versprochen es unterzubringen.

Die Eitelkeit will ich so viel möglich niederkämpfen — ein wenig Eitelkeit muß man aber jedem Dichter zugestehen, sonst wird ihm Muth und Kraft fehlen, etwas Tüchtiges zu leisten; und ein wenig Eitelkeit muß man auch mir zu Gute

*) Schwägerin des Professor Krug.

halten, der ich von dem unbedeutenden, unbemerkten Studioſus, vier Treppen hoch auf dem Brühl, mich zu meiner jetzigen, gegen meine ehemaligen Verhältniſſe gewiß ſehr glänzenden Lage heraufgeſchwungen habe.

Brockhauſen iſt in Ungnade gefallen, und ich bin jetzt erſter Günſtling im Below'ſchen Hauſe. Manchmal viermal in der Woche bin ich dort, welches mir freilich viel Zeit raubt.

Neulich hat mich der Prinz von Heſſen in ſeinem Wagen mit zum Prinzen von Hollſtein genommen und mich dort eingeführt.

Ein junger Grieche, Manuſſi, der bei Reclams mit wohnt, iſt ein ſehr gebildeter Menſch, auf mannigfache Art in der Welt herumgeſchleudert, in deſſen Geſellſchaft ich mich recht wohl befinde. Wir gehen täglich ſpazieren und er erzählt mir ſeine Abenteuer — Sehr unterhaltend iſt er, wenn er von ſeiner ehemaligen Braut mit den ſieben Nebenbuhlern ſpricht.

Alle 14 Tage geb' ich einen literäriſchen Thee, wobei Löben, Brockhauſen, Manuſſi und Stübel erſcheinen. Manuſſi und Brockhauſen ſtreiten ſich gewöhnlich zum Beſten der Andern über politiſche Gegenſtände, wobei freilich letzterer ſehr den Kürzern zieht.

Die Frau von Below iſt eine unendlich liebenswürdige Frau. Der Muſikdirector Schneider wird den 7. März ſein neues Oratorium, das Weltgericht, hier in einem Concert aufführen laſſen. Wolle man das ſeinem Bruder ſagen, wenn man ihn ſieht — er wird es wahrſcheinlich noch nicht wiſſen, denn dieſe beiden Herrn Brüder ſind nicht fleißige Briefſteller.

Ich freue mich außerordentlich auf Oſtern, und würde mich noch mehr freuen, wenn ich mich nicht hier ſo wohl befände. — Verzeiht dem ſchwachen Menſchen!

Hier iſt große Bewegung geweſen, wegen der Spaniſchen Revolution. Jetzt iſt alles wieder ruhig.

Ich habe Euch ſo vieles durcheinander geſchrieben, daß Euch ganz ſonderbar zu Muthe ſein muß. Doch das iſt eben die rechte Form des Briefes, daß er keine Form hat.

Leipzig, den 7. März 1820.

Ich freue mich außerordentlich, recht bald wieder in Eurer lieben Mitte zu sein, wenn nur das Wetter milder werden wollte. Hier sitzen wir bis über die Ohren im Schnee.

Mit was für alten Nachrichten Ihr Euch aber doch tragt! — Der König von Spanien hat nie Madrid verlassen — die Insurrection lebt und webt vorzüglich im südlichen Spanien um Cadix herum, noch ist es zu nichts Ernstlichem gekommen. Das Arsenal von Cadix ist in den Händen der Insurgenten. — Das Gerücht von der Flucht des Königs wurde durch eine falsche Nachricht im journal des débats veranlaßt.

Vorgestern war ich auf dem Gewandhausballe, eingeladen vom Prinzen von Hollstein, ich hatte die Ehre, die Prinzessin-Mutter zur und von der Tafel zu führen. Heute Abends bin ich beim Prinzen von Hessen, und morgen auf einem thé dansant beim Prinzen von Hollstein.

Gestern führte Schneider sein Oratorium, das Weltgericht, in dem Concertsaale auf — Das Publikum war außerordentlich zahlreich, selbst die Antichambre zum Erdrücken voll, Löben war einer Ohnmacht nahe, ich selbst wurde von meinem Hute getrennt, den ich im Schutze Manussi's zurückgelassen hatte, so daß ich, trotz meiner großen Sehnsucht nach Hause zu gehen, das Ende abwarten mußte, Hofrath Suabedissen entfernte sich gleich, nachdem der Teufel gesungen hatte, indem er meinte, die Thüre der Antichambre, in der wir Beide unsern Stand hatten, spiele mit zu unangenehmen accorden dazwischen. — Von dem Professor Suabedissen, von Adolph Wagner, von Professor Heinroth werde ich Euch etwas nach Heidersdorf mitbringen, damit Ihr diese vortrefflichen Männer näher kennen lernt.

Fräulein Zenge hat mir neulich das Compliment gemacht, mir zu versichern, sie stelle sich meine Familie sehr liebenswürdig vor — ob Ihr denn nicht Leipzig einmal besuchen wolltet? — Wenn Ihr auch das nächste Mal nicht alle mitkommen könnt, würde doch gewiß Asta oder Marie ein Plätzchen

auf meinem Kutſcherſitze finden (NB. dieſe Bemerkung iſt nicht von Fräulein Zenge).

Der Zirkel, in dem ich hier lebe, ſowohl Männer als Frauen, iſt vollendet in ſeiner Art. Löben*) habe ich ſehr lieb, und möchte daher nicht gern bei ihm auf den Strauch ſchlagen, indem ich mich anböte, die Hälfte zu bezahlen. Er würde meine tiefere Abſicht merken, und unſer Verhältniß, welches jetzt ſo iſt, wie ich es wünſche, könnte dadurch geändert werden — Lieber entſchließe ich mich mit der Poſt zu fahren.

Ich habe mich mit Löben verabredet, uns während dieſer Ferien recht oft gegenſeitig zu beſuchen.

Ich leſe auf Anrathen Suabediſſens jetzt Jacobi von den göttlichen Dingen — ein Philoſoph ganz nach meinem Sinn.

Leipzig, den 16. März 1820.

Was Gott genommen, wird er treu bewahren. Die Nachricht von dem Tode der guten Tante hat mich nicht wenig erſchüttert. Sie war eine von denen Perſonen, die ich mir von der Erde nicht weg denken konnte, mein Aufenthalt in Dresden wird daher diesmal nicht angenehm ſein.

Den Dienſtag ſtarb die Tante, den Mittwoch Abend kam der Vetter zu mir, ſagte mir, ſie ſei ſehr krank und er ſolle nach Dresden kommen, borgte ſich auch Geld bei mir für die Reiſe. Den Donnerſtag, eben wie ich zum Eſſen gehen wollte, trat mir der Kammerherr Gersdorf bei der Nicolaikirche mit der Todesnachricht entgegen; den Freitag Nachmittag ward Roſenmüller feierlich beerdigt, Abends war ich in der Probe des Schneiderſchen Weltgerichts. — Der große dunkle Saal, die einzelnen Lichter vor den Notenpulten, die Muſik — alles Vorangegangene regten meine Phantaſie ſo an, daß ich mich nie

*) Graf Albrecht Löben, jüngerer Bruder des unter dem Dichternamen Isidorus Orientalis bekannten Grafen Löben, blieb bis zum Tode mit Uechtritz befreundet.

in ähnlichem Zustande befunden habe. — Um die Tante reihete sich alles — was für Bilder mir wechselsweise durch den Kopf fuhren, mag ich Euch nicht schreiben, weil es Euern Schmerz erneuern würde — die Nacht darauf schlief ich nicht. Den Morgen darauf hatte ich mich aber an die Idee ihres Todes gewöhnt, seit der Zeit träume ich alle Nächte von der Tante. Den Sonnabend schrieb ich Euch den kurzen Brief, worin ich Euch ihre Krankheit meldete. Ich glaube, eine lebhafte Phantasie ist in solchen Fällen allemal unglücklicher, indem sie die schneidendsten Contraste paart, das höchste Leben mit der grausenhaftesten Vernichtung. —

Wenn ich die Fremdenstube allein inne haben könnte, würde mein Wohlbefinden bei Euch um die Hälfte vermehrt werden — dazu ein mäßiger Tisch, ein Tintenfaß, ein Buch Papier, einige Federn. Das kleine Teufelchen in mir liebt außerordentlich die Bequemlichkeit und sollte ich erst in dem Saal mir alles mit Mühe zusammentragen und mich einschließen, so würde das kleine boshafte Thierchen, welches sehr eigensinnig ist, mir gewiß keinen einzigen guten Gedanken, kein einziges gutes Bild zukommen lassen. Es macht überhaupt nur in den ersten Morgenstunden seine Kapriolen mit Grazie und steht durchaus nicht unter meinem Befehl. Ich bitte Dich, gute Großmutter, meine Bitte zu erhören.

Den großen thé dansant beim Prinz Emil nebst den mimisch plastischen Darstellungen dabei werde ich Euch mündlich beschreiben.

Vorgestern Mittag aß ich mit Mahlmann beim Prinz von Hessen. Er ließ seinen Witz sprühen gegen den buckligen Professor Gilbert, der auf einem Kissen ihm entgegen thronte.

Vorgestern Abend traf ich beim Prinz Emil mit Robert Welk zusammen. Gestern Abend war ich beim Prinz von Hessen, heute sind wir bei Krug's, morgen wird Wagner bei Suabedissen eingeführt, ich freue mich sehr darauf.

Die 50 Thlr. habe ich mit großem Dank erhalten, hoffe sie aber unentsiegelt zurückzubringen. Vielleicht werde ich in Dresden

Geld bekommen, vielleicht antwortet mir auch der Graf Vitzthum, ehe ich Leipzig verlasse.

Den Palmsonntag gehe ich von hier ab. Die Zeugnisse sind bestellt.

Leipzig, den 27. Mai.

Daß mein letzter Brief noch nicht bei Euch angekommen ist, ist mir recht unangenehm. Doch vielleicht befindet er sich jetzt in Euren Händen. Nun zur Beantwortung Deiner Fragen. Wegen des Gewitters und überhaupt des Feuers ängstige Dich nicht, liebes Mütterlein, das Haus ist ganz massiv, und die Treppen steinern und schön. Auch scheinen überhaupt Gewitter hier nicht sehr häufig zu sein. Die Stube selbst gefällt allen, die sie bisher gesehen haben, und sie finden, trotz der Höhe, das Logis nicht zu theuer. Ich steige auch jedesmal die Treppen so langsam, daß es mehr ein Kriechen als Gehen ist, ich winde mich ordentlich hinauf; hab' ich 81 Stufen mich glücklich hinaufgewälzt, so betracht' ich ein Weilchen das Leben und Weben auf dem Hofe, den man sich gar prächtig vorzustellen hat, indem er aus vier schönen steinernen Gebäuden besteht und mehr einem kleinen Marktplatz gleicht. Du siehst leicht, daß ich mich auf diese Art nicht zu sehr angreife, und der beste Beweis ist, daß ich oft meine Stube, diesen Caucasus, mit vollerem Athem ersteige, als weiland das Maulwurfshügelchen auf der Wurstgasse, welches ich freilich gewöhnlich im Gallopschritt erstürmte. Und wie viel näher ist nicht meine Wohnung der Sonne als die anderer Sterblichen, wie viel näher nicht „den seligen Uranionen". Doch wenn ich auch den Klang der Sphären, die himmlischen Chöre, in deren Mitte ich gleichsam schwebe, und die mir bereits den Plan zu einer Tragödie eingegeben haben, die alles, was Tragödie heißt, übertreffen soll, wenn ich auch diese überirdischen Seligkeiten übergehe, so muß ich doch wenigstens den Vorzug an meiner Wohnung preisen, daß mein irdischer Schneider und die Frau Schneiderin, sintemal sie nur die Frau eines Schneiders, nicht selbst eine Schneiderin ist,

äußerst reinliche Leutchen sind, wovon, und von noch andern Annehmlichkeiten ich der Großmutter Bericht erstatten will.

Meine Zähnenoth ist vorüber, die wahrscheinlich ihren Grund in der verdammten Zugluft hatte, in der ich mich beim Oberhofgerichtsrath Haubold durchfächelt sehe. Der Professor Wendt, den ich heute abgethan habe, ist ein sehr lieber gefälliger Mann; willst Du ihn näher kennen lernen, so lies den Artikel Naturrecht im Conversationslexikon, der von ihm herrührt. Weiter hab' ich nichts wichtiges Dir zu melden, nur noch das einzige, daß ich wahrscheinlich sehr wenig Bekanntschaften unter den Studenten machen werde, theils mit Willen, theils unfreiwillig. Es fehlt sehr an Gelegenheit, wenn man nicht von den öffentlichen Orten, o du mein einziges Vergnügen singt, oder den Fechtboden frequentirt.

Symb. Wer sich zum Ziele die Höhe gestellt,
Kommt wenigstens bis zur Mitt' in der Welt.

Ipsilanti.

Du verlangst, liebes Großmütterchen, ich soll Dir mein tägliches irdisches Leben, nach allen Qualitäten, beschreiben, und es sei gewagt. Da nun dies, um Deine Wünsche gehörig zu befriedigen, in ächt qualifizirter Prosa geschehen muß, so erlaube mir, die Muse der prosaischen Prosa, wenn es eine giebt, gehorsamst zu ersuchen, mir dabei hilfreiche Hand zu leisten.

O musa, tu che di caduchi allori
non circonda la fronte in Elicona,
Tu spira al petto mio celesti ardori.

Nie vermöcht' Ich's allein zu verkündigen, oder zu nennen,
Wären mir auch zehn Kehlen zugleich, zehn redende Zungen,
Wär' unzerbrechlicher Laut, und ein ehernes Herz mir gewähret,
Wenn Du, prosaische Muse, mir nicht, aus juristischen Sälen
Hülfreich sagtest, wie Butter, wie Semmel, wie Brod, Thee, Wasser
Alles beschreiben ich soll', und zerschmetternden Muth mir ins Herz gabst.

— — — — — — — — — — — — — — —

Nun, gute Großmutter, hab' ich Dir wohl genug von Speise und Trank geschrieben und mein Versprechen erfüllt. Nun schließe ich mit der Bitte, da wir doch einmal vom Essen

reden, Du mögeſt auf Michaeli ſechzig Schock ſächſiſcher Aepfel und einige Waſſerkannen Rohm bereit halten, um mich irdiſch ganz zu beſeligen. Für die wiederholten Beweiſe Deiner Güte danke ich tauſendmal, beraube Dich nur nicht ſelbſt, das wäre ja eine Sünde von mir.

Leipzig, den 5. Juli 1820.

Hier weiß ich auch nicht das geringſte Neue, was ſich nicht beſſer mündlich zu Michaeli als ſchriftlich vortragen ließe. Die poetiſchen Entwürfe, mit denen ich ſchwanger gehe, wie ſehr ſie auch mein ganzes Weſen erfüllen, intereſſiren Dich doch weniger. — Vorigen Sonnabend lernte ich bei Drögers den berühmten Johannes Falk kennen. Der gute Vater und Herr Dranitz, die ich herzlich grüßen laſſe, werden Dich weiter über dieſen Mann berichtigen können, — nur ſo viel will ich Dir verſichern, daß er einer der frömmſten und herrlichſten Menſchen in Deutſchland iſt, voll der hinreißendſten Beredſamkeit.

Abends übe ich mich auf der Promenade in der ſchweren Kunſt des Unterhaltens, eines leichten ziemlich ſinnloſen Spielens auf der Oberfläche. Prinzeſſin Emil, die mit ihrer ganzen Familie, ſämmtlichen Töchtern durch die Alleen regelmäßig ſich wälzt, ſcheint einiges Talent dazu in mir entdeckt zu haben und zieht mich einſam Wandelnden durch geſellſchaftliche Fragen — haben Sie wohl meinen Mann geſehn? — in ihre Geſellſchaft, wo ich dann die obenbenannten Studien anzuſtellen reichliche Gelegenheit habe und als treuer Cicerone ſie bis an die Pforten ihres Palaſtes begleite.

Vorige Woche war bei Krugs größerer Thee — Prinz Friedrich — Below's — Clodiuſens — Jablonovsky — Buttrich — Olivier — Oppen — Schwarzenberg's — Fr. v. Uechtritz waren gegenwärtig — der älteſte Schwarzenberg hat ſehr meinen Beifall.

Ich fühle mich genöthigt, die anfängliche Behauptung, daß ich nichts Neues zu melden hätte, jetzt beim Abſchied zurück zu nehmen.

Leipzig, den 7. Nov. 1820.

In dem Schranke der seligen Großmutter muß ein kleines Gemälde sich finden, welches die Gute für mein Stammbuch bestimmt hatte. Seid wenigstens so gut, es äußerst sorgsam aufzuheben, wenn es auch seiner Größe wegen nicht gut in einem Briefe mir übersandt werden kann.

Fast wäre mir es lieber, die gute Großmutter ruhte in der Erde Gottes, die sich alle Jahre neu begrünt und Boten der Hoffnung an das Licht herauf sendet, als in der feuchten kalten Gruft. Zu ihrem Grabe wäre ich gegangen und das frische Gras und der blaue Himmel darüber hätten mich und Euch getröstet. Aber die Gruft bleibt immer dieselbe. In ihr stirbt die Hoffnung vor dem finstern häßlichen Bilde des Todes, das sie darbietet. In die Gruft werde ich schwerlich jemals hinabkommen; denn sie ist abgeschlossen von allem Leben, das dagegen das Grab noch freundlich umgaukelt. Nur die Verwesung haust darinnen in ihrer scheußlichsten Gestalt.

Zugleich übersende ich Euch auch den ersten Abschnitt des Aurelio, wie er Anfangs war.

Diese Woche erscheint meine Maria in der eleganten Zeitung. Das Zeugniß, des Stipendiums wegen, folgt desgleichen.

Leipzig, den 19. Dez. 1820.

Wiederum nahet der heilige Weihnachtsabend — aber ohne die gute Großmutter. — Möchtet Ihr ihn doch so fröhlich wie möglich verleben! — —

Vorgestern war ich bei Emils zu einem großen brillanten Diner — Adam Müller — der Collegienrath Baron Freygang, Russischer Consul — ein sehr feiner Mann und bekannter Reisender, mit dessen Hierhersendung es eine eigne politische Bewandtniß haben soll — ein österreichischer Major und Suabedissen waren zugegen.

Man hat angefangen meinen Aurelio zu drucken. Ich

werde ein Kupfer dazu bekommen, was mir viel Freude machen wird.

Den heiligen Abend will ich bei Krug's zubringen. Ihr Söhnlein Hermann wird ein Puppentheater bekommen, ich schreibe ein höchst albernes Puppenspiel, womit es eingeweiht werden soll: „Harlekin als Eremit." Ich will es für Euch als kleines Neujahrsgeschenk abschreiben; denn zu Weihnachten wird es kaum fertig geworden sein.

Reclam's bescheeren erst den Montag Abends. Dieser Abend wird mir etzliches Geld kosten. — —

Der gute Methusalem Müller, der Herausgeber der eleganten Zeitung, hat hier ein Stück aufführen lassen, welches total durchgefallen ist. Ich fürchte, Küstner wird noch ängstlicher werden. —

Das kleine Liliengedicht, das Herrn Dranitz, dem ich recht frohe Feiertage wünsche, nicht übel gefiel, ist in der Abendzeitung erschienen. Ich habe es noch nicht zu Gesicht bekommen, der alte Prinz hat es mir gesagt. —

Nochmals glückliche Feiertage — und denkt ein bischen an mich am Weihnachtsabend.

Dienstag den 21. Dez. 1820.

Gestern erhielt ich Deinen so gütigen und väterlichen Brief zu meiner großen Beschämung, daß ich Dir unter den jetzigen Umständen so beschwerlich gewesen war, und mit dem tiefen Gefühl, daß ich so große Güte bei meiner Unvorsichtigkeit gar nicht verdient hätte.

Nur eine Bitte habe ich noch an Dich, bester Vater, und ich hoffe gewiß, daß Du mir diese nicht abschlagen wirst, da sie die einzige Bedingung ist, unter der ich nur mit einiger Zufriedenheit auf mich selbst sehen und zu Ostern mit ruhigem Gewissen in Eurer lieben Mitte erscheinen kann. Diese Bitte besteht darin, daß Du mir für die Fünfvierteljahr, die ich noch in Leipzig zuzubringen habe, statt der bisherigen 105 Thlr.

nur 95 Thlr. zukommen lassen mögest. Ich werde so im Stande sein, wenigstens den größten Theil des gütigen Ueberschusses, der auch so beträchlich genug ist, wieder zu erstatten, welches ich bei den gegenwärtigen Verhältnissen Dir, bester Vater, der guten Mutter, meinen Geschwistern und mir selbst, wenn ich mich noch länger achten soll, schuldig. Glaube nicht, guter Vater, daß ich zum Scheine bitte, meine Bitte ist sehr ernstlich und gewiß ehrlich gemeint und Du wirst mich glücklicher und ruhiger, als Du glauben kannst, durch ihre Erfüllung machen.

Ich habe sehr unvorsichtig, doch nicht ganz ohne Kopf und Plan gehandelt, und wenn die gute Großmutter nicht so sehr in mich gedrungen hätte, indem sie a priori vermuthete, hättest Du hoffentlich nie etwas zu erfahren nöthig gehabt. Die Herren hätten freilich warten müssen, was sie auch gekonnt hätten und genöthigt gewesen wären, da ich auf Nachundnachbezahlung gekauft hatte, besonders Reclam, der mich mit meinen ganzen Schätzen in Händen hat. Dies nicht mich zu rechtfertigen, sondern nur einigermaßen zu entschuldigen.

Ich wäre also hoffentlich im Stande gewesen, alles allein abzumachen. Alles lag wenigstens wohlberechnet in meinem Pulte. Meine Lage ist durch Deine übergroße Güte freilich in jeder Hinsicht so viel sorgenfreier und angenehmer, aber da Du, bester Vater, so viel für meine Zufriedenheit gethan hast, so thu nun auch noch das letzte und laß mich nicht, indem Du mich auf der einen Seite meine Schulden bezahlen hilfst, auf der andern eine viel größere und zwar in viel schlimmerem Sinne, eine moralische statt einer physischen Schuld auf mich laden.

---

Als ein Zeichen Eures Wohlergehens nehme ich es an, daß ich so lange keine Zeile aus Heidersdorf erhalten habe; denn gewöhnlich ist man am wenigsten zum Schreiben aufgelegt, wenn es Einem wohlgeht.

Künftigen Donnerstag ist hier des Prinzen Emil Geburts-

tag. Die Prinzessin hat mich aufgefordert, in einem kleinen Schauspiele, das man ihm zu Ehren aufführen will, mit aufzutreten. Ich werde als Liebhaber der Prinzessin Pauline erscheinen — Galathea und Montan. — Auch einen kleinen Anhang hab' ich dazu gedichtet, der das Stück mit dem Tage bedeutsam verbinden soll.

Sonst hab' ich mich gänzlich der Poesie entschlagen, und mich in die Politik (vorzüglich des Innern, die fast jetzt die wichtigste ist), Philosophie und Jurisprudenz versenkt, die mich als feste Basis vorzüglich interessirt, vorzüglich da Herr v. Haller sein ganzes System auf das Privatrecht gebaut hat.

Bis Ende April bleibe ich auf jeden Fall in Leipzig und werde überhaupt nur kurze Zeit in Eurer lieben Nähe zubringen können; denn das ernste tüchtige Leben verlangt viel. Du fragst mich in Deinem letzten Briefe wegen des Geldes, das Du mir zum ersten April gütigst zu senden gedenkst. Bei Leibe sende mir nicht das Ganze, ich würde sonst zu viel zurückzubringen haben — aber wenn ich die Hälfte wünschen dürfte, um auf alle Fälle wegen der Reise und manchem Andern gedeckt zu sein.

Eben sendet die Prinzessin, Emil lade mich zur Probe um 4 Uhr. Kaum hab' ich Zeit mich anzuziehen.

---

Dein freundlicher Brief, guter Vater, hat mich sehr gefreut und da wir nun in dem Uebrigen einig zu sein scheinen, hoffe ich, werden wir uns auch wegen des letzten Anstoßes des christlichen Gottesdienstes in Verbindung mit der Kunst vereinigen. Als Bemerkung schicke ich voraus, daß Du meine fragmentarischen Ansichten viel zu systematisch genommen hast.

Jedem Menschen, der reines Herzens ist, ward es in gewissem Grade vergönnt, sich aus sich selbst, ohne äußere Anregung zur Gottheit zu erheben; doch wer wird leugnen, daß diese Grade sehr verschieden sind, daß ein Klopstock, ein Palestrina, ein Raphael das göttliche Wesen tiefer, unendlich tiefer gefühlt haben, als andre Tausende von Menschen; (welches Him-

melsgeschenk, daß es ihnen vergönnt ward, diese innern göttlichen Anschauungen gleichsam festzubannen in die Erscheinung, da sie sonst mit ihnen diese Erde verlassen hätten!) — Eine schöne Frühlingsgegend erhebt einen schlichten gewöhnlichen Menschen im Augenblick unendlich höher, als ihn tagelanges Sinnen und Betrachten gebracht haben würde. Nachdem ich in meinem vorigen Briefe das Verhältniß zwischen Natur und Kunst festgestellt habe, brauche ich keine weitere Anwendung dieser Bemerkung zu machen, die ich vorangeschickt, um Deinem Einwurfe von erregter Sinnlichkeit, dem Du auch im letzten Briefe nicht ganz entsagt hast, zu begegnen. Was wirst Du sagen, wenn ich behaupte, daß selbst eine Predigt ein Kunstwerk sein müsse, wenn sie ist, was sie sein soll — aber hüte Dich, dieß zu verwechseln mit einem künstlichen Werke, was sie leider nur zu oft sind. —

Die christliche Gottesverehrung unter Begleitung der Kunst nannt' ich den höchsten Punkt des christlichen Daseins (auf dieser Erde nämlich, von der ich natürlich immer spreche — die künftige Welt ist uns zu unbekannt). — Dieser Punkt muß also der Zustand sein, in dem die Idee des Christenthums am vollendetsten für diese Welt in äußeres Dasein übergeht. Das christliche Dasein zerfällt hinieden in zwei Richtungen. — Das christliche Leben, als das Streben, das Wesen des Christenthums in der Erscheinung zu entfalten — und die christliche Kunst, als die Darstellung dieser vollendeten Entfaltung in der Erscheinung. Des christlichen Lebens höchster Punkt ist die christliche Gottesverehrung — wo die Erscheinung siegend gebeugt wird zur unmittelbaren Anbetung des Allmächtigen. Diese Anbetung hat verschiedene Stufen, bis sie in der Verklärung ihr höchstes Ziel erreicht. — So weit aber hat sich das christliche Leben nur einmal, nämlich in Christus, in der Erscheinung entfaltet, — aber der Kunst ist es gegeben, sich der Darstellung dieses höchsten Zieles, zu jeder Stunde zu nähern. Da ich nun so den höchsten Punkt des christlichen Lebens auf dieser Erde, nämlich die christliche Gottesverehrung (gleichsam auf ihrer ersten Stufe) und den höchsten Punkt der

christlichen Kunst, nämlich die Darstellung der Verklärung als des höchsten Gipfels der Gottesverehrung, festgestellt habe, — da ausgemacht ist, daß man beide Richtungen zum christlichen Dasein rechnen muß, so wird der Zustand, wo beide Richtungen sich in eine leuchtende Harmonie vereinigen, wohl der höchste Punkt des christlichen Daseins genannt werden müssen.

Verklärung nenne ich das Wiederzusammenfließen des im äußern Dasein entfalteten Wesens mit der Gottheit, von der es ausfloß. — Daß dies nicht bloß in der Malerei, sondern auch der Poesie, Musik und Baukunst dargestellt werden könne, wäre zu weitläufig auszuführen. Wenigstens wirst Du diese Darstellung des Verklärten eben so gut in einer einfachen Musik von Palestrina oder unter den erhabnen Bogengängen des Münsters als in Raphaels leuchtender Verklärung fühlen, vor deren Nachbildung durch Morghen ich gerade in der Stunde gestanden habe, wo die gute Großmutter gestorben ist, und die deshalb immer für mich eine besondere Heiligkeit behalten wird. — — — Den Sonnabend habe ich meinen Harlekin zum drittenmal vor einer sehr zahlreichen lustigen Gesellschaft bei Krugs zum Geburtstag der Zenge aufgeführt. Ich hatte ein passendes Vorspiel dazu gedichtet.

Die Quandt ist eine sehr liebenswürdige Frau von leichtem italienischem Ton — man sieht, daß sie zwei Jahre in Italien zugebracht hat. Ihr Haus ist alle Abende offen, und ich bin mehrfach eingeladen worden, recht oft davon Gebrauch zu machen. Sie ist die erste Frau, mit der ich in der ersten Stunde so bekannt war, als hätt' ich sie jahrelang gekannt. Ich habe es neulich berechnet, daß ich fast alle Tage in der Woche hier in verschiedenen Zirkeln zubringen kann, ohne anzustoßen.

Leipzig, den 10. März 1821.

Wohl muß ich befürchten, daß ein Brief von mir verloren gegangen, da Ihr Euch in Eurem letzten lieben Briefe über mein Nichtschreiben beschwert, mein Brief nämlich, in

dem ich meine völlig wiederhergestellte Gesundheit schnell gemeldet habe.

So sehr ich mich auf Ostern und unser Wiedersehen freue, so möcht' ich doch fast wünschen, meine Studien nicht unterbrechen zu müssen, die jetzt in nicht unglücklichem Gange sind. Zu Michaelis, bis zu welcher Zeit ich alles Nothwendige abgethan zu sehen wünsche, würde ich desto tüchtiger in Eure Arme eilen und Ihr würdet mit Eurem juristischen, politischen, philosophischen Sohne gewiß zufriedener sein, als früher mit Eurem poetischen. Wohl hat sich manches für mich sehr Wichtige hier ereignet, das ich Euch gern im freundlichen Gespräche mitzutheilen wünschte — besonders hat mich die nähere Bekanntschaft mit Adam Müller mitten in die Wogen des Lebens geworfen — ich habe kämpfen müssen und kämpfe noch, wenn auch um vieles ruhiger — aber ohne Kampf ist kein Sieg und in dem Widerstande übt sich die Kraft.

Wie viel ich von Adam Müller in politischer Hinsicht lernen könne, ihm, der mit den ersten Männern Europas in Verbindung steht, ist leicht zu ersehen. — Seine Bibliothek steht mir offen, und nur zu freundlichgeschmeidig ist er gegen mich. Viel liegt ihm daran, junge offnere Köpfe für seine politischen Ansichten zu gewinnen — er spricht es aus, aber sorgfältig wähl' ich meine Lectüre aus den verschiedensten Gesichtspunkten, worauf selbst Krug nicht ohne Einfluß ist. Ich habe übrigens bei dieser Gelegenheit gesehen, daß man sich hier für mich interessirt.

Schreibt mir also Eure Entscheidung, ob Ihr es mir erlauben würdet, diese Ostern in Leipzig zu bleiben? —

Den Donnerstag ist der Geburtstag Emil's gefeiert worden, mit demselben Schäferspiele, das Du, gute Mutter, in Deinem Briefe andeutest. Das Theater war auf das niedlichste instruirt. Nachdem die Ouvertüre geendet und der Vorhang sich erhoben hatte, schritt ich im hochrothen Domino aus dem Hintergrunde der Bühne hervor, bunte Federn wiegten sich auf dem rothsammtnen Barett, das mit vielen falschen Steinen funkelte,

Larve und Handschuhe waren schwarz (Alles, was zum Anzuge, der auf das geschmackvollste eingerichtet war, gehörte, hatte natürlich die Prinzessin besorgt). Ich sprach als Dämon*) die Worte, die Ihr auf dem beigelegten Blatte lest. Dann schlüpft' ich hinweg, um in einem andern Zimmer, unter den Händen der Fürstlichen Kammerjungfer mich in den liebeglühenden Montan (die Kammerjungfer schminkte mich nämlich) zu verwandeln. Unterdeß bewegten sich schon Galathee und Doris auf der Bühne, anzusehen wie jene porzellanenen Schäferpüppchen, die man noch zuweilen auf den Pfeilertischen alter Herren und Damen erblickt. Das Stück ging vortrefflich zu Ende, ein kleiner Anhang von

---

*) **Dämon** (tritt auf und spricht)

Sie werden mich wohl allerseits nicht kennen,
Drum muß ich mich Ihnen pflichtschuldigst nennen
Und mich als Dämon gehorsamst präsentiren —
Bitte sich mit Erschrecken nicht zu incommodiren,
Denn vor Damen hat selbst der Teufel Respekt —
Bei Dämonehre! — von mir wird niemand geneckt.

(Pause.)

Erfahren Sie nun, weshalb ich hergekommen! —
Sie haben vielleicht in alten Märchen vernommen,
Wie über die Genien ein mächtiger König regiert,
Sonst munter und frisch — jetzt ein wenig von Podagra genirt.
Den alten Herrn kann ich nun durchaus nicht vertragen,
Weil — doch ein andermal will ich's Ihnen sagen. —
Auf allen Schritten bin ich hinter ihm her,
Schon oft hat er gewünscht, daß ich beim Teufel wär',
Nun bin ich selbst 'ne Art Teufel, brauche nicht weit zu gehn.
Wenn ich ihn prellen kann, bestehlen und hintergehn,
Ist's meine größte Lust — nun sollen's selber sehn.

(Pause.)

Doch noch immer wissen Sie nicht, was mich hierher geführt.
So werd' es Ihnen denn schnell und bündig explicirt.
Hier in Leipzig lebt ein edler würdiger Mann,
(Den ich selber verehre, so gut ein Dämon kann)
Am heutigen Tage begrüßt' er zuerst die Welt,
Die mit liebendem Arm ihn noch lang umschlungen hält.

mir, der ſich auf den Prolog des Dämons bezog, wurde nicht weniger gut executirt, Galathee ſpricht darin unter andern:

In das Nichts nun wieder zurück zu wallen,
Das wollt' uns Allen nimmer gefallen,
Da wir einmal das bunte Leben geſehn,
Nur von ferne zwar. — Doch iſt es ſo ſchön.
Wir flehten geſammt zum König empor
„O verſchließ uns nicht grauſam des Lebens Thor!"
Und gnädig lächelnd ſtrich er den Bart
Und drückte das Aug' zu nach ſeiner Art.
Er iſt ein geſetzter, freundlicher Mann,
Liebt Thee und Spiel, überaus human,
Trägt an jedem Finger zwölf Diamanten
Und die Stiefeln beſetzt mit Brüſſeler Kanten.

---

Eines Dämons Lob würde nicht viel Beifall finden,
Sonſt wüßt' ich viel Schönes von ihm zu verkünden.
Vorlängſt ſchon ward ihm der Genienkönig gewogen
Und mit ganzem Herzen zum Edlen gezogen,
Drum hatte die Majeſtät ſich vorgenommen,
Und das war zu meinen Ohren gekommen,
Nach der wunderbarſten Erfindung zu haſchen,
Ihn zum Geburtstag zu überraſchen —
Ein glänzendes Schauſpiel — Kodrus genannt,
Dem der Edl' einſt in Liebe war zugewandt,
Wollt' er vor dem Theuern agiren laſſen. —
Nun kann ich's nicht laſſen, den Alten zu haſſen,
Und hier konnt' ich ihn einmal recht tüchtig faſſen.
Das einzige Exemplar,
Das vom Kodrus noch übrig war,
Hab' ich mit flinker Hand
Ihm entwandt.
Umſonſt durchſucht er ſein Mahagonibüreau,
Bückt ſich zu den unterſten Fächern — wimmert ach und o! —
Umſonſt, — denn in meiner Taſche ruht es gar fromm,
Wollen Sie es ſehn? ſo komm', mein Kodrus, komm!

(Er zieht ein Manuſcript aus der Taſche und zeigt es mit anſtändigen Bücklingen im Kreiſe herum!)

Nun iſt er am End' auf den Einfall gefallen,
Mit einem Schäferſpiel Ihnen läſtig zu fallen,

Nun so will ich Euch denn ein Mittel reichen,
So sprach er, Euch gleichsam ins Leben zu schleichen.
Tanzt eine Polonaise mit den Herren und Damen,
Die so gütig dort unten zusammenkamen,
Und Ihr werdet Menschen wie sie — und ich,
Nicht von Außen blos, auch innerlich.

So stiegen wir denn von Galathea (Pr. Pauline) geführt, zu den Zuschauern hinab. Die Prinzessinnen nahmen ihren Vater in die Mitte, die andern Paare ordneten sich, die Musik fiel ein und die Polonaise begann — Alles in seltener Fröhlichkeit. Die Professorin Krug tanzte an meiner Seite und drückte mir freundlich die Hand für den Scherz. Ein Walzer verschlang die ruhige Polonaise. Alles wirbelte durcheinander,

---

Da sollen Phantome, — nur Bilder aus Nebel und Luft,
Wie sein mächtiges Wort sie leicht ins Dasein ruft,
Vor Ihnen als zärtliche Schäfer sich geriren
Und liebliche Gespräche selbander führen.
Mit altmodischen Röcken wunderlich angeputzt,
Mit Hüten und Bändern abgeschmackt zugestutzt,
Das soll dem Theuern gleichsam die Zeit präsentiren,
Wo er selbst noch liebte, dergleichen aufzuführen,
Und dergestalt wünscht er zu illudiren,
Daß der würdige Mann soll glauben und meinen,
Die Dunstgestalten, die bald hier erscheinen,
Die der König vor Kurzem dem Nichts erst entdrechselt,
Die ins Nichts wieder gehen, ehe die Stunde wechselt,
Seien wirkliche Menschen aus Fleisch und Bein;
Doch lassen Sie sich nicht täuschen, Verehrte mein,
Es sind lauter Trugbilder — schwatzen von Gefühlen
Die sie doch gar nicht in ihrem Busen fühlen,
Wollen verzweifeln, reden von Lieb' und Qual,
Vergessen's hinter den Koulissen doch allzumal.
Das hab' ich Ihnen ergebenst ins Ohr geraunt
Und ich hoffe, Sie sind nicht wenig erstaunt;
So hab' ich denn dem Alten — wie freut mich das!
Zu Wasser gemacht seinen läppischen Spaß.
Ergebenst empfiehlt sich Dämonius.

(bedächtig)

Erst setz' ich den linken — und dann den rechten Fuß. (ab).

die schon bejahrtere Krug verließ mich — einsam stand ich unter der Menge: da schwebte Galathea auf mich zu — „Wo ist Montan?" sprach sie lächelnd und reichte mir ihren Arm — im berauschten Entzücken umschlang ich sie und flog mit ihr durch den Saal — in meinem Leben habe ich wahrscheinlich nicht besser, wenigstens nicht muthiger und freier getanzt. Prinzeß Pauline eilte zu ihrem Tänzer zurück, schon wollte auch ich mich zurückziehen, als Prinzeß Charlotte (Doris) aus den Reihen der Tänzer mir entgegen trat — „Montan?" fragte sie und aufs Neue stürzte ich mich, sie umschlingend, in die tanzenden Fluthen. Der blumengeschmückte Schäferhut tanzte auf meinen zierlich gekräuselten Locken — um meinen Arm flatterte das geschenkte Band — Welche Ehre! rief eine laute Stimme. Ich eilte hinaus in das Zimmer des jüngern Prinzen. Dort warf ich den lieblichen Traum ab und hüllte mich wieder in die Prosa des Lebens. Als ich in den Saal zurückkehrte, war die fröhliche Schäferwelt verschwunden, nur das Band trug ich wie ein Ordensband an meiner Brust. Knieend hatte ich der Prß. Pauline Erlaubniß erbeten. Sehr gnädig bemerkte es die Prß. Mutter, bei der ich überhaupt nun in einige Gunst getreten bin. Den ganzen Abend schwamm ich „wie auf umblümten, duftberauschten Wogen". Ils sont passés ces jours de fête.

NB. Kodrus ist ein Trauerspiel des ehemaligen Hofmeisters des alten Prinzen, in dem er sonst mit vielem Vergnügen die Rolle des Kodrus executirt.

Leipzig, den 30. März 1821.

Schon längst ging ich damit um, Euch ausführlicher zu schreiben, besonders in Antwort auf Deinen letzten so freundlichen Brief, guter Vater, der ein für mich so wichtiges propos enthielt als den Schluß meiner Univers.-Studien zu Michaeli, aber noch immer konnt' ich mich im Innern nicht genug ordnen und entschließen. Da erhielt ich gestern Deinen lieben Brief, beste Mutter, mit den gütig zugelegten 50 Thlr. und sehe nun

wohl, wie Unrecht ich thun würde, Euch länger auf Nachricht von mir warten zu laſſen. Ihr müßt nun freilich mit meiner Sinnesunordnung vorlieb nehmen.

Zuerſt nun hoffe ich das juriſtiſche Examen nach Michaeli ohne große Schwierigkeit antreten zu können. Ich würde dann freilich nur ſehr kurze Zeit, höchſtens acht Tage, in Heidersdorf zubringen, dann nach Berlin eilen und ungefähr binnen vier Wochen noch einmal den Umfang des Rechts durchlaufen, um mich dann den würdigen Gerichtsbeiſitzern preiszugeben. Ein halbes, höchſtens dreiviertel Jahr würde ich bei ſothanem Gerichte arbeiten, mich mit den praktiſchen Arbeiten etwas bekannt zu machen, und ſodann mein zweites Examen bei der Regierung wagen. Le ciel fera le reste.

Seit Weihnachten ſtudirt hier der Sohn des Dichters Stollberg. Mancherlei Berührungspunkte ſchließen uns aneinander. Er iſt mit dem Grafen Bernſtorf nahe verwandt — ich kann die beſte Empfehlung hoffen — vielleicht — vielleicht. Die kecke Jugend macht Pläne. —

Ihr wollt meinen Schäferanzug wiſſen? Denkt Euch alſo einen liebenswürdigen Jüngling im himmelblauen Rock mit einer Schäfertaſche von roſenfarbnem gros de Naples, Weſte und Beinkleider weiß — zierlich mit himmelblau beſetzt — himmelblaue Roſetten auf den galanten Schuhen, um das Haupt wehend eine lockenvolle Theaterperrücke, über die Stirn nickend duftloſer Blumen farbiges Gewühl, an dem zierlichen Strohhut befeſtigt. Denkt Euch das Alles nebſt dem bändergeſchmückten Schäferſtab in einem aimablen Ganzen vereinigt und Ihr ſeht Euren alten Bruder Fritz.

Du klagſt über die Bücher, gute Mutter, und doch muß ich mir jetzt wieder ſo viele „juriſtiſche und ſtaatswiſſenſchaftliche" anſchaffen. Wie könnte denn etwas aus mir werden ohne Bücher? freilich ſind ſie ſehr theuer.

Leipzig, den 10. Aug. 1821.

Dein lieber Brief, der mir gewiß so viel Freude gemacht hat, als er mir mit der Nachricht, daß Du nicht nach Leipzig kommen würdest, machen konnte, hat mich wieder, den Kopf in dicke Tücher gehüllt, gefunden. Und ich habe Dir nicht eher geschrieben, um diese Wiederkehr meines Uebels und die damit verbundene finstre Laune erst vorübergehen zu lassen. Ich befinde mich jetzt wieder wohl, aber mache mir gar keine Hoffnung, hier in Leipzig die Festigkeit meiner Gesundheit wieder zu erlangen. Der Reichelsche Garten ist bei diesem Wetter so sumpfig und feucht, in meinem Quartiere wird so gut für immerwährenden Zug gesorgt, den ich vermeiden soll, daß ich mich schon in mein Schicksal ergeben habe und mich nur zu Euch freue, wo Luft, Bewegung und Eure Liebe und Güte mich bald wieder herstellen werden. Sorgt nur für recht viele Bewegung — wenn ich nur manchmal wenigstens mich ein bischen aufs Pferd setzen könnte! — — —

Wegen Berlin hab' ich Euch manche Pläne mitzutheilen ich muß so bald als möglich dahin, um mich vor den Collegien mit Bequemlichkeit einzurichten. Lieber würde ich Leipzig etwas früher verlassen. Sehr unterstützen würde es mich, wenn Ihr mir erlaubtet, mir von den 50 Thlr., die Du gar so gütig bist, mir zu versprechen, das Preuß. Landrecht hier zu kaufen, welches ich dann in den großen Koffer packen würde, damit es in Görlitz gebunden werden, und ich es in Berlin ohne Aufschub benutzen könnte. Gieb mir Deine und des guten Vaters Meinung deshalb, gute Mutter!

# Briefe aus Berlin

von

## Friedrich von Uechtritz an seine Eltern und Geschwister

aus den Jahren 1821—1828.

Berlin, den 27. Octbr. 1821.

Nur ein Paar Worte. Heut früh ſind wir hier angekommen. Die Reiſe war mit manchen Fährlichkeiten verknüpft und hat mir 15 Thlr. gekoſtet. Kahle wird das Weitre erzählen, beſonders laßt Euch die Reiſe von Guben—Frankfurt beſchreiben. Beinahe wären wir zuletzt in der Oder ertrunken. Prittwitz grüßt Euch Alle. — Das Eſſen iſt hier wohlfeiler als in Leipzig, das Holz aber wegen mancher Verhältniſſe unbillig koſtbar, die Butter nicht zu eſſen und nicht zu bezahlen. Um Gottes willen ſchickt mir aber nur ein halbes Fäßchen! Das Examen koſtet ungefähr 30 Thlr. Mir iſt angſt und bange. Nun muß ich auch den neuen Hut haben, Barbierzeug, Kamm — das theure Holz, vor der Hand werd' ich mir meine Sachen alſo nicht machen laſſen können. Baumeiſter ſoll hier außerordentlich viel Geld todtgeſchlagen haben — Sohr ſagte mir, er lange jetzt mit 350 Thlr. außer Kleidung, Collegien, Bücher, Vergnügungen, aber den erſten Monat hätte er hundert Thaler gebraucht. — Ich würde Euch bitten, mir lieber den Winter mehr als den Sommer zu ſchicken, denn das Holz macht allein gegen 30 Thlr. An ſich iſt es nicht theuer, aber es ſoll ſo ſehr viel geſtohlen werden. Prittwitz ſitzt hier und wartet — ich muß ſchließen. Adieu, adieu! Vergebt mir, gute Eltern, wenn ich manchmal unausſtehlich bei Euch geweſen bin! — Adieu, adieu!

Berlin, Freitag den 23. Novbr. 1821.

Mein Examen ist glücklich und höchst ruhmwürdig den 20. November überstanden. Die neidischen Götter haben es zwar veranstaltet, daß außer meinem Freunde Köchy nur zwei verkrüppelte Studenten als Zuhörer gegenwärtig waren, aber eben darum hab' ich mir vorgenommen, den mißgünstigen Wesen zum Trotz selber zur Posaune meines Ruhmes zu dienen. In meiner hiesigen Umgebung hat der gute Köchy dafür gesorgt.*)

Denkt Euch, ich bin die ganze Zeit hier so wohl gewesen und gerade den verhängnißvollen 20. November werd' ich beim Frühstück von meinen gewöhnlichen Zahnschmerzen überfallen — ich war in Verzweiflung. Während des Examens hörten sie zwar ein wenig auf — aber mein Kopf blieb doch benommen (so daß ich mich sehr anstrengen mußte) und gegen Abend hatte ich einen dicken Backen. Demungeachtet ging ich zu meiner Belohnung Abends mit Köchy ins Theater — und jetzt leid' ich nur noch an totaler Heiserkeit — da ich mich gar nicht halte und alle Abende durch den wahrhaft affreusen Schmutz und Regen eine Viertelstunde weit bis zu Köchy hinwadte (er wohnt am Ende der Behrenstraße), wo sich gewöhnlich eine Gesellschaft junger Leute versammelt, in der ich mich sehr wohl befinde — ein Glück, das ich mir schon lange, und in Leipzig vergeblich wünschte.

Köchy ist ein geistreicher Mensch — er hat auf äußeren Antrieb eine vorzügliche Schrift über die deutsche Bühne geschrieben. — Du wirst in einem Jahre höchstens mehrere vortheilhafte Recensionen derselben in den Litteraturzeitungen finden. Von ihm angeregt habe ich meinen Galeazzo, für den er sich sehr interessirt, und den er vorzüglich gut vorlesen soll (ich habe nämlich nicht mit zugehört) nochmals vorgenommen. Er ist nun um 300 Verse wenigstens vermehrt worden.

---

*) Köchy war lange Theaterintendant in Braunschweig und starb hochbetagt in Leipzig.

Köchy hat bedeutendes mimiſches Talent. Er würde ein guter Komiker im beſten Style geworden ſein — nichts iſt ergötzlicher, als ihn irgend ein Original z. B. einen poetiſchen Bücherverleiher hier, Krallovsky genannt, darſtellen zu ſehen.

Ueber die Koſten des Examens kann ich Euch noch nicht belehren. Ich erwarte nun alle Tage aufs Stadtgericht beſtellt zu werden — dann wird mir das Kammergericht zugleich die Rechnung vorlegen. Das Examen dauerte von 8—½1 Uhr — der Examinanden waren drei.

Ihr müßt mit dieſem kurzen aber inhaltſchweren Brief Euch begnügen — denn ich habe jetzt ſehr viel Briefe zu ſchreiben.

Euer

Friedrich von Uechtritz,
candidatus examinatus.

Aber rühmt mein Examen nicht gegen Andere, denn Eigenlob — ..... Was ich Euch ſchreibe iſt aber nicht Eigenlob, ſondern nur nothwendiger Bericht, wie es ſich zugetragen.

Noch eine Stelle aus meinem Galeazzo:

Jeron: Und iſt des Menſchen Wille nicht das Rad,
Das am gewaltigſten die Welt bewegt?
Simon: Des Menſchen Wille ja — doch immer nur
Als Glied im großen Uhrwerk, dran die Zeiten
Sich theilen nach der Völker Blühn und Welken.
Wenn ihres Welkens Stunde nun gekommen,
Willſt den gewalt'gen Zeiger du verrücken,
Der unbeweglich weiſt auf Mitternacht?
Iſt ſolches Streben Wahnſinn nicht zu nennen,
Nur irres Treiben des Vereinzelten,
Abtrünnigen, der, den Titanen gleich,
Will ſtürmen ſein erträumtes Himmelreich?

Köchy ſagte, er wünſchte eine hiſtoriſche Vorleſung von mir zu hören. Geſtern habe ich erfahren, daß mein Examinator, der Kammergerichtsrath Gedike, mich gerühmt hat.

Berlin, den 3. Januar 1822.

Zürnt nicht auf mich, daß ich Euch so lange nicht geschrieben und für Eure Liebe und Güte und das übersandte Geld gedankt habe! Ich hatte einen sehr langen und vertraulichen Brief aufgesetzt und diesen Brief verlor ich auf unbegreifliche Weise auf dem Wege zur Post. Es war mir um so unangenehmer, da ich über mehrere Personen sehr offen darin geurtheilt hatte. Ihr könnt denken, daß mich dieser überaus unangenehme Vorfall einige Tage lang vom Briefschreiben abschreckte.

Gestern mit Deinem gütigen Briefe zugleich erhielt ich eine Danksagung des jüngern Emil für ein Geburtstagsgedicht, das ich seiner Mutter gesendet hatte. Er geht in französische Dienste.

Daß Rudolph*) nach Berlin kommen will, ist mir gar lieb — ich traue ihm auch Festigkeit genug zu, um dem ungeheuern Sittenverderbniß, das hier besonders in den untern Ständen herrscht, zu widerstehen. Ich empfehle ihm besonders den Zirkel des Prittwitz — er wird sich darin wohl fühlen. — Mein Zirkel von Bekannten könnte für einen jungen Mann, der erst auf die Universität kommt, gefährlich werden. — Es sind zum Theil unendlich leichtsinnige Menschen, und um so verführerischer, weil sie dabei sehr liebenswürdig sind. Fast alle sind schon etwas tief in das Leben hineingerathen. Ich muß mich dabei an mancherlei gewöhnen.

Etwas wäre noch zu bedenken, nämlich daß nichts unangenehmer ist, als in einer Stadt, die die ausgesuchtesten Zerstreuungen bietet, entbehren zu müssen, wenn man nicht, wie ich — die Gesellschaft als das höchste Vergnügen schätzt.

Die praktischen Arbeiten können mir wohl nicht sonderlich gefallen — ich hoffe auf die Gewohnheit. —

---

*) R. v. Uechtritz, Präsident des evangelischen Oberkirchenraths in Berlin, 1863 auf seinem Gute Heidersdorf gestorben.

Den Chryſoſtomus habe ich fortgeſetzt, es fehlt jetzt nur noch der fünfte Act. —

Ich wünſche, daß die guten Schweſtern ſich auf dem Balle recht erfreut haben mögen. Bälle ſehe ich nun dieſen Winter nicht vor mir — überhaupt fehlt mir gar ſehr das Familienleben und der Umgang mit intereſſanten Frauen, wie ich ihn in Leipzig hatte.

Berlin, den 16. Februar 1822.

Jeden Tag erwarte ich auf die Civildeputation verſetzt zu werden, wo die geringern Proceßſachen von den Referendarien allein inſtruirt werden. Morgen habe ich mir feſt vorgenommen, den Regierungsrath Tſchoppe und den Schauſpieler und Regiſſeur Wolff zu beſuchen, zugleich meinen Galeazzo Sforza bei dem Grafen Brühl einzugeben. Ich will noch einmal mein Heil verſuchen. Alle äußre Formen hab' ich auf das Genauſte beobachtet und lege Euch den Brief bei, den ich an den Herrn Generalintendanten geſchrieben.

Mein Chryſoſtomus iſt vollendet. Nun will ich in das Landrecht und die Gerichtsordnung mich ergießen. Ich habe mir vorgenommen, theils um mir dieſes Studium intereſſanter zu machen, theils um auf imponirende Weiſe gleich nach meinem zweiten Examen in Berlin aufzutreten, ein kleines Werk „über den Geiſt der neuen Geſetzgebungen, im Verhältniß zum gemeinen Recht" zu ſchreiben. — Wenn Du Deinen Code Napoléon nicht mehr bedürfteſt, beſter Vater, ſo würdeſt Du mich glücklich machen, wenn Du mir ihn mit Rudolph zu dieſem Behufe zukommen ließeſt.

Ueberhaupt bitte ich Dich, mir zu ſchreiben, in welchem Hauſe Du hier in Berlin gewohnt haſt, als welches ich ſchon lange zu wiſſen gewünſcht habe. Wiederholentlich bitte ich auch, mir ſämmtliche Geburtstage unſrer Familie zu ſchreiben.

Dieſen Brief ſchreibe ich auf dem Stadtgericht mit Königlicher Tinte auf einem grünbeſchlagenen Tiſche.

Berlin, den 5. März 1822.

Gestern habe ich Tsch. kennen gelernt. So ungünstig man hier gegen ihn gestimmt ist, mit so ungünstigem Vorurtheil ich ihm entgegen trat, so ist mir doch ein näheres Verhältniß mit ihm nicht unerwünscht. Ich werde ihn nächstens besuchen. Bernauer*) machte uns gegenseitig bekannt.

Bernauern bin ich gestern viel Dank schuldig geworden. Im Winter wird hier nämlich alle 14 Tage in einem glänzenden Saale des Schauspielhauses ein sogenannter Subscriptionsball gegeben, wo jeder anständige Mensch, der 2 Thlr. 16 g. Gr. für ein Entreebillet geben kann, erscheinen darf. Der ganze Hof beglückt diese Bälle mit seiner Gegenwart, aber Alles muß sich in Civilkleidern zeigen. Ich hatte die Höhe des Entreepreises gescheut und noch keinen dieser Bälle besucht, und ward nun von Bernauer auf den gestrigen eingeladen. Die Königliche Familie, der Großherzog von Meklenburg-Strelitz, der Prinz von Meklenburg-Strelitz, der Herzog von Kumberland, Fürst Radzivil, Fürst Wittgenstein, Gneisenau und Andre waren gegenwärtig. Der König, eine sehr lange, schöne aber etwas steife Gestalt, schwankte im Saale herum, sprach mit diesem und jenem, gewöhnlich französisch und kam so auch zu seinem zweiten Sohne Prinz Wilhelm, der neben mir stand. — „Hast du noch Zahnweh? dicke Backe hör' ich" — sprach er zu ihm und wendete sich wieder hinweg. —

Bernauer war so gütig, mir diese Herren alle zu zeigen und zu nennen, und mich — wofür ich ihm besonders Dank schuldig bin — dem Generalintendanten Grafen Brühl vorzustellen. Den nächsten Sonntag denke ich eine Karte bei ihm abzugeben.

---

*) Geh. Ober-Finanz-Rath in Berlin.

Berlin, den 3. Octbr. 1822.

Es hat mich eine bange Angſt überfallen, wie es bei Euch gehen möge, mit dem Proceß. Wenn Ihr mich lieb habt, ſo meldet Ihr mir bald etwas darüber. Wenn mir ſo mitten in meiner Laufbahn ein Strich durch die Rechnung gemacht würde!

Frau von Chezy iſt hier — wir kommen oft zuſammen, ſie hat mich in einen angenehmen Zirkel eingeführt. Ich lege Euch ein kleines Billet von ihr bei, damit Ihr das freundſchaftliche Verhältniß kennen lernt, worin ich zu ihr ſtehe. Aber hebt es ſorgfältig auf!

Der Kronprinz hat mir erwiedert:

„Mittelſt Ihres Schreibens vom 15. d. M. habe ich die von Ihnen mir überreichte Schrift erhalten und nehme dieſelbe mit Dank als einen Beweis Ihrer mir gewidmeten Aufmerkſamkeit an.“

Friedrich Wilhelm R.

Ich bin jetzt in pleno. Rudolph wird Euch ſagen, was das iſt. Apropos Rudolph! Zehn Thaler werde ich ſchwerlich bis zu Deiner noch dazu ungewiſſen Ankunft hier auf Dich wenden können. Sei alſo ſo gut, Alter, und ſiegle ſogleich ſo viel, als Savigny's Collegium koſtet, ein, und ſchicke es mir zu! In acht Tagen kann es hier ſein. Dann eile ich ſpornſtreichs damit zu Savigny. Du bekommſt noch einen guten Platz. Ich will Dich auch bei Helminen einführen, wenn Du hier ankommſt.

Wenn Ihr die Gnade hättet, mir durch Rudolph ein Paar kleine Stiefeln zukommen zu laſſen! Ich finde, daß die Schuhmacher in Görlitz ſehr wohlfeil arbeiten.

Aber was ſagt der Papa, Marie, Theodor und Herr Dranitz*) zu meinem Langbart dem Chryſoſtomus. Daß er Dir und der Aſta gefällt, weiß ich ſchon. Aſta bildet ſich ja doch ein, ich habe ſie in der Anna ſchildern wollen.

*) Hofmeiſter in Heidersdorf.

Berlin, den 13. Octbr. 1822.

Frau von Hohenhausen hat mir versprochen, den Chrysostomus im Morgenblatt und Conversationsblatt anzukündigen, auch Helmina will darüber schreiben. Sie hat einen Ausflug aufs Land gemacht, ich erwarte sie heut zurück. Wie gefällt Euch im Chrysostomus die Scene zwischen Eudoxia und Ataulf, besonders die Stelle, wo sie ihm Märchen erzählen will. Im Ganzen hat diese Stelle den vorzüglichsten Beifall gefunden.

Wenn Asta hierher kommen könnte! ich wollte sie Sonntags unter die Linden spazieren führen, ich wollte mich liebenswürdig machen bei ihrer maitresse, so liebenswürdig, Asta sollte es schon gut haben — und Theodor muß auch herkommen und mich Sonntags Nachmittags besuchen, dann gehen wir zu Stehely*) und trinken Kaffee, es ist hübsch bei Stehely. Von Zeit zu Zeit wandern wir einmal ins Theater, es wird ein Götterleben sein. Gieb dem kleinen, großen ernsthaften Theodor einen Kuß von mir, liebe Mutter! Und Marieken nicht zu vergessen, ich habe Euch ja doch Alle von Herzen lieb. Mir ist jetzt wehmüthig zu Muthe, wenn ich unter den Linden gehe und die abgefallenen Blätter zu meinen Füßen. Vor einem Jahre um diese Zeit war ich bei Euch, Ihr lieben guten, Euch aufopfernden Eltern, Vater, Mutter! — Die ganze Natur scheint mir so transparent, so wehmüthig, ich kann mir Schwermuth aus einem Aepfelkorbe holen, den eine alte Hökerin feilbietet, und wenn ich die Ursache angeben soll, — es sind deren so viele. Morgen den 14. October wird es ein Jahr, daß wir den alten würdigen Frenzel einsegnen sahen, ich war tief dabei gerührt, ich dachte an die selige Großmutter, die der Alte zum Tode bereitet hatte — acht Tage darauf war ihr Todestag, und wieder acht Tage später am 28. October lernte ich meinen liebsten Freund kennen.**) Diese Tage kommen jetzt wieder zurück, aber ich bin ferne von Euch, Robert ist verreist — ich bin allein.

*) Conditorei, wo sich alle Litteraten versammelten.

**) Justizrath Robert in Berlin.

Ich habe dem Robert folgende Verse in das Exemplar des Chrysostomus, das ich ihm schenkte, geschrieben:

„Wer dürfte hoffen, daß des Lebens Tücke
Geliebte bei Geliebten lassen werde
Bis zu der letzten heil'gen Todestrennung?
Drum nimm dies Buch, das kannst du fest bewahren,
Mit deinen treuen Augen es behüten,
Mich aber — dunkel hängt es vor der Zukunft.
Und dieses Buch ist mein — ich schrieb es nieder,
Und es wird dein nun, dein und mein zugleich,
So wie ich selbst. Du kannst es fest bewahren,
Mit deinen treuen Augen es behüten,
Wenn diese Augen mich vergebens suchen,
Und meine Liebe nur bei dir geblieben."

Die beiden letzten Jahre haben sehr stark auf mich gewirkt, das letzte vielleicht vortheilhafter. Ich habe keine Stimme darüber.

Sowohl 50 Thlr. als 20 Thlr. später sind bei mir angekommen, meinen herzlichsten Dank dafür! Worte sprechen es nicht aus, wie sehr ich fühle, was Ihr für mich thut.

Berlin, den 15. Dez. 1822.

Vergebt mir, daß ich Euch so lange nicht geschrieben habe, aber es gehört eine gewisse innere Ruhe zum Briefschreiben, und Ruhe ist das, was ich gänzlich verloren zu haben scheine. Wenn man so weit ins Leben hineingekommen ist, und so seltsam steht, wie ich, ist dies nicht zu verwundern. Auf der einen Seite die Brodstudien und die Ungewißheit dabei, daß Ihr mich wohl nicht so lange werdet unterstützen können, Ihr armen Guten, bis ich mein drittes Examen werde gemacht haben. Auf der andern Seite die Poesie, die mir bis jetzt wohl einzelne Anerkennung, aber keinen Groschen eingebracht hat. Ich treibe jetzt nichts anderes als juridica, werde von Robert, der bereits Kammergerichtsreferendarius ist, in der Gerichtsordnung examinirt. Im Mai oder Juni künftigen Jahres denke ich, mit

der ruhigsten Seele mein zweites Examen machen zu können. Dann noch zwei Jahre der kürzeste Termin bis zum dritten Examen, und unsre Umstände — und mich als Stadtrichter in einer kleinen Stadt zu denken — soll ich da nicht meine Ruhe verlieren? Ich habe ein Trauerspiel an die Leipziger Bühne geschickt. Es hat hier allgemein sehr gefallen, man hält es für die Aufführung sehr günstig. Wenn die Sache gut ginge, könnte ich wenigstens hoffen, meine Carrière ruhig zu Ende zu führen, ohne Euch lästig zu fallen. Ein ewiges Abtreiben in den verschiedensten Interessen zehrt mich auf, ich genieße die Gegenwart nicht mehr, habe keine Zeit an die Vergangenheit zu denken, ein wüstes Jagen nach einem Ziele, das mir selbst dunkel ist.

Robert ist mein einziger Trost, er interessirt sich nicht für Poesie, aber hat das größte praktische Talent, das ich kenne. Ich liebe die Praxis, weil ich an ihn dabei denke.

Ihr werdet mich sehr verändert finden, vielleicht zu meinem Vortheile. Ich bin in Berlin erst jung geworden, und könnte ausschweifen, wenn ich Geld hätte. So lebe ich sehr mäßig, finde an nichts Freude als an dem Umgang meiner Freunde, alles Uebrige ennuyirt mich, selbst das Theater. Körperlich befinde ich mich wohl, leide schon seit sehr lange nicht an Zahnschmerzen, aber sehe bläsſer aus als früher. Mit Frau von Chezy habe ich Lust zu zerfallen, denn sie fängt mir an zuwider zu werden. —

Berlin, den 19. Januar 1823.

Vorgestern Mittag ist meine alte Wirthin gestorben. Die Nacht vorher röchelte sie ängstlich und ließ mich, der ich nur durch eine dünne Glasthür von ihr getrennt war, nicht viel zum Schlafen kommen. Gestern Nacht habe ich bei einem Bekannten, heute Nacht bei Bruder Rudolph geschlafen; denn ehe sie begraben ist, habe ich nicht Lust, in meine Wohnung zurückzukehren, da die Leiche, nach hiesiger unlöblicher Sitte, auf der Hausflur gerade vor meiner Thüre heut ausgestellt wird. Uebrigens ist

dieſe Geſchichte ſehr unangenehm, da ſie mich in meinen Arbeiten ſtört und geſtört hat, und vielleicht ſtören wird, denn ich fürchte, Widerwillen und Ekel vor meiner ganzen Wohnung zu bekommen.

Ich wünſchte Euch einige Recenſionen über den Chryſoſtomus, die in verſchiedenen Blättern erſchienen, mitzuſenden; aber da ich von meiner Wohnung getrennt bin, und dieſen Brief in Rudolphs Behauſung, auf Rudolphs Papier ſchreibe, ſo habe ich nicht dazu kommen können. Ich ſchicke ſie aber im nächſten Briefe, wenn Ihr es wünſcht. Durch R. habe ich gehört, daß Du, beſter Vater, ungehalten geweſen, weil ich meinem Heiligen kein beſſres Kleid angezogen, als ich ihn nach Heidersdorf ſandte. Aber ich ſelber habe wohl am meiſten Urſache ungehalten zu ſein, daß Herr Wieſicke kein beſſres Papier gewählt hat. Eine Ausgabe auf beſſrem Papier exiſtirt gar nicht.

Wie ich mich auf einige Wochen von Berlin weg zu Euch, Ihr Theuern, und zu meiner lieben Aſta, Marie, zu meinem Theo hinſehne! Denn ich ſehne mich nach Ruhe, wie der Fiſch nach den Waſſern. Ihr werdet lächeln, daß ich Ruhe bei Euch ſuche, und doch ſo iſt es. Schlafen — vielleicht auch träumen, werde ich bei Euch. Hier hat michs, wie ein ewiger Wirbelwind ergriffen, immer fort — ohne Raſt, in die Zukunft hinein. Ich habe keine Zeit, an mein Theuerſtes zu denken. Ich bin nicht dazu geboren, in der Welt zu leben, und bin glücklicher geweſen, ehe ich in ihr Mühlen- und Räderwerk hineingerathen — und mich nun entweder emporſchleudern oder zermalmen laſſen muß, nach ihrem Belieben. Da gehen ſie nun neben mir her und berathen mich „Sie müſſen die äußere Welt verachten, das Leben ſelbſt — dann werden Sie ruhig werden. — Im Ganzen hätten Sie nicht nach Berlin kommen ſollen.“ Und Berlin iſt mir doch wieder ſo nothwendig, ſo lieb! Berlin — oder ein Kloſter. — Lachen Sie über den Thoren, Mesdemoiselles!

Berlin, den 1. Juni 1823.

Deinen lieben Brief, Mütterchen, habe ich durch Geheimrath Bernauer, der mir zugleich sagen ließ, daß er mich morgen besuchen werde, erhalten. Ich danke, danke auf das Allerinnigste für das Versprechen der 15 Thlr. Ich wäre wohl genöthigt gewesen, Euch selbst um etwas Zuschuß zu bitten, da ich dem Doctor nicht unter 4 Louisdor geben kann. Mein Arzt ist keineswegs ein Anfänger, sondern ein Mann zwischen 30 und 40 und als guter Praktiker bekannt. Ich wohne übrigens äußerst angenehm, mit der Aussicht auf viele kleine Gärten, fast wie in Leipzig. Was die Nachricht des Oberlandsgerichtsrathes Sohr betrifft, so ist sie gar zu schmeichelhaft, als daß ich nicht glauben sollte, er habe aus Güte sie etwas überzuckert. Unser Chef ist der Geheime Justizrath Belitz, und ich habe zu viele tüchtige Collegen, die mich gewiß übertreffen, als daß ich mir solches Lob auch in der schwächsten eitelsten Stunde aneignen könnte. Es mag Stellungen im Staate geben, in denen ich das Ungewöhnliche leisten könnte, als praktischer Jurist werde ich nie die Linie des Gewöhnlichen überschreiten, denn ich fühle zu sehr, wie mir das Talent dazu fehlt. Ich werde ein Oberlandsgerichtsrath sein, so gut wie ein anderer, aber auch nicht besser. Es war eine Zeit, wo mich dies Gefühl sehr quälte, ich mir wie lebendig begraben vorkam; denn ist es wohl anders, wenn man in eine Laufbahn eingesargt worden, in der man die lebendigsten Kräfte seiner Seele nicht entfalten kann? Damals kam mir die Poesie zu Hülfe und in das trübsinnigste aller meiner Trauerspiele goß ich meinen ganzen Gram. Seit der Zeit habe ich mich erleichtert gefühlt und nur manchmal, sobald mich irgend eine Wissenschaft, besonders Geschichte, in ihr Interesse zieht, erwacht die alte Schlange, wenn ich die reichen Felder sehe, die zu beackern Gott mir kräftige Arme gegeben. Denn nicht um die Poesie ist mirs zu thun. Die Poesie bleibt mein, wird mein Trost sein, auch wenn ich Oberlandsgerichtsrath bin,

die Poesie besucht mich auch nur aller drei Monate einmal, aber die lange übrige Zeit. Da werd' ich Relationen schreiben, Erkenntnisse, Decrete, nicht besser als tausend Andre und schlechter, als viele — —. Wenn ich noch einmal meine Universitätsjahre zurückrufen könnte, so würde ich jetzt dem Professor der Geschichte und meinem Glücke vielleicht näher stehen, als dem Oberlandsgerichtsrath — aber mein Leben ist einmal zugeschnitten und alles Gesagte Geschwätz.

Einer meiner innigsten Wünsche ist erfüllt, ich habe einen Freund gefunden. Ob mein zweiter Wunsch zur Erfüllung kommen wird, ob ich jemals die gewünschte Anerkennung finden werde, darüber wird noch im Rathe der Götter debattirt. Bis jetzt bin ich erst von einem einzigen Menschen entschieden anerkannt worden, von dem russischen Legationssecretair Baron Maltitz,*) der mir noch vor kurzem von Warschau aus geschrieben hat, er werde gern, wenn auch nur aus der Fremde und der Ferne, die glänzende Laufbahn verfolgen, die mir bestimmt sei. Frau von Hohenhausen hat meinen Chrysostomus sehr vortheilhaft recensirt, auch in dem Journal des Luxus und der Mode einiges Günstige über mich gestanden, z. B. daß ich unter den neuesten aufstrebenden dramatischen Dichtern (worunter doch ein Immermann ist, der mir übrigens einen sehr freundlichen Brief geschrieben hat) mit zufriedenem Bewußtsein meines Werthes eine nicht niedrige Stufe einnehmen dürfe. Ich schicke Euch zugleich ein Trauerspiel, das ein Baron Seckendorf auf Zingst nach meiner Erzählung „des Vaters Bild" bearbeitet hat. Ich fand es in der Hekate von Müllner angezeigt. Ihr werdet hoffentlich etwas zu lachen haben. Uns hat es einen sehr vergnügten Abend gemacht.

---

*) Apollonius von Maltitz, als russischer Gesandter in Weimar gestorben.

Berlin, den 1. September 1823.

Täglich erwarte ich nun meine Vorladung zum zweiten Examen. Leider sagten mir sowohl der Kammergerichtsrath Gedicke als Herr von Zirschky (meine beiden Examinatoren), daß ich wohl noch ein Paar Wochen würde harren müssen. Es sind nämlich jetzt viel erste Examina, die gleichfalls von diesen Herren besorgt werden, und dann bin ich vor der Hand der einzige, der sich gemeldet hat, und man wartet gern, bis mehrere zusammenkommen. Ich soll nun einmal mit diesem Examen verzögert werden. Mit dem mir vom Stadtgericht zum zweiten Examen ertheilten Atteſt habe ich Ursache sehr zufrieden zu sein. Um so unzufriedener bin ich mit mir selbst, weil ich es nicht ganz verdient habe. Es heißt darin „ich hätte mit ebenso gewissenhafter Treue als glücklichem Erfolge gearbeitet, auch mich stets durch rühmlichen Fleiß, Pünktlichkeit und Ordnungsliebe vortheilhaft ausgezeichnet. Mein Betragen sei höchst anständig und durchaus musterhaft gewesen.“ Dies schreibe ich Euch als meinen lieben Eltern und bitte mit Niemand darüber zu sprechen. —

Hier habe ich die gute Bernauer zu Grabe begleitet. Der Geheimrath scheint doch den Verlust tief zu fühlen. Er hat mit mir Spaziergänge verabredet, um sich zu zerstreuen. Bei dem Begräbniß weinte er sehr. Ich fühle mich jetzt zu ihm hingezogen, und da er mir sehr entgegen kommt (er bot mir an, mich zu den Spaziergängen jedesmal abzuholen), auch hier ganz ohne nähern Umgang zu sein scheint, so denke ich mich ihm recht fest anzuschließen, was mir in jeder Hinsicht nützlich sein wird. Schon hat er mir angeboten, die Reise nach der Lausitz, die er Ende Septembers anzutreten gedenkt, mit ihm zusammen zu machen. Ich weiß aber, wie Ihr aus Obigem schon ersehen könnt, noch nicht, ob mir dies möglich sein wird.

Frau von Hohenhausen sagte mir neulich, daß Frau von Waldow, eine alte Dame, die hier ein Haus macht, mich kennen zu lernen wünsche — ich bin hingegangen und habe einen muntern Zirkel dort gefunden. Ich werde ihn aber doch nicht oft

beſuchen, da weder Geheimräthe noch Recenſenten darin ſind (zwei Arten von Leuten, mit denen ich überaus gern in freundlicher Verbindung ſtehe), noch dieſer Mangel durch intereſſante Geſellſchaft hinlänglich erſetzt wird.

Anbei ſende ich Euch, theuerſte Eltern, die jüngſten Kinder meiner Laune. Sie ſcheinen Glück zu machen, weit weit mehr als Chryſoſtomus, und verdienen es wohl auch. Geld habe ich mir nicht damit verdient, doch ſind ſie ſehr nett gedruckt. Grimm hat mir eine Recenſion in der Jenaiſchen Litteraturzeitung, die Hohenhauſen eine weitläufige Anzeige verſprochen, und in den nächſten Tagen wird man im Geſellſchafter eine begeiſterte Ankündigung derſelben von D. Guſtorf leſen. Der Maler Röntgen ſchleppt ſie bei allen Schauſpielern und Schauſpielerinnen herum, um ſie auf die Bühne zu bringen. Ihr ſeht, daß zu meinem Glücke nichts fehlt, als das zweite Examen, eine günſtige Recenſion von Adolf Müllner und die Ankunft in Heidersdorf.

Dort denke ich mich von dem hieſigen Treiben einmal zu erholen; — denn ich muß mehrere Wochen unthätig — gänzlich unthätig — ſein, wenn ich meine Geſundheit einigermaßen wieder herſtellen will. Hier in Berlin bin ich ein wenig gar zu thätig geweſen — vier Tragödien!

Dem Herrn Landesälteſten von Schindel, beſter Vater, vermelde meinen Reſpect. Ich laſſe ihn um die Ehre bitten, ihm ein Exemplar meiner Trauerſpiele, bei meiner Ankunft in der Lauſitz, überreichen zu dürfen.

Mein Herz iſt in der Lauſitz, mein Herz iſt nicht hier,
Mein Herz iſt in der Lauſitz, in grünem Waldrevier,
In grünem Waldrevier, bei den Schweſtern ſchön,
Mein Herz iſt in der Lauſitz, wo ich auch möge gehn.

Berlin, den 18. Septbr. 1823.

Daß ich zum Examen auf den 21. October vorgeladen bin, habe ich Euch ſchon mit dem trefflichen Bernauer geſchrieben, auch wie er mir angeboten, dieſen Winter bei ihm zu

wohnen, und ich es angenommen — sehr dankbar. Ich hoffe, einen zweiten Vater an ihm zu finden.

Vor Ende November werde ich schwerlich Berlin verlassen können, da sich meine Einführung beim Kammergericht, die ich gern abwarten möchte, bis dahin, und wohl noch länger, verziehen wird.

Ich bin ein Narr gewesen, Euch meine Trauerspiele vor meinem Examen zu schicken, ein großer. Aber Du irrst Dich, Mütterchen, wenn Du glaubst, daß ich sie während meiner Krankheit geschrieben. Sie waren längst fertig — Geld habe ich freilich nicht mit verdient.

Mit meiner Gesundheit geht es trefflich, mein Antlitz leuchtet, wie eines Apolls und wie viele Mädchen sich täglich in mich verlieben! — ich wage kaum mehr aus dem Fenster zu sehn. NB. Das ist nur Scherz.

Berlin, den 25. Octbr. 1823.

Mein mündliches Examen wäre also glücklich überstanden, wieder einmal eine Unannehmlichkeit hinter mir. Meine schriftliche Probearbeit bleibt mir freilich noch übrig und auf diese wird mehr als auf das mündliche Examen gesehen. Fürchtet Euch aber nicht zu sehr, daß ich durchfallen werde! Die Vorarbeiten zu meinem Examen hatten mich doch sehr angegriffen; ich fühle, daß ich meinem Körper nicht zu viel mehr bieten darf. Jetzt will ich einige Tage im sacrosanto far niente zubringen, und dann an meine Proberelation gehen. Ehe ich nicht als Kammergerichtsreferendar eingeführt bin, wünsche ich Berlin nicht zu verlassen! Ich werde meine Reise zu Euch, die hoffentlich meiner Gesundheit vollständig aufhelfen soll, mit um so ruhigerem Muthe antreten können. Gleich nach überstandnem Examen bin ich zu Geheimrath Bernauer hingezogen, was mich abgehalten hat, Dir und der guten Mutter eher zu berichten. Geheimrath Bernauer hat mich mit der väterlichsten Freundlichkeit aufgenommen.

Otto Baumeiſter iſt hier angekommen, ein hübſcher geſunder, etwas phlegmatiſcher Junge. Er iſt Theolog und ſtritt heute mit Robert, der mit Leib und Seele Katholik iſt, recht verſtändig über die Offenbarung. Ich komme immer mehr zu dem Reſultate, daß man zwar die Offenbarung wohl verwerfen kann, daß man aber Katholik werden muß, wenn man ſie annimmt, — d. h. als Offenbarung, nicht bloß als eine menſchlich vernünftige Moral, von einem Menſchen Jeſus Chriſtus gelehrt. Ich ſelbſt ſchwanke noch zwiſchen den Extremen. Ueberhaupt iſt mein Weſen das Bild einer Revolution. Ein Gedanke, eine Phantaſie, eine Einbildung nach der andern beſteigt die Rednerbühne und reizt die Geiſter meines Innern, auf daß ſie ſich einander anfallen, ſtoßen, verwunden — vollſtändige Anarchie. Das Bild einer etwas despotiſchen Monarchie iſt dagegen Roberts Seele. Und wie das ruhige Frankreich ſeine Truppen ſchickt und das anarchiſche Spanien zur Ruhe bringt, ſo ſucht Robert — aber mit der freundſchaftlichſten Schonung — mich mit mir in Harmonie zu ſetzen, und ich hoffe noch, daß es ihm — und mir gelingen ſoll. — Die Jahre, die ich zu Berlin verlebt, haben ſehr in mir herumgeknetet, noch aber will die erſtrebte Geſtalt nicht zum Vorſchein kommen.

Berlin, den 23. Novbr. 1823.

Eure lieben, lieben Briefe haben mich ſehr gefreut. Ich ſehe daraus, daß eure Blicke ins Leben wieder heitrer zu werden anfangen; bei dem Leſen Deines Briefs, Mütterchen, iſt mir Cornelia, die Mutter der Gracchen, eingefallen, die auch nur glücklich in ihren Kindern war. Dein Brief, beſter Vater, aber zeigt mir, daß Du an allgemeineren geiſtigen Richtungen wieder den alten Antheil nimmſt. Ich ſelbſt habe eine zu wenig feſte Stellung in religiöſer Hinſicht, um mich Dir entgegen ſtellen zu können, wie ich beſonders bei dem wünſchte, was Du über den Katholicismus ſagſt. Du haſt nur die mangelhafteren Seiten, die eine verwilderte rauhe Zeit in ihm entwickelt hatte,

ins Auge gefaßt, ihn nicht, wie er jetzt steht, betrachtet. Wer könnte jetzt noch Ablaßkram und dergleichen von ihm befürchten. Auch möchte es nicht ganz richtig sein zu behaupten, daß die Katholiken ihre Heiligen anbeteten. Die Heiligen sind nichts anders, als von der Kirche anerkannte Selige. Der Papst kann auch nicht Glaubenslehren ändern, so wenig als der Richter das Gesetz. Er ist nur die oberste Instanz in zweifelhaften Fällen — und vielleicht ist es ein großer Mangel des Protestantismus, daß jeder schale Landprediger die Glaubenslehren auslegen darf nach Belieben, und so seinen kleinen erbärmlichen Geist in die Religion hineintragen kann. Daher die unendliche Zerfallenheit des Protestantismus. Nur in England hat er sich davor gesichert, aber England ist ein einzelnes Land; Du sagst, es komme überhaupt nicht sowohl auf die metaphysischen als die moralischen Wahrheiten der Religion an, und gewiß muß fast jeder wohldenkende Protestant Deiner Meinung sein, dieweil er sich wahrscheinlich aus dem Christenthum herausgrübeln wird, wenn er einmal an zu grübeln fängt. Was ich in meinem letzten Briefe schrieb, war zufällig durch ein Gespräch veranlaßt. Ich denke jetzt vielleicht zu wenig an die göttliche Wahrheit der Offenbarung, vielmehr sind es Zweifel über meine moralische Existenz, die mich unglücklich machen. Denn auch die Moral hat ihre Zweifel. Ihre allgemeinen Wahrheiten lassen sich leicht fassen, doch in der Anwendung kann man sich darein verwickeln, wie in ein Netz, besonders wer so unglücklich construirt ist, wie ich, dessen Natur im Widerstreite mit der übrigen menschlichen Natur zu liegen scheint. Von dieser Seite kennt mich nur Robert, und darauf beziehen sich die Worte eines Briefes, den er mir vor einiger Zeit schrieb. „Ich wünschte nur, Du überzeugtest Dich, das wahre (ethische) Streben bestehe nicht sowohl in dem Ringen nach dem Ziele, dessen Erreichung uns unsre Demuth als unerreichbar fühlen lassen muß, sondern in der Betrübniß, daß wir noch so weit entfernt sind und es nicht erlangen können. Diese Betrübniß ist auch unser wahres Erkennen, sie soll aber mit Vertrauen auf Gott gepaart sein, und

iſt uns alsdann für die Zukunft ſowohl als unſre jetzige Ruhe ſichre Bürge.“ — So weit Robert.

Ich muß ſchnell ſchließen, denn der Bediente des Geheimrath will gleich nach der Poſt abgehen. Anbei folgt eine Recenſion meiner Trauerſpiele! — Was mein Hinkommen zu Euch betrifft, ſo habe ich mit meinem trefflichen Geheimrath darüber geſprochen. Ich werde mit dieſem reiſen, wie es Euch ja auch am liebſten ſcheint. Freilich iſt das Wetter jetzt gar zu unfreundlich.

Nun ſchließlich eine unangenehme, aber wichtige Angelegenheit. Trotzdem, daß ich durch mein Wohnen bei B. Manches erſpare, fehlt es mir an Geld. Ich habe vielleicht nicht ſo kärglich gewirthſchaftet, als ich ſollte, aber wenn man ſein Examen macht, bedarf man auch wieder einige Erfriſchung und Aufheitrung, beſonders nach einem ſo traurig verlebten Sommer. Und dann hat wirklich meine Krankheit einige Verwirrung in meiner Börſe zurückgelaſſen, die immer unheilbarer wird. Denkt auch aber, daß ich alle Tage baden mußte, und mir jedes Bad 16 g. Gr. Cour. koſtete mit hin und zurückfahren, daß ich dem Doctor einige 20 Thlr. gegeben, was mir Arznei und Abwartung gekoſtet hat. Rechnet dazu die großen und nothwendigen Ausgaben für einen neuen Hut, für zwei ſchwarztuchne Weſten, für einen ſupermodernen Frack, für ein Paar Beinkleider, für das Wenden meines Ueberrocks, und ſchließlich für die Ergänzungen zum Allg. Landrecht, für die Ergänzungen zur Gerichtsordnung, für die Depoſital- und Hypothekenordnung, für die Criminalordnung, für den Paalzow, für Goslars Rechtswahrheiten, für den Eggers und wie die Bücher alle heißen, die ich zu meinem Examen gebraucht habe! Wenn Ihr dies Alles berechnet und dazu, daß ich oft beſſer gegeſſen, als ich geſollt hätte, ſo werdet Ihr Euch nicht wundern, wenn ich offenherzig geſtehe — — daß nur noch 12 Thlr. in meinem Beutel ſind. Periculum in mora, wie Ihr ſeht. Nun beſte Mutter, liebſter Vater, ſcheltet mich aus in Eurem nächſten Briefe, aber ſchreibt und ſchickt etwas Geld mit, nicht viel — aber etwas! Es liegt wie ein

Alp auf meinem Gewiſſen, daß ich dieſe Bitte an Euch thun muß — aber die Nothwendigkeit iſt eiſern — der Vergleich abgeſchloſſen — der zweite Examen gemacht. Ihr müßt alſo einige Nachſicht haben mit

Eurem verarmten

Poeten Fr. v. Uechtritz.

Berlin, den 1. Dezember 1823.

Vergebt mir ja, daß ich Euch nicht eher meinen wärmſten Dank für die überſendeten 20 Thlr. gemeldet habe! Ich muß mich um ſo mehr deshalb anklagen, weil mich Eure Güte auf's tiefſte gerührt hat. Aber der feierliche Einzug der Kronprinzeſſin hat ja ganz Berlin die Köpfe verrückt. Gott ſei Dank, daß ich wenigſtens mit geſunden Gliedern davon gekommen bin. Den Einzug ſelbſt habe ich, breit in meinem Fenſter liegend, auf das bequemſte geſchaut. Ihr findet ihn aber in allen Zeitungen beſchrieben, darum mag ich kein Wort darüber verlieren. Die Illumination war die beſte, die ich noch hier geſehen, glänzend der Fackelzug der Studenten. Ihr wißt vielleicht ſchon, welches Unglück dieſen Zug begleitet hat. Während er über die große Brücke zog, die erſt vor kurzem fertig geworden, und dieſe allen übrigen Fußgängern geſperrt war, drängten ſich Fußgänger und Wagen (eine ſchlechte Anordnung) über die daneben befindliche Interimsbrücke durcheinander. Das Gedränge wurde immer heftiger, ein Wagen umgeworfen, ſieben Damen, die darinnen ſaßen, nur mit Mühe gerettet, die Lehne der Brücke brach, über und durcheinander ſprangen, ſtürzten, und drängten ſich Unglückliche in die Spree hinunter, wo ſie theils im Waſſer, theils auf den untenhaltenden Fiſcherkähnen aufſchlagend, den Tod fanden, oder ſich tödtlich beſchädigten. Auch oben wurden mehrere niedergeworfen und zertreten. — Man vergleicht es hier mit dem Uebergang über die Berezina. Noch ſucht man nach Vermißten, die man im Waſſer zu finden denkt. Nahe an dreißig liegen todt, zerſchmettert, erdrückt oder mit gebrochenem Bruſtbein,

neunzig schwer verwundet. Eine ganze Familie Friedheim, Vater, Mutter und Kind sind gestern begraben worden. Ueberhaupt sind sehr anständige Leute unter den Verunglückten, unter andern Baronin Erk. Ein Gardeoffizier hat sich durch einen Sprung gerettet, der alte berühmte Hufeland fast sein Auge verloren. Auch in andern Theilen der Stadt sind Menschen verunglückt, erdrückt worden, oder während des Einzuges von den Linden gefallen, auf die sie schon halbbetrunken geklettert waren.

Doch weg von diesem traurigen Schauspiel! Deinen Brief, bester Vater, habe ich mit tiefem Nachdenken gelesen, und stimme darin mit Dir überein, daß ich mich jetzt in überstimmter Geistesregung befunden, wenn auch die Ursache nicht allein die von Dir angegebene sein dürfte. Doch hoffe ich fest, daß es vorüber ist. Ueber die transcendentalen Wahrheiten der Religion denke ich vielleicht eher zu wenig, als zu viel nach; sonst könnte mir Robert gefährlich werden, der eifriger Katholik, und dabei im höchsten Grade klug und verständig ist. Er giebt alle Mängel des Katholicismus, auch die von Dir berührten zu, aber bestreitet, daß sie im Wesen des Katholicismus liegen, bei welchem Einheit und Consequenz nun einmal unleugbare Vorzüge bleiben. Robert behauptet nicht mit Unrecht, daß jeder Protestant sich seinen eignen Gott mache, nach willkürlichem Belieben, und am Ende sein vergöttertes kleines Selbst an die Spitze der Welt setze, statt daß im Katholicismus ein für allemal die Idee der Gottheit der Willkür des Einzelnen entrückt sei.

Eine sehr günstige Recension meiner Trauerspiele steht im litterärischen Conversationsblatt. Vielleicht kann ich sie bald Euch schicken.

Berlin, den 1. Januar 1824.

Meine besten Wünsche zum neuen Jahre! Mögen wir (denn unser Glück und Unglück läßt sich ja nicht trennen) es glücklicher beendigen als das vergangne, mit dem ich keineswegs zufrieden sein kann. Das Verhältniß mit Bernauer ausgenommen.

Um Euch aber doch etwas Angenehmes zu ſchreiben, ſo wißt, daß Ihr mich künftig Kammergerichtsreferendarius tituliren könnt. Dieſe Ehre koſtet mir bereits 8 Thlr. cour., bloß für die Ausfertigung der Ernennung. Was mir das Examen koſten wird, weiß ich noch nicht. Ich verthue gewiß nicht viel Geld — aber ich bin einmal in Unordnung mit meinen Finanzen, ſo ungemein viel ich auch durch Bernauers Güte erſpare. Wenn man aber ſo dahin und dorthin 30 Thlr. zu bezahlen hat und den Schuſter, und Weihnachten und Examina und eine kleine Schuld bei einem guten Freunde und Neujahrsgratulationen dazu, ſo ſummirt ſich das zuſammen. Du haſt mir nun aufgetragen, beſte Mutter, für Dich ein Loos zu kaufen im Vertrauen zu meinem Glücke. Erfahre alſo, daß ich in allen Glückſpielen das entſchiedenſte Unglück habe! Wir ſpielen manchmal bei Dunkers kleine Hazardſpiele, wobei man höchſtens 4 gGr. verliert; aber ich habe ſo eigenſinniges Unglück, daß man mir viel Glück im Heirathen prophezeit. Schreibe mir demnach, ob Du noch bei Deinem Wunſche beharrſt, Mütterchen! Heute war Otto Baumeiſter bei mir. Er machte mir ein Compliment darüber, daß ich ſo ſchöne Schweſtern habe. Doch hat ihm Aſta mehr imponirt, was ihm meine ſanfte Marie vergeben wird. Ich fürchte, die Dinger werden erſtaunlich ſtolz geworden ſein und mich nicht mehr anſehen wollen. Was macht mein lieber Theo? Er ſoll mir ja verzeihen, daß ich ihm noch nicht geſchrieben habe. Für das überſandte Geld meinen herzlichſten Dank! Der Kerl aus dem Juſtizminiſterio, der mir die acht Thlr. für die Ausfertigung abforderte, war mir eine fatale Erſcheinung — ich hatte gar nicht darauf gerechnet. — Aber nun zu dem Wichtigſten. Deine Pantoffel, Mütterchen, ſind göttlich. Auch Bernauer ſcheint mit den ſeinigen ſehr zufrieden. Eben ſo ſchön iſt Dein Shawl, ein ſo ächtes volles Roth, ich habe meine Freude daran, ihn anzuſehen. Die Feiertage über war der Regierungsrath Weinhold aus Halle hier und logirte bei Bernauer, ein gutmüthiger geſprächiger Sachſe. Wir haben vergnügt zuſammen gelebt. Bernauer iſt der trefflichſte Mann! Als ich ihm neulich von unſern

theologiſchen Verhandlungen erzählte, vertraute er mir Deinen Auftrag, beſter Vater, in Beziehung auf mich. Es hat mich ſo erſchreckt, daß ich heute kein Wort über theologica vorbringen kann.

Euer

Kammergerichtsreferendarius

Fr. v. Uechtritz.

Berlin, den 29. April 1825.

Zuvörderſt vergebt mir, theuerſte Ältern, daß ich auf ſo ſchlechtes Papier ſchreibe, aber auf dem Kammergericht, auf dem ich eben jetzt meine Parteien erwarte, iſt kein beſſeres zu haben, und ich denke gute Dinge und ſchlechtes Papier ſind beſſer als ſchlechte auf gutem. Dieſen Winter habe ich nämlich (in Nebenſtunden) eine Tragödie gedichtet „Alexander und Darius"! Welchen Beifall ſie neulich bei einer Vorleſung durch Herrn von Holtey, den ſehr geübten Vorleſer, im Engliſchen Hauſe vor einer Verſammlung der erſten Kenner und beſten Schauſpieler Berlins, des Grafen Brühl und des Hofrath Esperſtädt, der bei der hieſigen Bühne eine beinahe wichtigere Perſon iſt, als der Graf, gefunden hat, werdet Ihr am beſten aus dem beigehenden Sonett des dabei gegenwärtigen Geheimen Oberregierungsrathes Streckfuß erſehen, der nach der Vorleſung mir um den Hals fiel und mir verſicherte, ſeit Schiller ſei ſo etwas nicht geſchrieben worden. Eben ſo zufrieden hat ſich der Graf damit erklärt und Hofrath Esperſtädt mir mehrmals verſichert, daß die hieſige Bühne das Stück annehmen werde, leide nicht den geringſten Zweifel; nur wann es bei der Menge ſchon angenommener Stücke gegeben werden könne, ließe ſich nicht beſtimmen. Der berühmte Schauſpieler Wolf, der gleichfalls großen Einfluß auf hieſiger Bühne hat, iſt davon entzückt und Mad. Stich hofft in der Rolle der Königin einen neuen Triumph zu feiern. Wolf hat den Darius übernommen. Bei der Langſamkeit der hieſigen Bühne bin ich nun freilich in Gefahr, das Stück vielleicht erſt

in 1½ Jahren auf der Bühne zu sehen; im Sommer nämlich werden überhaupt nur wenig neue Stücke gegeben, er ist auch sehr ungünstig dazu. Vielleicht ist es auch gut, wenn ich mein Examen mit Ruhe vollenden kann. Morgen nämlich werde ich meinen ersten Probeinstruktions-Termin abhalten und so in die gefährliche Laufbahn treten. Glück auf!

Sollte mein Alexander im nächsten Winter zur Aufführung kommen, was ich bei einigem Glücke hoffen darf, so versteht es sich von selbst, daß ich, wenn er mit Beifall aufgenommen wird, aller weiteren Unterstützung von Eurer Seite sofort entsage. Am Tage nach der ersten Aufführung liegen nämlich von Seiten der hiesigen Bühne 25 Louisd'or auf meinem Tische, und da ich sodann nicht nur die Aufführung meines Stückes für noch höheren Preis auf andern Bühnen erwarten, sondern auch einem sehr bedeutenden Honorare von jedem Buchhändler entgegensehen darf, so hoffe ich die eben ausgesprochene Hoffnung realisirt zu sehen und mein drittes Examen mit größter Bequemlichkeit dann herannahen zu lassen.

Auch Bernauer war bei jener Vorlesung, Fouqué, den ich bei sehr naher Bekanntschaft äußerst lieb gewonnen habe, der Cr. Rath Hitzig, Verfasser von Hoffmanns und Zacharias Werners Lebensbeschreibungen, der Weltumsegler Hr. von Chamisso u. s. w. Freitag Abend war ich zu einem im vollsten Ueberflusse prangenden Schauspielersouper bei Mad. Stich geladen, wo es sehr fröhlich herging. Mad. Stich ist eine sehr schöne Frau.

Euer

F. Uechtritz.

---

Vor einigen Tagen habe ich einen sehr artigen Brief des Grafen erhalten, worin er mir meldet, daß er den Alexander annehme. Ihr könnt denken, daß mich diese Nachricht erfreut hat. Das Sonett des Geh. Rath Streckfuß steht im 75. Blatt des Gesellschafters für Geist und Herz und lautet folgendermaaßen:

**An Friedrich von Uechtritz nach Vorleſung ſeines Alexander.**

Auf, empor! Du junger wackrer Streiter!
Auf! mit keckem Muth, mit feſtem Sinn!
Gieb Dich freudig kühn Dir ſelber hin,
Forſche nicht: was ſagen die Begleiter?
An den höchſten Thurm geſetzt die Leiter!
Innre Kraft allein die Führerin!
Jede Sproſſe — herrlicher Gewinn! —
Stärkt Dich mehr und macht die Ausſicht weiter.
Was Du rangſt, bei Gott, errang ſchon viel.
Mehr wird, was Du ringen wirſt, erringen!
Wolle, rein und froh — es muß gelingen!
Nicht vergiß, der Weg iſt nicht das Ziel!
Doch Du wirſt Dich ſelber nicht verlaſſen,
Und der Kranz — er winkt — du wirſt ihn faſſen!

Karl Streckfuß.

Berlin, . . . 1825.

Theuerſte Mutter!

Dein lieber Brief hat mich bis in die innerſte Seele erquickt und wie ein Kind auf Weihnachten freue ich mich nach Heidersdorf. Wann ich aber hinkommen werde, hängt von einer ſehr weitläuftigen Probeinſtruction ab, die ich vorher zu beſchließen wünſche, und die mich wohl bis Ende Juni hier aufhalten dürfte. Dein Plan wegen Dresden ſcheint mir vortrefflich, beſonders da Tieck ins Bad reiſt und ich doch ihn vor Allem in Dresden zu ſprechen wünſche. Er hat ſich erboten, meinen Alexander mit einer Vorrede begleitet herauszugeben, und da außerdem Herr von Houwald die Vermittlung zwiſchen mir und dem Buchhändler Göſchen auf das freundlichſte übernommen hat, ſo darf ich mir ein anſtändiges Honorar verſprechen. Ich erwarte alle Tage Nachricht von Houwald. Außerdem will die Stich bei ihrer Kunſtreiſe im Auguſt dieſes Jahres in Breslau und Wien als Statira auftreten, und hat deshalb bereits nach Wien geſchrieben. Ich würde dann auch von dorther, d. h. von Wien, wenigſtens ſo viel, wie hier, zu erwarten haben. Von

Dresden habe ich noch nichts und ich fürchte, man hat zur Vereinfachung des Geschäftes sich vorgenommen, mir das Honorar bei meiner Durchreise durch Dresden zu entrichten, da die Auszahlung und Quittirung sonst mit Weitläuftigkeiten verbunden sein würde. Doch weiß ich durch Raumer, daß in der Conferenz bestimmt worden ist, mir 100 Thlr. zu geben, und Tieck hat gegen Raumer geäußert, er glaube nicht, daß etwas dazwischen kommen könne. Wegen dieser letzten Aeußerung rechne ich noch nicht bestimmt darauf, besonders da die Summe für Dresden, wo man gewöhnlich nur 10 Dukaten zahlt, enorm ist. Tieck hat sich wie ein Gott gegen mich gezeigt. Von dem Buchhändler ist es nicht unmöglich, daß ich 500 Thlr. erhalte, aber laßt uns nicht vergessen, daß ich sie noch nicht habe. — —

Berlin, . . . 1825.

Theuerste Mutter!

Nur schnell ein Paar Zeilen auf Dein eben bei mir angekommenes Schreiben. Wohl hast du Recht, daß es der abscheulichste Undank wäre, Tieck zu beleidigen. Besuche also lieber, wenn Du nach Dresden kommst, Winkler nicht! Tieck könnte es doch unrecht verstehen. Uebrigens gräme Dich nicht zu sehr, wenn die Sache in Dresden schief gehen sollte; denn,

1. ist Tieck für mich und Deutschland giebt mehr auf Tieck's, als der Dresdner Urtheil.
2. ist die Dresdner Bühne überhaupt keine, die für gut gilt und auf deren Leistungen von andern Orten her gesehen wird.
3. hat mir Graf Brühl versichert, daß er auch nicht die geringste Rücksicht auf eine etwaige üble Aufnahme in Dresden nehmen würde.

Hier ist vorgestern Leseprobe gewesen, die Schauspieler interessiren sich sehr für das Stück, und Graf Brühl wird es mit wahrhaft königlicher Pracht in die Scene setzen. Wenn nur die Rolle des Alexander besser besetzt wäre!

Berlin, am 15. Oktober 1825.

Endlich habe ich das verlangte Atteſt erhalten und beeile mich, es Euch zu ſenden. Ich habe auf dieſen Augenblick mit Ungeduld gehofft, weil ich Euch gern zu melden wünſchte, daß Tieck, der deutſche Ariſtarch, meinen Alexander mit entſchiedenem Beifalle auf- und angenommen hat. Fr. von Raumer, der Geſchichtſchreiber der Hohenſtaufen, einer der liebenswürdigſten Männer, in deſſen Hauſe ich ſehr vergnügte Abende verlebe, brachte mir die Nachricht bei ſeiner Rückkunft aus Dresden, wohin er während der Univerſitätsferien gereiſt war. Er iſt Tiecks genauer Freund und ſagte mir, daß Tieck erklärt habe, ſeit lange nichts geleſen zu haben, was ihm ſo durchaus gefalle. Er hat nichts — nichts getadelt — er hat es in Raumers Gegenwart ſeinem Abendzirkel vorgeleſen, und Alles in Tiecks Beifall eingeſtimmt. Ich habe ihn bitten laſſen, die Aufführung bis nach der hieſigen aufzuſchieben; — da er mir aber durch Raumer wiſſen ließ, daß er die Aufführung in Dresden nicht gern länger als bis Weihnachten verſchieben möchte, und Graf Brühl mir erklärte, daß er es, früher eingegangener Verpflichtungen, und beſonders mangelnden Geldes wegen erſt zum März in die Bühne ſetzen könne, ſo habe ich Master Tieck geſchrieben, er möge es aufführen, ſobald er wolle und mir nur die Zeit vorher zu wiſſen thun, weil ich doch gern dabei gegenwärtig zu ſein wünſche. Wenn Ihr alſo auch nicht nach Berlin kommen könntet, ſo dächte ich müßte es eher möglich zu machen ſein, daß wir in Dresden zuſammenträfen. Es würde mich außerordentlich glücklich machen, meine guten Schweſtern und meine treuen Eltern wiederzuſehen, denen ich ſo Vieles, ja Alles verdanke. Unſre Verwandten in Dresden würden ſich ja wohl bereit finden, uns einige Tage aufzunehmen, und ſo dieſe Reiſe im Verhältniß zu einer nach Berlin faſt nichts koſten. Sobald ich von Dresden aus Antwort erhalte, werde ich Euch das Nähere ſchreiben. Von Raumer hörte ich auch, daß Tieck vor der Aufführung etwas über den Alexander drucken laſſen wolle, um dem Publikum das Verſtändniß zu er-

öffnen, was mich mehr fördern würde, als die günstigste Aufführung. Auch will er es selbst den Schauspielern vorlesen. Er scheint sich ordentlich gefreut zu haben, einmal etwas von einem neuern Dichter loben zu können, weil man ihm immer vorwirft, er lasse niemand Gerechtigkeit widerfahren außer sich und Shakespeare.

Ich hoffe, bestes Mütterchen, Deine üble Meinung über Tieck wird sich mit der Zeit, wie die über Napoleon verlieren, besonders wenn Du bei unsrer Zusammenkunft in Dresden den liebenswürdigen Mann selber kennen lernen wirst, was ich zu bewerkstelligen hoffe. Für Deine sehr gelungenen Verse bin ich Dir sehr dankbar — ich habe sie — Du mußt nicht böse sein, an Robert gezeigt — und er meinte: Du seist die wahre Mutter Deines Sohnes, auch hinsichts wunderlicher Eigenheiten. Ich erkenne mich in Dir, wie in einem Spiegel. Da ich aber meinen Namen, wenigstens in Berlin, nicht auf den Zettel setzen werde, und schon deshalb nicht herausgerufen werden kann — ich auch, selbst herausgerufen, schwerlich erscheinen würde, da doch am Ende mein Platz nicht auf den Brettern ist, dies auch Sr. Excellenz dem Herrn Justizminister Anstoß geben könnte, und endlich auf einen so rauschenden Beifall bei meinem Stücke nicht gerechnet werden kann (denn Tiecks Geschmack und der des großen Haufens sind verschieden), so werde ich kaum von Deinem freundlichen Gedichte Gebrauch machen können. Auch dürfte es etwas zu demüthig sein und immer mehr sehe ich, daß Demuth nicht die Eigenschaft ist, die in der Welt forthilft. Bescheiden darf man sein — aber bescheiden mit Stolz — was von der sogenannten stolzen Bescheidenheit, oder gar von Anmaßung wohl zu unterscheiden ist. Demüthige Leute wirft man in die Ecke und verachtet sie. — Ich habe jetzt hier sehr viele Freunde und so viel ich weiß keinen Feind, was sich freilich ändern wird, wenn mein Stück gefallen sollte. So ist der Lauf der Welt.

## Brief

über die erste Aufführung des Alexander in Berlin

von Bruder Rudolph.

Berlin, den 11. März 1826.

Herzgeliebtester Vater!

Wahrlich noch nie traf mich Begeisterung in so hohem Maße, wie es gestern der Fall war. Noch in der Erinnerung könnte ich rasend werden! Gestern nämlich war hier in unsrer Stadt die von mir, ich wag' es zu sagen, gewiß am heißesten ersehnte Aufführung des Alexander, gestern war es, wo ich das Glück, was mein Herz während der Aufführung empfand, nicht mit dem kostbarsten Kleinod vertauschen möchte, ja wo ich allein der wirklich göttlichen Stich ein halbes Königreich zu Füßen legen könnte! Ja, nochmals sei es gesagt, noch nie faßte mich Begeisterung in so hohem Maße, noch nie durchströmten meine Brust so beseligende Gefühle wie gestern! Gestern bin ich zur Anschauung dessen gelangt, was ich bisher noch nie faßte, ich sah, daß es dem guten Schauspieler möglich, aus sich selbst herauszutreten und in dem Geiste seiner Rolle in dem Zuschauer ein Gefühl zu erzeugen, was ich bisher noch nie gekannt, noch nie empfunden. Mag es sein, daß der Geist des Stückes viel dazu beitrug, das mich wirklich in meinem tiefsten Inneren anspricht, ich sag' es frei, ich habe gestern Schauspieler achten gelernt und verdanke ihnen die seligsten Augenblicke meines Lebens! —

Schon in der vorgestern stattfindenden Generalprobe, der ich beiwohnte, erwartete ich viel für die Aufführung, doch die Aufführung selbst schenkte mir so hohe Begeisterung, wie ich nie zu hoffen gewagt hätte. Jetzt will ich suchen Dich, lieber Vater, und mein ganzes Vaterhaus mit einem Theil der Wonne zu beseligen, die ich gestern empfand, und es ist mir, als stärke mich der Geist des Ormuzd, damit es mir möglich werde!

Die Darstellung im Allgemeinen war sehr gut, im Einzelnen vortrefflich. Madame Stich als Statira übertraf sich selbst

und alle Erwartungen, die sich jemals in dem Busen ihres größten Anbeters erheben konnten, sie war vom Anfang ihrer Rolle bis zu deren Ende so vortrefflich, daß mir die letzten Worte ihrer Vision im dritten Akte:

„Wehe, der König der Perser flieht!"

noch in den Ohren tönen und wohl ewig tönen werden. Nie war ich in einem Augenblicke meines Lebens so über alles Irdische erhaben wie in diesem! Glaube nicht, daß äußere Reize mich bestochen haben, ich bedaure jeden, der, wenigstens in diesem Augenblicke, in ihr etwas Anderes als die unglückliche Gattin des Darius sah, er ist nicht werth, solch göttlich Spiel zu sehen! Ihr wurde der größte Beifall zu Theil! Zunächst nun wende ich mich zu dem Darius (Rebenstein). Wenn er auch nicht seiner Statira gleich kam und ich weiß nicht, ob dies in dieser vergänglichen Welt möglich sein dürfte, so verdient er doch hohe Bewunderung. Jedes seiner Worte zeugte von tiefer Empfindung und nie dürfte auch diese Rolle wohl besser gegeben werden. Das größte Entzücken erzeugte er bei mir in der ersten Scene des dritten Aktes und in der zweiten des fünften. Herr Krüger als Alexander war sehr gut, wiewohl diese Rolle, anders genommen, mehr Eindruck hätte machen müssen; er war jedoch auch im Ganzen so gut, daß es unrecht wäre, das Einzelne zu tadeln, und sein Spiel war gewiß von der Art, daß, wenn auch die herrliche Kraft seiner Rolle manchmal nicht genug hervortrat, doch jeder fühlen konnte, daß die Schuld an ihm und nicht an dem Dichter lag.

Hr. Lemm als Nabarzanes und Md. Unzelmann als Thais waren vorzüglich und, nochmals sei es gesagt, die Aufführung im Ganzen war nicht nur gut, nein, sie war vortrefflich! Die Decorationen, vom Geh. Bau-Rath Schinkel entworfen, ließen nichts zu wünschen übrig, sie sind so prächtig wie die Costüme und alle neu. Wahrhaft prächtig ist das Zelt des Darius im ersten und der Palast von Persepolis im 4. Akt. Der letztere Akt war überhaupt so vorzüglich angeordnet, daß nichts zu wünschen blieb, und zweierlei nur macht es mir glaublich, daß es

in Dresden nicht gefallen hat. Einmal nämlich paßt die in Dresden angewendete Muſik gar nicht und Fritz hat Unrecht gethan, daß er etwas anempfohlen hat, was er nicht kannte. Die hier angewendete Muſik war dazu neucomponirt vom Kapellmeiſter Schneider und ſtand mit dem Ganzen im ſchönſten Einklange. Was den zweiten Umſtand anbetrifft, ſo iſt es nur in Dresden möglich, daß man das Tiſchgeſpräch im dritten Akt und den Kuß, den Alexander von der ſchönen Thais empfängt, wegläßt.

Die Aufführung hat hier im Ganzen den glücklichſten Erfolg gehabt und Fritz dürfte neben ſeiner Glorie auch den Berg überſchritten haben, der ſich in pecuniärer Hinſicht vor ihm befand. Möge Euch ſämmtlich das von mir entworfne Bild genügen.

Fritz, der jetzt wirklich ungeheuer viel Noth und Mühe gehabt hat, wird nächſtens ſchreiben. Er hat kürzlich eine Relation abgegeben, die allgemeines Aufſehen erregt, und auf die er von Trützſchler das Atteſt zum dritten Examen erhalten hat.

Euer Rudolph.

Dresden, den 23. September 1826.

Dein Brief, beſter Vater, hat mich ein wenig erſchreckt. Er klingt, als ob ſo ein armer Syndikus von früh bis in die Nacht hinein zu arbeiten hätte. Denn wären der Geſchäfte ſo wenig, wie Du anfangs glaubteſt, ſo hätte Haugwitzens Beſorgniß gar keinen Sinn. Berichte mich darüber ja genauer; denn wenn ich nicht ſo viel Zeit übrig behalte, mein drittes Examen zu machen, ſo möchte ich die Stelle doch lieber nicht annehmen. Behalte ich aber ſo viel Zeit, ſo kümmert es mich wenig, ob die Geſchäfte trocken ſind oder nicht. Geſchäft iſt Geſchäft. Schreibe mir ja bald beſtimmt, nachdem Du mit Haugwitzen (dem ich freilich in dieſem Falle nicht recht traue) darüber geſprochen haſt, was ſie dem Syndikus zu thun geben wollen, damit man einen Ueberſchlag machen kann. Vorgeſtern war hier Aufführung des Alexander. Ich bekam eine eigne Loge, in der ich mit Marie, Fritz, Bertha und Löben Platz nahm. Der Alexander iſt hier

ein Kassenstück geworden. Auch die beiden Sommervorstellungen sind als solche sehr voll gewesen. Natürlich ist das Theater im Sommer nirgends so besucht wie im Winter und Tieck rechnete diesmal auf ein ziemlich leeres Haus, weil fünf Vorstellungen in sieben Monaten zu viel für Dresden sei. Demungeachtet war das Haus sehr hübsch besetzt. Ich bin mit der Aufführung ausnehmend zufrieden. Sie war in mancher Hinsicht prächtiger als die Berliner und Becker spielte mit göttlicher Begeistrung. Er ist ein gebildeter angenehmer Mann, dem es um die Kunst redlich zu thun ist, kein Handwerker. Er hat mir versprochen, vielleicht um Weihnachten nach Berlin zu kommen und dort als Alexander aufzutreten. Ich freue mich herzlich darauf. Hier bringe ich alle Abende bei Tieck zu, finde jedesmal einen Teller mit Weintrauben und werde von Allen auf den Händen getragen. Tieck hat einen Ruf nach München bekommen — 3000 Gulden Gehalt sind ihm versprochen, wofür er über den Shakespear oder Dante lesen soll, so oft er Lust hat, auch dem Könige vorlesen. Er hat hier 600 Thlr. Zulage gefordert — dann will er bleiben. Auch Raumer ist unter glänzenden Bedingungen nach München gerufen, ist aber noch ungewiß, ob er es annehmen soll und hat es davon abhängig gemacht, ob Tieck gehen wird. Mit Raumer habe ich von meiner Syndikusstelle gesprochen. Er schien zu fürchten, daß ich in Görlitz abschmeckend werden möchte und rieth mir, es nur anzunehmen, wenn ich einige Zeit im Jahre in einer größeren Stadt zubringen könnte. Die Luft in den kleinern hat freilich etwas Beengendes, Niederdrückendes. Mag aber alles sein, wie es will, meine Gesundheit macht mich wegen der Dauer meines Lebens zu ungewiß, als daß ich mich in der nächsten Zeit und bevor ich weiß, ob ich geheilt werden kann, zu sehr abstrapaziren möchte. Daher werde ich Euch meine Eingabe von Berlin aus schicken, ich müßte denn von Euch hören, daß ich als Syndikus nicht weniger mit Arbeiten belastet werden würde, wie es nach Euren Briefen beinahe scheint.

Berlin, am 7. Dez. 1826.

Nur zwei Worte, da Ihr mit der nächsten Post Antwort verlangt. Ich danke Euch innigst für alle die Mühe, die Ihr Euch für mein Fortkommen gegeben habt und noch geben wollt. Die größte Sorge würde aber wohl in dieser Hinsicht der arme Rudolph erfordern, den ich sehr gern untergebracht sähe. Mir wird Gott schon weiter helfen. Seit ich Heidersdorf verließ, hat sich so Manches geändert, was meinen Muth erhöht hat, daß ich wenigstens für den Augenblick wenig Sorge habe. Zuvörderst meine Gesundheit, dann das Urtheil des J. L. Heinsius über meine große Probeinstruction (das schwierigste beim dritten Examen), endlich mein neues Stück. Dies hat mich zwar in Bearbeitung meiner Relation (mit den Instructionen bin ich fertig) sehr aufgehalten, aber mir auch neue Hoffnungen erzeugt. Sogar ein Hegelianer, der bei einer Vorlesung gegenwärtig war, rühmt es allenthalben, ja der Weltgeist selber (Professor Hegel) ist bei der Stich gewesen, hat ihr davon gesprochen und es sehr gelobt, obgleich er es noch nicht kennt. Sein Anhänger mag ihm wohl berichtet haben. Gewiß ist es mehr für das große Publikum als der Alexander und die Wirkung nicht so wie bei diesem Begeistrung und Erhebung, sondern zugleich auch Rührung, deren mehr Herzen fähig sind, als jener. Der alte Fränkel, bei dem ich es gestern vorlas, hatte die Thränen in den Augen und ich glaube, ich hätte nicht 300, sondern 3000 Thlr. von ihm fordern können. Man verwöhnt mich hier etwas, c'est vrai, aber daß die Görlitzer Luft meine eigentliche Lebensluft sei, davon kann ich mich nicht überzeugen. Demungeachtet, wenn Ihr ohne Examen die Stelle für mich erhalten könnt, werde ich, um in Eurer und meiner lieben Schwestern Nähe zu leben, sie annehmen. — Nur wünschte ich, daß man sich nicht einbildete, mir eine Gnade zu erweisen. Ich mag etwas zu hochgestimmt sein, aber so wie ich mich jetzt fühle, und die dortigen Damen und Herren achte, kommt es mir vor, als ob Vortheil und Ehre so ziemlich gleich wären. — Könnt Ihr übrigens für Rudolph (für

den ich freilich die Stelle noch unpassender finde, als für mich) sie erhalten, so trete ich sehr gern wieder zurück.

A. v. Humboldt ist mit 5000 Thlr. Gehalt als vortragender Rath in allen Kunst- und einigen wissenschaftlichen Angelegenheiten beim König angestellt, der in ihn recht eigentlich verliebt ist. Er ist jetzt nach Paris zurück, um seine Einrichtungen zu machen. Wie man sagt, soll sein Vermögen durch seine wissenschaftlichen Unternehmungen sehr gelitten, und dies ihn bewogen haben, den Bitten des Königs nachzugeben. Außerdem hat. er sich verpflichtet, dem König Gesellschaft zu leisten und täglich mit ihm zu essen. Ich habe ihn nicht wieder gesehen, denn die beiden Male, daß ich ihm Gegenbesuch machen wollte, traf ich ihn nicht zu Hause. Jedenfalls denke ich mich beim Minister Humboldt vorstellen zu lassen, wozu mich Fränkels, die mit ihm genauer bekannt sind, aufgefordert haben.

Berlin, den 15. April 1827.

— — — Rudolph ist nun untergebracht und ich gestehe, daß ich herzlich froh bin, noch nicht untergebracht zu sein, nämlich als Syndikus. — O schaudervoll, o schaudervoll, höchst schaudervoll! möcht' ich mit Hamlet rufen, wenn ich daran denke. Doch kann es die Mutter beruhigen, daß ich die Götter nicht durch Uebermuth gereizt habe, indem ich mich ja um die Stelle bewarb. Bernauer glaubt noch immer nicht, daß die Sache lange bestehen werde. Der Name Bernauer führt mich auf einen andern Görlitzer, nämlich Tschoppe, dessen ich mich sehr zu rühmen habe. Er ist der allerpatriotischste Görlitzer, und aus purem Patriotismus ist er mein Freund, — denn wahrlich, ich verdiene es nicht um ihn. Aber es giebt Leute, denen man es um Gotteswillen nicht merken lassen darf, daß man sie braucht, wenn man sie brauchen will. Er hat hier beim Theater den größten Einfluß und seitdem man merkt, wie ich mit ihm stehe, überall die freundlichsten Gesichter und Bücklinge. Auch eine sehr reiche Braut hat er mir vorgeschlagen — uns auch zusammengebracht — aber wehe, wehe! elle ne me plait pas! —

Ich habe die Catalani gehört und bin so entzückt und begeistert worden, daß Harang oder Häring, der hier ein Blatt redigirt, der Scholtz versicherte, er brauche die Catalani gar nicht zu hören; denn meine begeisterte Schilderung habe ihm ein weit bestimmteres Bild ihres Gesanges gegeben, als wenn er mit eignen Ohren (er ist nicht sehr musikalisch) hingehört hätte. Jetzt ist die Blüthe des Enthusiasmus verraucht, daher kann ich Euch diese Schilderung mit ihren magischen Wirkungen nicht wiederholen. Nur so viel: — ich hörte sie in glänzender Gesellschaft bei Beer's und war ennuyirt bis zum Schwindel — alles Mark aus den Gliedern — matt wie eine Winterfliege. — Wär' ich zu Hause, dacht' ich, ich gäbe 10,000 Catalanis darum — d. h. alles, bis der Gesang dieser regina del canto emporstieg — da schlug es wie ein Blitz durch alle meine Adern, nie hat etwas so elektrische Wirkung auf meine Nerven hervorgebracht — ich war wie berauscht. — Der Saal war sehr groß (es ist ein reizender Saal) aber dennoch war es, als ob die Wände springen müßten, wenn sie ihre Stimme anschwellen ließ — jemand sagte: es sei ihm gewesen, als ob er vom Stuhle geschossen würde. Es war, als gehörte sie einer gewaltigern Zeit und die Wände und Gebäude, unsre Ohren seien zu schwach, sie zu ertragen. Sie stand, wie eine Sibylle, so als sänge sie aus Dantes Paradiese heraus — denn auch ihre Erscheinung ist die großartigste — diese tiefsinnenden schwarzen Augen, ehe der Gesang anhub — — für die Damen, die dies lesen, bemerke ich noch, daß sie ein einfaches weißes Kleid trug — aber Demanten, zahllos wie die Sterne.

Nun denk' ich doch, hab' ich einmal genug geschrieben, auch Interessantes.

Berlin, den 29. November 1827.

Vorgestern ist denn also mein Ehrenschwerdt glücklich über die Bühne gegangen und scheint mehr gefallen zu haben, als ich (denn ich war den Abend der Aufführung sehr hypochondrisch) es nach den zwar sehr häufigen, aber nicht gerade lärmenden

Beifallsbezeugungen erwartete. Es wurde 17 bis 18 mal applaudirt, aber, wie gesagt, nur mäßig. Das Publikum war ein sehr gebildetes (fast die ganze gelehrte Welt von Berlin) und ein solches macht sich gewöhnlich nicht laut. Doch hörte ich schon gestern, daß Hegel viel applaudirt habe und seine Schüler zufrieden seien, — auch habe ich Nachrichten aus öffentlichen Orten, Bäckerläden, Kaffeehäusern, Traiteurs u. s. w. gesammelt und erfahren, daß das Stück überall sehr gelobt worden sei. Eigentlich kann man erst bei der zweiten und dritten Aufführung erfahren, wie ein Stück gefallen habe; — denn die Beifallsbezeugungen am Abend der Aufführung sind immer zweideutig und das Wichtigste bleiben jedenfalls die Urtheile, die die zugegen Gewesenen in ihren Cirkeln verbreiten; denn diese sind es, welche Andre zum Besuche des Stückes anreizen. Den Sonntag wird es zum zweiten mal gegeben. Die Bürgerscenen waren sehr gut in Scene gesetzt, manches Andre ging aber zu langsam. — Anna war vortrefflich, am vorzüglichsten jedoch der Bürger Rupprecht, der auch vor Allen gefallen hat. — Rudolph ließ manches zu wünschen und Devrient nahm den Zacharias zu niederträchtig oder, wie Raumer sich ausdrückt, zu laufig; doch hat er Viele durchaus befriedigt und die Erzählung im dritten Acte ergreifend gesprochen. In der Gartenscene sah er gerade aus wie der Teufel in dem Mohn'schen Taschenbuche, wo er den Erlöser in der Wüste versucht. Es war ein ängstlicher Anblick.

— — — — Du gute treue Mutter, es waren stürmische Tage für mich.

Als meine Alte nach meiner Ankunft die Wäsche durchsah, brach sie in einen wahren Dithyrambus auf Dich, gute Mutter, aus und pries mich glücklich, daß ich eine so sorgende Mutter hätte. Sie hat Recht. Möchte ich Dir und dem guten Vater nur noch recht viele Freude machen!

Berlin, den 12. Mai 1828.

Mein vorhergehender Brief hat Euch mit einer entscheidenden Wendung meines Lebens bekannt gemacht, und ich versprach, Euch mit nächster Post den Tag meiner Abreise von hier zu melden. Diese hat sich jetzt auf den Freitag über acht Tage festgesetzt, so daß ich ich also den Sonntag über acht Tage in Görlitz ankommen werde.

Gestern war ich beim Minister. Er war sehr freundlich und bemerkte (was mir, wie Ihr denken könnt, sehr angenehm war): in Trier werden Sie Muße genug haben! — indem er wahrscheinlich auf meine poetischen Beschäftigungen anspielte. Schon von Robert hatte ich gehört, daß die Gerichte dort wenig zu thun hätten, aber es war mir doch lieb, eine so authentische Bestätigung zu haben. Es hängt dies mit der dort geltenden französischen Gerichtsverfassung zusammen, die den Wirkungskreis des Richters auf das bloße Urtheilsprechen beschränkt. Instruiren und Decretiren fällt ganz weg, Hypothekenwesen aber, Vormundschaftssachen, die ganze freiwillige Gerichtsbarkeit sind theils eignen Beamten, theils den Notarien anvertraut. Ihr könnt denken, daß dies für einen Dichter nicht eben lästig ist, auch kann man bei einem Gerichte, wo weniger Arbeit ist, leichter und länger Urlaub erhalten, und seine Familie und Freunde besuchen, wodurch, wie ich glaube, die größre Entfernung reichlich vergütet wird. Mein guter einziger Robert hat mir auch schon mit Handschlag versprochen, mich nächstes Jahr zu besuchen, und denkt sich vielleicht später, wenn er sich von den Geschäften zurückziehen und von seinem Vermögen leben wird, in jener Gegend anzusiedeln. Doch das sind Träume fürs Alter — vor der Hand freue ich mich seines Versprechens, mich übers Jahr zu besuchen und habe ihm dagegen zugesagt, über zwei Jahre zu ihm zu kommen, wo ich dann zugleich meinen lieben Theodor und dann, auf der Weiterreise, Euch und die guten Schwestern wiederzusehen hoffe. So habe ich mir

meine nächste Zukunft zu meinem Troste geordnet. Theodor*) hat sich sehr vortheilhaft ausgebildet, — der Major schwärmt ganz für ihn und sagte mir mehrmals, daß sich jeder Commandeur gratuliren könne, zu dessen Regimente er komme. Es ist besonders sein Charakter, und das Edle und Ritterliche seiner Gesinnung, was er an ihm zu achten und lieben scheint. Ich glaube auch kaum, daß man einen jungen Menschen finden wird, der vor allem Gemeinen und Unwürdigen eine so eingeborne Abneigung hat. Ich glaube, daß er mich jetzt sehr lieb hat, und ich erwiedere es ihm von Herzen.

---

*) Der jüngste der drei Brüder Fritz, Rudolph und Theodor, lebt als Generallieutenant z. D. in Dresden.

# Briefe aus Trier und Düsseldorf

von

## Friedrich von Uechtritz an seine Eltern und Geschwister

aus den Jahren 1828—1836.

Cöln, am 18. Juni 1828.

Ich ſitze hier in dem unheimlichen Cöln, alle meine Reiſegefährten haben mich verlaſſen und ein langer einſamer Abend liegt traurig vor mir. Was kann ich alſo Beſſres thun, als mich mit Euch unterhalten und den Vorſatz brechen, Euch erſt von Trier aus zu ſchreiben. Ich habe in den wenigen Tagen ſeit unſrer Trennung viel, ſehr viel gelebt, ſo daß es ſich kaum in die Schranken eines Briefes wird faſſen laſſen. Ich eile alſo zu meiner Erzählung. Von Görlitz aus fuhr ich in eben nicht ſehr intereſſanter Geſellſchaft — und kam um drei Uhr in Dresden an. Aber der Wirth des goldenen Ankers, zu dem ich mich hinbegab, behauptete, mich erſt zum Abend erwartet zu haben, und bemerkte, daß ſein ganzes Wirthshaus beſetzt ſei. Ich und ein anderer junger Herr, der vom Beiwagen geſtiegen war, und ſich zu mir gefunden hatte, waren nun genöthigt, von Wirthshaus zu Wirthshaus zu wandern, und wurden überall abgewieſen, weil der bevorſtehende Wollmarkt Alles überfüllt hatte. Unſre Verlegenheit ſtieg aufs höchſte, als der Poſtbote, der unſre Sachen trug, mit einmal erklärte, er könne nicht weiter mit gehen, weil er zur Poſt zurückmüſſe. Alle Häuſer waren geſchloſſen und wir hatten die Ausſicht vor uns, auf offner Straße, gleich einem Paare wandernder Zigeuner, neben unſerm Reiſebündel zu kampiren. — Da erſchien uns ein rettender Engel und zwar ein goldner — wir fanden nämlich in unverhoffter Weiſe im goldnen Engel oben, ich glaube vier Treppen hoch, noch ein Unterkommen, und ſo unangenehm es mir war, mußt' ich doch mit dem mir ganz unbekannten mauſſaden jungen Mann in daſſelbe Zimmer hinein. — — — — Nachdem ich mich angezogen hatte, um Tieck aufzuſuchen, erfuhr ich, daß derſelbe nicht mehr in Dresden ſei. Ich ging zu Lüttichau*), auch dieſer

*) Theater-Intendant.

war nach Carlsbad verreist. Es blieb mir also nichts übrig, als mein Manuscript dem Schauspieler Becker zu lassen, der es noch während meiner Anwesenheit gelesen hat und nach der Rolle des Rudolf die größte Sehnsucht zu haben scheint, wie Ihr aus dem beigelegten Fragment seines Briefes an mich ersehen könnt. Leider ist auch er jetzt mit Tieck gespannt und es wird die größte Behutsamkeit nöthig sein, um diesen nicht zu verletzen. Am Mittwoch reist' ich von Dresden in Gesellschaft einiger guter hausbackner Leipziger ab und kam Abends fünf Uhr in Leipzig an. Zwei Stunden darauf sollte die Schnellpost abgehen, mit der ich weiter zu gehen dachte. Ich erfuhr aber zu meinem größten Schrecken, daß ich nicht zum 11., sondern 4. Juni, acht Tage vorher also, eingeschrieben war, und man erklärte mir, daß, wenn ich weiter wolle, ich noch einmal bezahlen müsse, da das erste mal bereits verrechnet, und es meine Schuld sei, daß ich ausgeblieben wäre. Wahrscheinlich hatte Zeis das Datum undeutlich geschrieben und sein Commissionär 4 statt 11 gelesen. Die Sache war sehr unangenehm, aber es half nicht, ich mußte mich entschließen, 16 Thlr. 12 gGr. noch einmal zu bezahlen.

Ich saß, wie Ihr denken könnt, im höchsten Aerger, meine Kräfte waren angegriffen, da ich in Dresden sehr schlechte Nächte gehabt hatte, — hierzu kam die Erfahrung, daß die höheren Behörden gewöhnlich humaner sind und auch sein können; kurz ich entschloß mich, bis zum Abgang der nächsten Post noch in Leipzig zu bleiben und mein Glück bei dem Ober-Postamtsvorsteher zu versuchen. In diesem fand ich einen sehr humanen Beamten, der mir versprach, sein Möglichstes zu thun; und der Oberpostverwalter Hebenstreit hat mir versprochen, sofort nach Eingang der Rückzahlung das Geld an Zeis zu schicken, den ich bereits gebeten habe, es mir durch Wechsel zu übermachen. Leider kann ich nur auf diesem weitläuftigen Wege zu meinem Gelde kommen. — Jetzt zu meiner Reisebeschreibung zurück. In Leipzig besuchte ich meine alten Bekannten wieder, saß bei Emil's in demselben Garten-Salon, an demselben Theetisch, wie vor sieben Jahren, — mir war, als hätt' ich unterdessen nur geträumt.

Auch die Zenge ſah ich wieder, die von Neapel zurückgekehrt iſt, und ganz die alte war, — munter und herzlich. Die Krug'ſchen Kinder waren groß geworden und gingen als Menſchen einher. Mit Adolf Wagner ſaß ich und verſenkte mich in intereſſante Geſpräche von Fortdauer und Wiederſehen nach dem Tode, an das er nicht ſehr zu glauben ſchien. Ich ging durch die Promenade, ſah ſo viele Orte wieder, wo ich vergnügt oder traurig geweſen — aber Alles ſtimmte mich immer düſtrer. Ich war in einer Stimmung wie der verbannte Ovid, als er ſeine Triſtien ſchrieb. Es war, als ſchließe ſich nun erſt mein ganzes vergangnes Leben zu und ſinke in's Grab — vor mir lag es voll Nebel und Oede — hinter mir Alles, was ich geliebt hatte. Es iſt ſo wenig, wenn man Niemand mehr hat, als ſich ſelbſt. — — — Freitag Abends acht Uhr fuhr die Schnellpoſt von Leipzig ab. Ich ſaß vorn im Cabriolet, ein Franzoſe ſetzte ſich neben mich. Er ſchwatzte heiter und fröhlich und die friſche Abendbeleuchtung, die raſche Bewegung, das ſorgloſe Geſchwätz des Franzoſen brachte mich bald wieder in einige Heiterkeit. Das neue Leben ging ja nun an. Ich fürchtete nur, der Franzmann würde mich nicht ſchlafen laſſen, aber bald riß mich ſeine Frage, ob ich im Wagen ſchlafen könne, aus dieſer Beſorgniß. Moi, Monsieur, ſetzte er fröhlich hinzu, j'y dors comme dans mon lit. Und er hat redlich Wort gehalten, feſter kann man auf Eyderdaunen nicht ſchlafen. So ging's die Nacht hindurch — um $^1/_2$2 Uhr tranken wir Kaffee — alles war ſchlaftrunken, aber unter den bleichen ſchwankenden Geſtalten ſtrich ein ältliches Geſicht an mir vorüber, das mir bekannt ſchien — ich achtete nicht weiter darauf und ſtieg wieder in mein Cabriolet zu dem ſchlafenden Franzoſen, der gar nicht erſt heruntergeſtiegen war. Ich ſchlief wieder ein und wir hielten um vier Uhr in Eckartsberga, wo die Pferde gewechſelt wurden; die Herren im Innern des Wagens blieben ſitzen und ſchliefen fort, — auch mein Franzoſe — ich aber war ſchon munter und wach. Nicht hundert Schritte vom Poſthauſe lenkt der Weg einen ziemlich ſteilen Berg hinunter und hier war es, wo wir eine der größten Ge-

fahren beſtanden haben, die noch meinem Leben gedroht hat. Der Poſtillon hatte nämlich verſäumt, die Hemmkette unterzulegen und mit einmal ſprang die ſogenannte Wiederhalte vorn an der Deichſel. Ich ſah, wie dieſe zwiſchen den Pferden vorfuhr und die ganze ungeheure Maſchine hinten auf die Pferde drückte. Der Poſtillon warf ſich den Pferden entgegen, er wurde zu Boden geriſſen. Jetzt galt es ſchnellen Entſchluß. Wenn der ſchwerfällige Rieſenwagen die gepflaſterte Bergſtraße mit uns hinuntergepoltert wäre, kein Knochen wäre ganz geblieben. — Ich ſprang alſo — es war allerdings ein ſehr gefährlicher Sprung — von dem Cabriolet herunter, und kam glücklich zur Erde. Die Herren im Wagen hatten mich ſpringen ſehen und erſt daraus erkannt, daß vorn etwas vorgehe. Jetzt alſo entſtand Lärm und Getümmel im Wagen. Unterdeſſen hatte der Poſtillon die Geiſtesgegenwart (oder war es nur Glück?) gehabt, im Fallen der Deichſel und den Pferden eine andere Richtung zu geben, ſo daß die ſchwere Maſchine ſtatt bergunter ſich ſeitswärts wandte, wo ein Weg bergauf führte, und glücklich zu ſtehen kam. Jetzt drängte ſich Alles aus dem Wagen heraus und zum erſtenmal fiel mir der Inhalt deſſelben näher ins Auge. Das ältliche Geſicht ſtand wieder vor mir. Die Züge wurden immer bekannter, — es war niemand anders, als unſer würdiger Oberſteuerprocurator Eiſenſtuck. Herr von der Pforte begleitete ihn. Freude des Wiederſehens. Da der Wagen reparirt werden mußte, wandelten wir voraus in die ſchöne Gegend hinein. Pforte erzählte mir, daß ſie nach Frankfurt gingen, um von da den Rhein herauf nach England zu reiſen. Bis Cöln alſo hatten wir Einen Weg, was uns Beiden ſehr lieb ſchien. Eiſenſtuck oder unſer old gentleman, wie er während der ganzen Reiſe titulirt wurde, zeigte ſich ganz anders, als Ihr ihn wohl kennen werdet. Er iſt eines der erſten Originale der Welt, dabei gewiß höchſt rechtlich, wie ich jetzt aus Ueberzeugung behaupte, — fröhlich und gutmüthig, doch mehr von ihm hernach. — Nach einem Aufenthalt von $1^1/_2$ Stunde war der Wagen wieder im Stande und wir ſtiegen ein. So kamen wir nach Weimar und hier beginnt

der ſchönſte Theil meiner Reiſe. Wir wollten nämlich eben weiter fahren, als noch ein junger Mann in das Cabriolet (ſo heißen die drei vorderſten Plätze im Eilwagen) ſtieg und ſich zwiſchen mich und den Franzoſen ſetzte. An ſeiner fremdartigen Ausſprache des Deutſchen bemerkte ich bald, daß er ein Ausländer ſei, und ſchon des Franzoſen wegen wurde die Unterhaltung franzöſiſch geführt. Der junge Mann war, wie er ſagte, vor ein paar Monaten aus Amerika herübergekommen und ich hielt ihn für einen Amerikaner. Er erzählte uns von den Sitten in Newyork, wo er zu Hauſe ſchien, und ſein offnes liebenswürdiges Weſen nahm mich bald für ihn ein. Die Reiſe von Amerika nach Europa ſchien ihm eine Kleinigkeit — es iſt dabei nicht mehr Gefahr, ſagte er, als hier auf der Schnellpoſt. Der Franzoſe erkundigte ſich nach dem Zuſtande der franzöſiſchen Schauſpieler in den Vereinigten Staaten und es kam bald heraus, daß er ſelber zu dieſer Kaſte gehöre. „J'ai travaillé beaucoup", ſagte er eitel, „avec le grand Talma." Doch ſchien er um ein Unterkommen verlegen. So ging es bis Frankfurt. Der junge Unbekannte gefiel mir immer beſſer und wir wurden bald ſo bekannt, daß wir in Frankfurt Ein Zimmer bezogen. Der Marqueur brachte das Fremdenbuch. — Der Unbekannte ſchrieb ſich ein: „Mali, Kaufmann aus Verviers." Verviers liegt in den Niederlanden, zehn Meilen von Trier, und ich geſtand ihm, daß ich ihn für einen Amerikaner gehalten. Jetzt erzählte er mir, ſein Vater habe eine Handlung in Verviers und ihn vor zwei Jahren nach Amerika geſandt, um dort den Zuſtand eines Kaufmannshauſes, der nicht ganz ſicher ſchien, zu unterſuchen. Aber dort angekommen, habe er Gelegenheit gefunden, ſich ſelber zu etabliren und eine Handlung in Newyork zu eröffnen. Da nun im Sommer die Geſchäfte dort ſtill lägen und das Leben ſo theuer ſei, daß ihm die Reiſe nach Europa nicht mehr als der dortige Aufenthalt koſte, ſo habe er es vorgezogen herüber zu kommen, um ſich perſönlich in Geſchäftsverbindung mit mehreren europäiſchen Häuſern zu ſetzen. Er war erſt 24 Jahr alt und es ſpricht gewiß für ihn, daß er ſchon in dieſem Alter ſich ſo

versucht hat. — — Es war zum ersten Mal in meinem Leben, daß ein junger Kaufmann, die mir sonst innig zuwider sind, mein Herz gewonnen hatte. Und nicht blos mein Herz — Eisenstuck und Pforte waren nicht weniger für ihn eingenommen —, der alte Eisenstuck war ganz zärtlich gegen ihn. Ich konnte nicht umhin, ihm zu sagen, daß er durchaus nichts von einem Kaufmann habe. Wir zogen uns um, und Mali ging ins Theater: „Ich gehe nur hin, um eine Dame zu sehen, — ganz von ferne — ich will sie nur sehen." Ich scherzte darüber, wie man bei solcher Gelegenheit zu scherzen pflegt, aber er sagte, halb wehmüthig lächelnd: „Sie irren sich, es ist ganz etwas anders." Er ging, und ich begab mich zu Eisenstuck und wandelte mit ihm und Pforte durch die schönen Promenaden und die heiter elegante Stadt. Auch blickten wir ins Theater hinein. Zu Hause fanden wir Mali wieder, der trauriger aussah. Wir begaben uns in unser Zimmer und Mali erzählte mir von seinen zwei Reisen zu den Wasserfällen des Niagara und einer noch weiteren Reise über die großen Seen zu den Wilden hinüber. Er hat eine Gesandtschaft begleitet, die die Vereinigten Staaten dorthin geschickt hatten, und schilderte mir die Wilden als ein blödes abgestumpftes Geschlecht. Der Branntwein, den ihnen die Weißen verkauften, habe sie so verdorben. Auch den ganzen folgenden Morgen verschwatzte ich mit Mali. Ich sprach englisch mit ihm, und siehe, es ging vortrefflich — er lobte meine Aussprache. Für gewöhnlich sprachen wir aber deutsch. Zu Mittag hatten uns Eisenstuck und Pforte im Stich gelassen, — sie waren zu Gaste gebeten. Mali und ich aßen an der Wirthstafel, wo aber zu viel zu essen war. Wir standen in der Mitte des ewigen Mahles auf, und ich ging, um noch etwas zu besorgen. Mein neuer Freund begleitete mich. Vor der Hausthür aber forderte er mich auf, nur zwei Schritte mit ihm zu gehen. Er führte mich vor ein Haus und sah hinauf: „Hier wohnt sie," sagte er. Wohl die Dame, fragte ich, die Sie gestern im Theater gesucht und nicht gefunden haben. „Ja, sie" sagte er, und vertraute mir sein Geheimniß. Er hatte sie geliebt, sie heirathen wollen,

aber ſeine Eltern hatten nicht eingewilligt. Mit dem feſten Vorſatz, ihr nie zu entſagen, geht er nach Amerika. Er ſieht ſich jetzt frei und ſelbſtſtändig, ſelbſt ſeine Eltern, weiß er, werden nichts mehr dawider haben, und er eilt nach Europa zurück. „Es war mit der Hauptgrund", ſagte er, „warum ich herüber kam." Da, zu Hauſe angekommen, erfährt er, daß ſeine Geliebte ſich unterdeß verheirathet hat, — ſeine Eltern hatten es ihm aus Schonung nicht ſchreiben wollen. — Er wandte ſich noch einmal nach dem Hauſe zurück — „die Meerkatze!" ſagte er, „kommen Sie!" — Wir entfernten uns. „Wenn ſie mich hier bemerkt hat", fuhr er fort, „und ſieht, daß ich mich unſres Verhältniſſes noch erinnre, iſt ſie genug beſtraft — meinen Sie nicht?" — Er rührte mich, bis ins tiefſte Herz, aber es gab hier keinen Troſt. — — Um fünf Uhr fuhren wir nach Mainz ab — Eiſenſtuck, Pforte, mein armer Mali und ich. Wir hatten zuſammen einen Lohnkutſcher gemiethet. Der gute Eiſenſtuck trug einen rieſenhaften Haarbeutel, wie er denn überhaupt nicht viel des edlen Rebenſaftes zu vertragen ſcheint. Es giebt aber keinen angenehmern Reiſegeſellſchafter. Er ſpielte den Leichtfuß, was ihm gar wunderlich ſtand, und ließ alle ſeine kleinen Eitelkeiten blicken, die zum Theil höchſt komiſch ſind. So rühmte er ſich mit ſtolzem Munde, daß noch niemals ein Acciſebedienter gewagt habe ihn zu viſitiren; und noch nicht 24 Stunden vergingen, ſo war er vor unſern ſehenden Augen zweimal viſitirt worden. Wir quälten ihn unbarmherzig, beſonders weil an der preußiſchen Grenze gerade nur Er allein ſeine Koffer öffnen mußte, uns aber, weil unterdeſſen ein nachſichtsvollerer Zollbediente dazu kam, es erlaſſen wurde. Ich rühmte aus Bosheit die Humanität der preußiſchen Mauth. Mich, ſagte ich, haben ſie ganz und gar nicht viſitirt. „Nun, viſitirt", erwiederte der gedemüthigte Eiſenſtuck, ohne meine Bosheit zu merken, „viſitirt haben ſie mich eigentlich auch nicht, ſie haben blos hineingegriffen." Doch dies iſt anticipirt und wir kehren zu unſrer Fahrt von Frankfurt nach Mainz zurück. Auf der Mitte des Weges machten wir Halt und tranken in einem Wirthshaus

Selterwaſſer mit Wein und Zucker — es war eine der angenehmſten Stunden meines Lebens. Die Unterhaltung war und blieb lebendig und aufgeregt, bis wir in das finſtre Mainz hineinfuhren. Pforte ging zum General Carlowitz. Mali, Eiſenſtuck und ich aber trieben uns auf den Straßen herum. Eiſenſtuck ſetzte ſeine Rolle als Leichtfuß fort, — man ſah aber, daß es nicht ſo ſchlimm gemeint war. Am andern Morgen beſtiegen wir das Dampfſchiff und fuhren nach Cöln. Die Gegend war ſo ſchön, daß ich vor Entzücken weinen mußte. Erſt fruchtbar und anmuthig — der Fluß mit grünen Inſeln bedeckt — freundliche kleine Städte an den Ufern, dann von Bingen und dem Mäuſethurm an düſter und ſchaurig, die Berge bis ans Ufer vorrückend, mit unzähligen alten Burgen bedeckt. Das Dampfſchiff, immer ſprudelnd und arbeitend, ſchoß pfeilſchnell durch das Waſſer und mir wurde ſchwindlich, wenn ich hinunter ſah. Ueberhaupt hatt' ich einen Anfall von Seekrankheit, den ich aber mit einem Glas Asmannshäuſer kurirte. Im Bauche des Schiffs waren zwei Zimmer, überaus elegant eingerichtet, — in dem einen aß die Geſellſchaft ſo gut und bequem (die große Hitze ausgenommen) wie irgendwo ſonſt. Bei Coblenz hielt das Dampfſchiff und nahm neue Paſſagiere ein. Unter dieſen befanden ſich zwei Damen, die ſogleich von Pforte ſehr artig begrüßt wurden. Als ſie näher kamen, erkannte ich die Hofräthin Tieck und ihre Tochter Agnes. Sie begleiteten uns bis nach Bonn, wo ſie Tieck erwarten werden. Abends um ſechs Uhr landeten wir hier in Cöln, und gingen noch geſtern Abend nach dem berühmten Dome. Er übertraf alle meine Erwartungen und regte mich wunderbar auf — manches andre ſchlug mich wieder nieder, wovon ich hernach ſprechen will. — Heute Morgen um vier Uhr verließ uns mein guter Mali und fuhr mit der Schnellpoſt nach Aachen und heute Mittag ſind ihm Eiſenſtuck und Pforte gefolgt. Ich ſitze nun wieder allein, in einer Stimmung wie die, in der ich zu Leipzig war. Heute Morgen haben wir uns in den hieſigen Kirchen umgeſehen und ſo wie ſchon geſtern die Todtenſchädel der heiligen drei Könige mit ihren goldnen Kronen einen unan-

genehmen Eindruck auf mich machten, so hat mich heut der Modergeruch in allen diesen Kirchen, die vielen Grabmäler, die unzähligen heiligen Todtengebeine noch mehr verstimmt. Cöln kommt mir ganz gespenstisch vor und die heutige Einsamkeit ist ein gar zu greller Abschlag gegen den gestrigen Rausch. Der Gedanke, daß ich den guten, offnen, liebenswürdigen Mali wohl niemals wiedersehen werde, ist mir auf der einen Seite so schmerzlich, — doch kommt er mir auf der andern Seite wie ein Trost für die andern Trennungen vor, die mich getroffen haben. Meine andern Lieben werde ich ja mit Gottes gnädiger Hülfe alle wiedersehn. Schreibt mir nur ja bald, wie es Euch geht! Ihr Guten, ich habe viel an Euch gedacht.

Trier, den 21. Juni 1828.

Meinen Brief aus Cöln werdet Ihr erhalten haben. Am Tage darauf reiste ich mit der Schnellpost nach Coblenz, die großentheils längs dem Rheine hinfährt, so daß ich die schöne Gegend noch einmal genossen habe, wiewohl nicht mehr in so angenehmer Gesellschaft. In Coblenz saß ich in höchster Verstimmung auf meinem Zimmer, — eine englische Lady war mit ihrem Gefolge im Gasthause eingerückt, so daß sich nicht einmal die Marqueure um mich bekümmerten — ich war einsam, und unglücklich. — Da fiel mir ein, daß der Major Decker (als Schriftsteller Adalbert vom Thale genannt) von Berlin nach Coblenz versetzt worden. Er war mir in Berlin immer unangenehm gewesen und so oft er mich gebeten hatte, ihn zu besuchen, war es ihm doch niemals gelungen. Aber jetzt erschien er mir in meiner Verlassenheit wie ein Freund und Verwandter und ich beschloß zu ihm zu gehen. Ich fand ihn in eben so trübseliger Stimmung, als ich, — er schimpfte auf das Leben in Coblenz und seine Verhältnisse, — dagegen hatte ihm Trier sehr gefallen und das Gemälde, das er von letzterem entwarf, ließ mich etwas getröstet zu meinem einsamen Zimmer zurückschleichen. Am andern Morgen fuhr ich in Coblenz ab,

— ein übermäßig lustiger Weinhändler an meiner Seite. Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen, hieß sein Wahlspruch, und es möchte gewagt sein zu bestimmen, wie viel Flaschen er an Einem Tage geleert hat. Er sang alle möglichen Lieder, blies auf dem Posthorn u. s. w., aber obwohl er in Berlin sehr bekannt, auch ein Bewundrer meines Alexander war, den er dort aufführen sehen, wurde mir seine Gesellschaft doch immer lästiger. Ich mußte mir Gewalt anthun, um doch halb und halb, der Pflicht eines Reisegefährten gemäß, einzustimmen und mußte innerlich lächeln, als er zu dem Conducteur sagte, er freue sich nur, daß wir so gut zusammenpaßten. Es war mir daher recht angenehm, als bei Wittich mehrere andere Passagiere in den Wagen stiegen. Eine hübsche Engländerin und ein ehrsamer Friedensrichter mit seiner etwas coquetten Tochter. Der Friedensrichter nahm erst eine sehr wichtige Amtsmiene an; als er aber durch sein Ausfragen dahinter kam, daß ich quasi zu seinen künftigen Vorgesetzten gehöre, wurde er freundlich und zuvorkommend. Wir fuhren in das schöne Thal hinein und sahen Trier, aber die Beklemmung, die ich fühlte, kann ich nicht beschreiben. Sie erreichte den höchsten Grad, als der Friedensrichter, der den Cicerone machte, mir im dummen Scherz zulächelte — — „und hier links, mein Herr Assessor, sehen Sie den Kirchhof, wenn Sie etwa hier sterben sollten!“ — Die Stadt erschien mir übrigens nicht unfreundlich; doch vermehrte es noch meine Verstimmung, als ich die Briefe von Robert und Theodor nicht vorfand, auf die ich gerechnet hatte. Der Weinhändler forderte mich auf, ihm nach einem Gasthause zu folgen, das er mir sehr empfahl, und wir gingen. Seinen — — — —*) geblumten Schlafrock und eine rothe griechische Mütze. Alle Straßenjungen von Trier folgten uns nach — aus allen Fenstern und Thüren zischelte und lachte man hinter uns her. „Es freut mich nur,“ sagte der unerschütterliche Weinhändler, „daß ich den Leuten solches Vergnügen mache.“ Aber

*) Unleserlich.

meine Seele war für dergleichen Stoicismus zu ſchwach, — ich drückte mich, ſo gut ich konnte, auf die Seite, um der Ehre eines ſolchen Triumphzuges zu entgehen — vergebens! Die treue Seele drängte ſich immer wieder an mich und fing ein Geſpräch an. Endlich zogen wir in den Gaſthof ein, deſſen Hausthüre ſich ſogleich mit nachgaffenden Menſchen füllte, und ich beſtellte mir ſchnell ein Zimmer, um meinen ewigen Gefährten endlich los zu werden. So weit werdet Ihr die Sache noch ziemlich luſtig und meine tiefe Verſtimmung vielleicht halb krankhaft finden; aber die Erfahrungen, die ich heute gemacht habe, ſind nicht geeignet, dieſe Verſtimmung zu heben. Zwar bin ich von den Präſidenten Birk und Runten mit der größten Herzlichkeit und Freundſchaft empfangen worden, aber — um Alles auf einmal zu ſagen, — Trier iſt nichts weniger als wohlfeil, und ſoll, nach Dobeneck's*) Ausſage, ein höchſt ungeſelliger trauriger Ort ſein. Dobeneck empfing mich mit wahrem Jubel und iſt gleich mit mir in der Stadt herumgelaufen, um mir Logis, Mittagstiſch u. ſ. w. beſorgen zu helfen — aber beide habe ich nicht wohlfeiler, als das erſte zu 7 Thlr. monatlich, das letztere zu 8 Thlr. auftreiben können. Das Eſſen iſt eigentlich nicht theuer, denn für dieſe 8 Thlr. bekommt man ſehr viel, — es wird nur dadurch koſtſpielig, daß man eine mäßiger beſetzte Tafel gar nicht findet und alſo, ſo zu ſagen, viel eſſen muß. Für die 7 Thlr. habe ich zwei Zimmer, zwei Treppen hoch hinten heraus, halbe Dachſtuben — aber freilich mit köſtlicher Ausſicht. Zunächſt liegen Blumengärten, über denen ſich auf der einen Seite die Gebirge, die das Moſelthal bilden, auf der andern aber ein Theil der Stadt und die erhabene porta nigra erheben. Demungeachtet iſt die Gegend keineswegs ſchöner als die aus Rudolphs Fenſtern, wie mir denn überhaupt die hieſige Natur nicht ſehr mannichfaltig ſcheint — es iſt das eine ſchöne Thal und nichts weiter. Drüberhinaus, ſagt mir Dobeneck, iſt Oede und Sand. Er und

*) Damals Major in Trier, als General in Berlin geſtorben.

seine Frau scheinen hier gar nicht zufrieden — es sei kein einziges Haus, sagte er, wo man Abends hingehen könnte, sondern einige — — — — — —*) und damit punctum. „Was Sie suchen", meinte er, „werden Sie hier nicht finden." Ihr könnt denken, daß mir solche Gespräche nicht viel Hoffnung machen können, und die heutige Wirthstafel, wo ich meine jüngern Collegen gesehen habe, von denen mir auch nicht ein einziger gefallen hat, schien mir allerdings seine trüben Schilderungen zu bestätigen. Aber alles dies achte ich nichts gegen die unangenehme Aussicht, daß mir das hiesige traurige Leben zu viel kosten wird, als daß ich hoffen dürfte, Euch übers Jahr in meine Arme zu schließen. Ich habe heute ein paar Stunden hin und her gerechnet, aber Rudolph hat Recht, der gleichen Vorausrechnen kann nicht viel helfen. Auf jeden Fall verspreche ich Euch mein Möglichstes zu thun, um so viel zu erübrigen; denn die Hoffnung, Euch, die guten Schwestern und Brüder, und meinen Robert wiederzusehen, ist es ja allein, was mich aufrecht hält, und ich war heute ganz ganz niedergeworfen. Dobeneck hat mir recht gut gefallen, weniger sie, obgleich sie eine hübsche Frau ist, — sie hat etwas Dedaigneuses. Schreibt mir nur ja bald, wie es Euch allen geht! — Wie gern vertauschte ich Görlitz mit dem abgelegenen Trier und lebte mit Euch in Eurer freundlichen Stille. Es ist doch eigentlich hart, daß ich das Leben von seinen hellsten und schönsten Seiten gekostet habe, um nun hier in einem Winkel der Erde zu versauern. Hätt' ich mich bis jetzt in kleinen beengten Verhältnissen herumgequält, ich würde vielleicht mir einbilden können, ich sei in den Hafen des Glücks eingelaufen — aber mein Leben in Berlin hat mich auf einen andern Standpunkt gestellt, so daß ich mir wie verbannt vorkommen muß. Und noch die letzten Reisetage in schöner Gegend und in Gesellschaft des liebenswürdigen Mali wie in frohem Rausche durchlebt, müssen sie mir nicht jetzt die Oede und Leere um mich her doppelt fühlbar machen? Ich habe

*) Unleserlich.

mich ſchon entſchloſſen, an Mali zu ſchreiben, ich kann das ſchöne Verhältniß, das ſich zwiſchen uns angeknüpft hat, nicht ſo mit einmal zerreißen laſſen, und will, wenn wir uns auch niemals wiederſehen, wenigſtens einen Brief von ihm zum Andenken. Als ich mir heute an der Wirthstafel die Geſichter um mich her anſah, die alle ſo gewöhnlich trocken und gleichgültig ausſahen, mußt' ich wieder an meinen Reiſegefährten denken. Ich hab' ihm in Frankfurt ein Exemplar meines Alexander gekauft, der mit ihm nach Amerika geht. Mag ein günſtiger Wind ſein Schiff begleiten! — —

Trier, den 6. Juli 1828.

Vor einer Stunde erſt habe ich Eure lieben Briefe empfangen und widerſtehe der Verſuchung nicht, Euch ſogleich zu antworten. Man hat, wenn man an einen ſo fremden Ort kommt, gar zu viel zu melden und mitzutheilen. Ich will Alles, ehe ich ausführlicher berichte, in die zwei Worte faſſen: einen Robert oder Mali werde ich hier nicht finden, — ſonſt gefällt es mir recht gut, — nur daß es nicht ſo wohlfeil iſt, wie ich hoffte. Die Gegend entzückt mich alle Tage mehr, — man gewinnt ſie immer lieber, je öfter man ſie ſieht, — ſie iſt ſo friſch, ſo grün, — ein wahrer Garten. Dazu die wunderbaren röthlichen halbbewachſenen Felſen, womit das ſchöne ſonſt ganz ebne Thal umgeben iſt und zu deren Füßen ſich die Moſel windet. Das Ganze kann man etwas einförmig nennen, aber ſo grün und fruchtbar, wie ich noch nichts geſehen habe. Uebrigens iſt das Thal ungleich breiter und die Felſen weit höher, als in Berberg bei Biſſings. Um Euch wenigſtens etwas von dem, was ich aus meinen Fenſtern ſehe, bekannt zu machen, lege ich eine ſehr ſchlechte Zeichnung der porta nigra bei, wie ſie ſich von meiner Wohnung aus präſentirt. Jetzt wird ſie nur als Thor benutzt, war aber gewiß unter den Römern ein Palaſt oder öffentliches Gebäude, vielleicht das Senatshaus. Von der andern Seite macht ſie ſich noch impoſanter, und hat, wie Ihr ſeht, zwölf Fenſter in der Front und ſechs in der Tiefe. Es iſt gewiß eine

der größten und am schönsten erhaltenen Antiken. — Jetzt zu der Stadt und den Menschen. Erstere ist nicht unfreundlich, und die letztern scheinen sehr freundlich und gut, — besonders die collegialischen und Amtsverhältnisse kann man sich nicht besser wünschen. Das Nähere darüber werde ich dem guten Rudolph schreiben und bemerke hier nur noch, daß ich schon wacker mitarbeite im Weinberge des Herrn. Mein Votum hat sich schon oft geltend gemacht und man scheint darauf zu hören. Der Präsident Artois, der in der zweiten Kammer, in der ich arbeite, den Vorsitz hat, ist bei der ersten Begegnung etwas kalt und zurückstoßend, bei näherer Bekanntschaft aber und besonders in amtlichen Verhältnissen so artig und zuvorkommend, wie man nur wünschen kann. Er hat eine recht hübsche Gemäldesammlung, die ich natürlich sehr bewundert habe. Zu Mittag eſſ' ich in dem einzigen Kaffeehause, dem ein alter Franzose mit seiner Familie vorsteht. Die alte Cafétière, sein Gespons, hat mich, wie ich von Dobeneck weiß, sehr in Affection genommen. Es ist eine muntre, kluge, gesprächige Frau, die wie der alte Herr viel zu erzählen weiß, da sie zur Zeit des Terrorismus in Frankreich lebte. — Viele ihrer Bekannten sind unter der Guillotine gestorben und zwei Verwandtinnen nur durch Robespierre's Sturz gerettet worden. Der alte Herr war gar in Paris und bei Robespierre's Fall im Nationalconvent (natürlich als Zuschauer). Er rühmt sich, wie er sich oft der größten Gefahr ausgesetzt, um seine Freunde zu retten, was ihm aber nie gelungen zu sein scheint. In den Gefängnissen, erzählt er, sei es übrigens sehr lustig zugegangen, — man habe gescherzt, gespielt und Concerte arrangirt, trotz der Aussicht des nahen Todes. So gleichgültig sei durch die vielen Hinrichtungen der Tod geworden. In diesem Kaffeehaus bin ich auch gewöhnlich des Abends, wo eine muntre nicht uninteressante Gesellschaft zusammenkommt, — 1) der Bauinspektor Hegerath, immer lustig und aufgeräumt, der als französischer Officier in der Schlacht bei Bautzen einen Arm verloren hat, 2) der Rittmeister Julius, ein Bruder des Dresdner Schauspielers, ernst und melancholisch — hat früher in Oestreichschen

Dienſten geſtanden und den Krieg von 1809 mitgemacht — dann trat er in Preußiſche und zog (denn ein Corps Preußen war dabei) mit Napoleon nach Rußland. Auf dem Rückzuge wurde er, von vier bis fünf Wunden bedeckt, gefangen genommen und unter unzähligen Mißhandlungen halb nackt nach Aſien geſchleppt, — ſo daß er ſelber erklärt, daß wenn ihm die Wahl geſtellt würde, gerädert zu werden oder das Erlebte noch einmal zu erleben, er keinen Augenblick ſich beſinnen würde. 3) Der Major von der Horſt, — iſt mit Schill aus Berlin gezogen und hat ſich unter den 200 befunden, die durch ihre Tapferkeit den Franzoſen ſo imponirten, daß ſie ihnen freies Geleit bis über die Preußiſche Grenze bewilligten. Er war es auch, der die Unterhandlung abſchloß und mit der gewiſſen Vorausſicht, feſtgehalten und erſchoſſen zu werden, als Parlamentair zu den Franzoſen ging. Dann im Jahr 1812 nahm er ruſſiſche Dienſte, aus Haß gegen Napoleon, und ſitzt jetzt, zur Ruhe gezwungen, in dem abgelegenen Trier. 4) Ein penſionirter franzöſiſcher Offizier, der manchmal aus Metz herüber kommt, und ſein Bein an der Berezina gelaſſen hat, — ein ſchöner großer Mann, wie man ſich einen Offizier der alten Garde nur vorſtellt. Er ſpricht zwar viel von ſeiner Poliſſonnerie, — man ſieht aber bald, daß er unglücklich iſt. Seine Familiengeſchichte iſt furchtbar. Von ſeinen drei Brüdern iſt der eine wahnſinnig geworden und hat ſich in dem Irrenhauſe zu Nancy aus dem Fenſter geſtürzt und zerſchmettert, — der andre hat ſich vor zwei Jahren erſchoſſen, — der dritte eilt auf dieſe Nachricht herbei, läßt ſich den Ort zeigen, wo ſich der Bruder getödtet hat, und wird am folgenden Morgen todt in ſeinem Bette gefunden. Wahrſcheinlich hatte er den Bruder ſehr geliebt und der Anblick den ſchon Kränklichen zu ſehr angegriffen. 5) Lieutenant von Othegraven, ſehr dick, unterhaltend und fröhlich, — ein geiſtiges perpetuum mobile —. 6) Lieutenant Hartung, ſtill, zurückgezogen und klug, — ein Geſicht, wie man den Don Quixote zu malen pflegt —. Eine Geſellſchaft, mit der man wohl auskommen kann, die aber das Gefühl der Einſamkeit, das ſich meiner bemächtigt hat, nicht zu

verſcheuchen vermag, da ich mit keinem, ſo gut ich mit allen ſtehe, jemals auf einen halbvertrauten Fuß kommen werde. Sie ſind alle zu verſchieden von mir. Es iſt ein einziger Mann hier, zu dem ich eine gewiſſe Sympathie fühle, — der alte Domprobſt Auer, an den mir Robert einen Gruß aufgetragen, — wie ich denn überhaupt wenig Anziehenderes kenne, als einen würdigen katholiſchen Geiſtlichen. Hier wird noch ſehr viel geiſtlicher Unfug getrieben, und der alte gute Biſchof iſt bei allen Pfaffen der Gegend verhaßt, weil er ihn abſchaffen will. — Sie ſchimpfen auf ihn von den Kanzeln und haben ihn in Rom (ohne Erfolg) ſo wie auch den Erzbiſchof von Cöln verklagt, der ein Mann iſt wie der Biſchof. Das abgeſchmackteſte und wahnſinnigſte iſt das Springen zu Echternach. Es wird dies als eine Buße betrachtet und unter Anführung zweier Pfaffen, die vorher eine alberne Predigt halten, ſpringen jährlich an 4000 Menſchen, alt und jung, Männer und Weiber, eine Viertelſtunde weit bergauf (zwei Sprünge vorwärts und einen rückwärts), um ſich von ihren Sünden zu reinigen. Viele ſtürzen ohnmächtig nieder; — Knaben laufen herum und fragen: „Liebes Herrchen, wenn Sie mir 4 gGr. geben, will ich für Sie ſpringen.“ Ein dicker Gaſtwirth hier, der in der Krankheit ſeiner Tochter zu ſpringen gelobte, nachher die Sache aber doch zu beſchwerlich fand, hat ſieben für ſich ſpringen laſſen. Dobeneck ſagte, er habe vom Fenſter wegtreten müſſen, als das ſpringende Heer vorübergezogen, es ſei ihm für ſeinen Verſtand bange geworden. Ganz anſtändig gekleidete Männer und Frauen ſeien darunter geweſen, — alle keuchend und athemlos mit fliegenden Haaren von der ungeheuren Anſtrengung. Doch mein Papier geht zu Ende, und ich hab' Euch noch viel zu ſagen. — — — —

Trier, den 25. Juli 1828.

Euer lieber Brief hat mich aufs innigſte erfreut, wiewohl es mir leid that, weder über das Schickſal der guten Marie noch meines lieben Theodor darin einige Auskunft zu finden. Um ſo geſpannter bin ich auf Euern nächſten Brief, wo ſich ja bei-

des entſcheiden muß. Rechte Vorwürfe habe ich mir darüber gemacht, daß ich Euch den Unfall mit der Coblenzer Schnellpoſt nicht gleich gemeldet habe. Ich unterließ es aber, weil in der Zeitung ausdrücklich ſtand, es ſei auf dem Wege von Trier nach Coblenz geſchehen. Auf dem Dampfſchiffe hatte ich die Nachricht erhalten und allerdings ſieht der Weg von Coblenz nach Trier, wenn man noch nicht daran gewöhnt iſt, ſehr halsbrechend aus. Es iſt zwar Chauſſee, aber die Berge gehen ſo ſteil hinauf und hinunter, daß einen wohl ein Schwindel ankommen kann. Um dich aber nicht zu ſehr zu beunruhigen, Mütterchen, bemerke ich gleich, daß die Schnellpoſt auf ebner Erde umgeworfen iſt, auch die Beſchädigungen nicht ſo gefährlich geweſen ſind, als ſie in der Berliner Zeitung gemacht waren. Was mein hieſiges Leben betrifft, ſo werden Deine liebevollen Sorgen, beſte Mutter, wohl ziemlich vorüber ſein, wenn ich Dir ſage, daß ich bei anerkannt rechtſchaffnen, vortrefflichen Leuten wohne und wohl ſchwerlich ausziehen werde. Die Hitze war allerdings einige Tage lang ſehr läſtig, aber ſeitdem haben wir ein naßkaltes Wetter, das leider hier nicht ſelten ſein ſoll, weswegen auch die Franzoſen die hieſige Gegend le pot de chambre de France nennen. Auch mit meinen alten Franzoſen bin ich fortwährend ſehr zufrieden. Als neulich der Rittmeiſter Julius wegen Zahnſchmerzen nicht zum Mittagseſſen kam, waren die beiden alten Leute gleich hingewandert, um ihn zu beſuchen und ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen. Sogar Buttermilch, die hier den Thieren gegeben wird, habe ich Hoffnung zu bekommen, denn meine Wirthin hat Kühe und buttert ſelbſt. Was Eſſen und Trinken angeht, kann man ſich überhaupt hier nicht beklagen, — ich bekomme für meine acht Thlr. monatl. Suppe, drei bis vier Gerichte, Deſſert (beſtehend in Erd- oder Himbeeren mit Zucker) und einen Schoppen Wein. Aber Eſſen und Trinken iſt ſo wenig zum Glück nothwendig (ſo angenehm es in mancher Hinſicht iſt). — — — — Doch à propos, ich will, wie ich Euch im vorigen Briefe meine militäriſchen Bekannten ſchilderte, jetzt die Civiliſten die Revue paſſiren laſſen. Voran alſo der Director Wyttenbach, der

einen gewissen Ruf als Historiker hat, ein alter lebenslustiger Gesell, dessen rothe Nase seine Thaten erzählt. Er ist Director des hiesigen Gymnasiums und zugleich Bibliothekar. Ich besuchte ihn in der Bibliothek und fand ihn beim Arbeiten. „Ja, Ihr Dichter", sagte er, „Ihr nehmt alles aus Euch selber, aber wir Historiker müssens mühsam zusammensuchen." Er giebt jetzt ein Prachtwerk über die hiesigen Alterthümer heraus, wobei er von der Regierung sehr unterstützt wird. „Sie wissen jetzt, wo Sie mich finden", sagte er mir beim Abschiede, und ich denke, seiner Einladung zu folgen, theils um manchmal mit dem alten Herrn zu schwatzen, theils die hiesige Bibliothek kennen zu lernen, die in vieler Hinsicht sehr reich scheint. So zeigte mir Wyttenbach eine Sammlung der ältesten Drucke, z. B. der ersten Bibel, die Guttenberg druckte und womit Faust nach Paris reiste. Das wunderbare ist, daß diese Sachen unübertroffen schön gedruckt sind. „Ist es nicht ein wahrhaft jungfräulicher Druck?" fragte Wyttenbach. Im historischen Fache ist auch die Bibliothek durch Wyttenbachs Sorge bis auf die neuesten Zeiten fortgesetzt worden, so daß ich, wenn ich einen französischen Lesezirkel und das hiesige Casino, wo man die wichtigsten Zeitschriften findet, dazurechne, an Lectüre keinen Mangel haben werde. Ein andrer nicht uninteressanter Bekannter ist der Landgerichtsrath Lehmann, ein Hagestolz von einigen dreißig Jahren, ernst und etwas hypochondrisch, aber sehr instruirt. Er nahm früher, bei Gelegenheit der Arndtschen Untersuchung, bei der er glaubte, daß Unrecht geschehen sei und auf seine Reclamationen (er ist Arndt's Freund) keine Abstellung fand, seinen Abschied und benutzte die ihm dadurch gewordene Muße, noch einmal in Berlin, seiner Vaterstadt, zu studiren. Nach Veränderung des Justizministerii fand er es aber doch besser, wieder auf Anstellung anzutragen, und hat, wie ich, dem alten Simon (mit dem er befreundet ist) seine Stelle zu verdanken. Er war verreist, als ich ankam, und besuchte mich nach seiner Rückkehr zuerst. Jedenfalls ist er derjenige meiner Collegen, dessen Umgang mir die meiste Ausbeute verspricht, — wiewohl ich auch mit den Uebrigen mich nolens volens einlassen

muß, um sie bei gutem Blute zu erhalten. Es ist hier beim Gerichte ein fast zu freundschaftlicher Ton eingeführt, der mir unerträglich ist, wenn ich mich nicht dazu gestimmt fühle, — doch denke ich wird sich die Sache machen. Am meisten fürchte ich die hiesigen Gesellschaften. Da war ich neulich bei einem Geheimrath von . . ., — — — der im schlechtesten Rufe steht (als ehemaliger Polizeispion und Demagogenriecher), aber von aller Welt besucht wird, weil er gut zu essen giebt, — und mußte von ½8 bis 11 Uhr Whist spielen und mein Geld verlieren, — freilich bei ganz enormem Unglück nur 16 gGr., denn man spielt hier sehr niedrig. Ich ging aber doch mit dem festen Entschluß zu Hause, mich nicht oft so fangen zu lassen. Es ist ein steifer langweiliger Ton in den hiesigen Cirkeln, so daß ich fast bereue, Visiten gemacht zu haben. Dagegen hat mir Lehmann gerathen, die Professoren des hiesigen Gymnasiums zu besuchen, unter denen es einige bedeutendere Leute geben soll. Man muß sich durchhelfen, wie man kann. — Jetzt will ich Dir, mein bester Rudolph, in aller Kürze erzählen, wie es mit meinen Arbeiten und amtlichen Verhältnissen aussieht: Ich arbeite in der ersten Kammer und diese hält ihre öffentlichen Sitzungen Donnerstags, Freitags und Sonnabends von 9 bis 1 Uhr Mittags in einem großen himmelblauen, sehr eleganten Saale. Auf einer mit blauem Tuch überdeckten Erhöhung sitzen hinter einem blauüberdeckten, mit gelben Franzen verzierten Tische die Richter, an einem andern Tische (ebenfalls auf der Erhöhung, aber rechts) der Staatsprocurator, links diesem gegenüber der Greffier, unten an den Stufen die Advokaten. Diese erheben sich, so wie die Sachen vom Greffier aufgerufen werden, und plaidiren. Contumacialbescheide und andre einfache Urtheile werden sofort mündlich besprochen, bei den wichtigsten die Entscheidung auf die nächste Woche ausgesetzt. Der Präsident vertheilt nun die über diese wichtigen Sachen verhandelten (freilich sehr unvollständigen) Acten an die Gerichtsmitglieder und den Dienstag von 9—1 Uhr Vor- und 3—5 Uhr Nachmittags kommen diese zusammen, um darüber zu discutiren. Derjenige, dem die Sache vom Präsidenten

zugestellt worden, referirt auf den Grund der Acten und des mündlichen Plaidirens. Der Mittwoch ist dann bestimmt, um die durch die Abstimmung nothwendig gewordenen Veränderungen in den entworfnen Concepten nachzutragen und am Donnerstag früh eröffnet der Präsident die Sitzung mit Publikation der ausgesetzten Erkenntnisse. Dies der Kreislauf unsrer gewöhnlichen Geschäfte. An außergewöhnlichen ist das wichtigste, daß ich zu den nächsten Assisen bestimmt bin, die den 16. August ihren Anfang nehmen und bis weit in den September hinein dauern werden. Es soll eine große Strapaze sein, da man oft von Morgens bis spät Abends, ja in die Nacht versammelt bleibt und höchstens zum Essen eine kleine Pause verstattet wird. Das beste ist, daß ich dadurch jedenfalls einen Titel erhalte, die nächsten Ferien frei zu bekommen, da ich einen Theil der diesjährigen so verbüffeln muß. Es werden zwei Mordsachen dabei vorkommen und im Anfang wird mich die Geschichte jedenfalls interessiren. Wundert Euch aber nicht, wenn Ihr in dieser Zeit keinen Brief von mir erhaltet!

Trier, den 10. Aug. 1828.

Obgleich meine wackern Heidersdorfer noch gewaltig im Rückstande sind und zwei Briefe von mir zu beantworten haben, so sehe ich mich doch genöthigt, ihnen heute einen dritten auf den Pelz zu feuern. (Vergebt den unedlen Ausdruck!) Vor ein paar Tagen erhielt ich nämlich beigehenden Brief von W. Schadow, Direktor der Akademie zu Düsseldorf, einem der bedeutendsten lebenden Maler — und ich gestehe, daß er mich sehr erfreut hat und ich auf die herzliche Einladung, die er enthält, sogleich eingegangen bin. Ich lasse daher einen Brief an Simon abgehen, von dem meine Versetzung hauptsächlich dependirt, und einen andern an Robert, um das Weitere bei Simon zu betreiben und ihn besonders zu fragen, was ich etwa noch für weitere Schritte (bei Sr. Excellenz u. s. w.) zu thun habe oder ob die Meldung bei ihm genügt. Da ich aber das liebenswürdige Faulthier Robert kenne, so bitte ich den guten Theodor, der wohl bald nach

Berlin zurückkehren wird, ihn etwas anzutreiben oder, im Nothfall, selbst zu Simon zu gehen, an dem er einen freundlichen alten Mann kennen lernen wird. Sollte Theodor Heidersdorf schon verlassen haben, so seid so gut, ihm meine Bitte sobald als möglich nachzuschreiben! Das Schadow'sche Haus war schon in Berlin eines der angenehmsten für mich und auch außerdem habe ich Hoffnung, in dem lebendigen Düsseldorf einen Kreis zu finden, der meinen Bedürfnissen entspricht. Jedenfalls liegt Düsseldorf nicht so abgelegen als das trink- und freßsüchtige Trier, wo ich fast nur auf die Freuden der Einsamkeit beschränkt bin. Wie im Ganzen meine Stimmung hier ist, können Euch folgende zwei Dichterstellen beweisen, die mich besonders angesprochen haben und daher von mir übersetzt worden sind. Die erste ist von Horaz.

Lebedos kennst du! — so öd' ist Fidenä selbst und das todte
Gabii nicht! — Dennoch auch dort ertrüg' ich zu leben
Und, der Meinen vergessend und bald von ihnen vergessen,
Zuzuschaun fernher vom Gestade der Wuth des Neptunus! —

Lebedos war eine kleine Stadt an der Küste von Kleinasien. Die andre Stelle ist von Lord Byron:

Die stille kleine Hütte, wo er wohnte,
War von der Art, wie sie für solche Seelen
Sich schickt, die ihre Sterblichkeit gefühlt,
Und welk an Hoffnungen sich eine Zuflucht
Gesucht im Schatten eines grünen Hügels.

## Brief von W. Schadow.

Burtscheid bei Aachen, 5. Aug. 1828.

Sie werden es hoffentlich, verehrter Herr und Freund, im richtigen Sinne deuten, wenn wir Düsseldorfer, d. h. Immermann, der Sie unbekannter Weise grüßt, meine Frau und ich Ihnen unsern herzlichen Wunsch und Einladung mittheilen, zu uns zu kommen. Der Wunsch, in Gesellschaft geistreicher Männer und Künstler zu leben, ist an sich so natürlich, daß er von

Ihnen nicht als Zudringlichkeit betrachtet werden wird; auch haben Sie uns so freundlich in Berlin Ihre Gesellschaft gegönnt, daß ich, durch meine eigne Neigung und durch Immermann's Veranlassung bewogen, Ihnen mittheile, daß zwei Assessoren bei dem Düsseldorfer Landgericht in Kurzem ihre Stellung verändern werden. Der eine, dessen Namen ich leider vergessen, avancirt (ich glaube er heißt Luitgens), der andre heißt Borrmann, welcher zur Regierung überzugehen denkt. Immermann meint, daß, falls eine solche Versetzung in Ihren Wünschen liegen möchte, dieselbe leicht zu bewirken wäre; wenn Sie die Liebenswürdigkeit, Güte und wahrhaften Werth dieses Dichters, der im Umgange Einem erst recht klar wird, erkennen werden, so glaube ich, daß Sie den Tausch des Wohnorts nicht bereuen werden. Eine herzliche Aufnahme finden Sie auch bei uns und einen lebendigeren Verein bildender Künstler, die so recht eigentlich zusammen arbeiten, sollten Sie auch nicht so leicht anderwärts finden. Den Vorzug der Gegend haben Sie aber in Trier. — Deshalb sollten Sie mal erst zur Probe im Herbst zu uns kommen, Beer kommt auch und wenn es Ihnen gefällt, könnten Sie dann wohl leicht die Versetzung bewirken.

Sie werden selbst vielleicht schon das Belebende, was denn doch im künstlerischen Umgang liegt, vermissen; ich kann Ihnen aber, ohne die Wahrheit zu verletzen, sagen, daß Immermann's Umgang die Quantität Litteratoren ersetzt, die Sie in Berlin verloren haben, deshalb kommen Sie, sehen Sie, und entscheiden Sie!

Meine Frau empfiehlt sich Ihnen bestens, wir sind beide traurig über den Verlust unsres jüngsten Kindes von acht Monaten, und theils zur Aufheitrung, theils zum Gebrauch des hiesigen Brunnens bleibe ich noch bis zum 10. d. in Burtscheid. Lassen Sie mich durch ein paar Worte wissen, wie es Ihnen geht und ob wir vielleicht die Hoffnung hegen dürfen, daß Sie unsern Bitten und Einladungen Gehör geben! Von Herzen

Ihr

W. Schadow.

Trier, den 4. Septbr. 1828.

Euren lieben Brief habe ich mit um so mehr Freude empfangen, als die Berliner mich ganz vergessen zu haben scheinen, und ich beschwöre Euch, mir ja so oft zu schreiben, als Euch die Lust ankommt, und Euch durch die Rücksicht des guten Vaters auf meine Kasse nicht zurückhalten zu lassen. Die Paar Groschen werde ich doch auf meine Freuden noch wenden können, besonders da ich sie hier fast alle in mir selbst suchen muß, wo sie bekanntlich wohlfeil zu haben sind, und also sonst nicht viel Ausgaben deswegen habe. Was das Ehrenschwerdt betrifft, so rathe ich, sich deshalb an Lüttichau zu wenden; denn Tieck antwortet keinem Menschen und eine Anfrage an einen andern als an Lüttichau möchte ihn beleidigen, es müßte denn unter der Hand, z. B. durch Wagner bei Winkler (aber in seinem eignen Namen, wie aus Neugierde) geschehen. Es ist ein großes Opfer, was ich Euch durch diese Notizen bringe; denn eigentlich wünschte ich, daß das Ehrenschwerdt nicht aufgeführt werde. Es kommt mir mit jedem Tage mißlungener vor und ich habe mich daher auch nicht entschließen können, es weiter zu versenden. Auch ist mir der Stoff in andrer größrer Umgebung und in einem tiefern Sinne aufgegangen und ich muß also um so mehr wünschen, die erste verfehlte Bearbeitung vergessen zu sehen. Hierzu kommt, daß ich jetzt in den Ferien (wo ich gar nichts zu thun habe und Zeit genug zur Reise zu Euch gehabt hätte, wenn — das große Wenn unsrer Familie), daß ich, sage ich, in diesen Ferien an einem neuen Werke arbeite, das ich mit dem größten Fleiß ausführe (nicht so in 14 Tagen hinschludre, wie das Ehrenschwerdt, wo mir freilich die Zeit knapper gewesen war). — Ich denke, es soll etwas Gutes werden und sich sehr für die Bühne eignen, besonders der Crelinger eine brillante ganz für sie passende Rolle geben. Es ist „Spartacus", aber ganz anders aufgefaßt, als in der ersten skizzirten Bearbeitung, die Ihr aus dem Drucke kennt — vielleicht erinnert sich der Vater und Marie, denen ich vorm Jahre den Plan dazu mittheilte. —

Wenn es Euch also möglich wäre, bis zur Vollendung des Spartacus zu warten (was freilich noch ein paar Monate dauern wird) und Ihr meinem guten Rufe das Opfer bringen könnt, — so schreibt an Tieck, ich stände von der Aufführung des Ehrenschwerdtes ab, in Erwartung, ihm bald etwas Bessres zu liefern. — Doch versteht sich, daß Ihr ganz freie Hand behaltet, und ich werde, Ihr mögt thun, was Ihr wollt, damit zufrieden sein; denn wo die Noth drängt, da muß jede andre Rücksicht zurück. — Ich gestehe übrigens, daß ich auf meinen wackern Spartacus einige Hoffnungen setze — ich denke, er wird sich durchschlagen. Hier ist Poesie, Lectüre und Spazierengehen meine Unterhaltung, ich lebe in fast gänzlicher Einsamkeit, was mir in mancher Hinsicht gewiß nicht zuträglich ist — in andrer sehr, — besonders fühle ich, wie wohlthätig es auf meine Poesie wirkt, daß ich hier Niemand habe, dem ich meine brühwarmen Verse vorlesen, und mich durch seinen gefälligen Beifall täuschen kann. Die Anstrengung wird zwar dadurch vergrößert, aber, wie ich hoffe, auch der Erfolg. Freilich kann man sich auch darin täuschen. Jedenfalls hat aber Trier keine andern Vortheile für mich — denn was die Weintrauben betrifft — so ist erstens der Wein dies Jahr nicht gerathen, und die ich bis jetzt gesehen und gekostet, schmeckten wie Essig, aber selbst im besten Fall soll man hier weniger zu essen bekommen, als an andern Orten, weil die Weinberge bis zur Lese von Polizeiwegen gesperrt sind und selber der Eigenthümer keine Beere herausnehmen darf. Man ist also — bis auf die acht Tage der Weinlese — auf die paar Spaliertrauben reducirt. Ihr seht daraus, daß die meisten Erdendinge für die Ferne gemacht sind. —

Trier, den 16. Dezember 1828.

Meine Novelle wird Euch Theodor wohl gebracht haben und ich bin sehr auf Euer Urtheil begierig. Ich denke daran, im Laufe des nächsten Jahres noch eine oder ein Paar niederzuschreiben. Die eine davon soll Guiscardo und Gismunda

heißen und ich denke dazu den Plan zu benutzen, den ich Euch in dieſem Frühjahr mitgeteilt habe. Die Umarbeitung ſoll, wie ich hoffe, mir nur wenige Mühe koſten. Auch was das Ehrenſchwerdt betrifft, bin ich, wie ich mit einiger Beſchämung geſtehe, von meinem frühern Verdammungsurtheil zurückgekommen und werde es, um Weihnachten, nach München ſchicken. Vielleicht wird ſich auch in Dresden die Sache noch arrangiren laſſen. Was mich aber am meiſten beſchäftigt, ſind die Aſſiſen, die in dieſem Augenblicke gehalten werden und in denen ich mit als Richter ſitze. Aber Jedem das ſeine. Darüber werde ich dem guten Rudolph ſchreiben. — Oben ſprach ich von Weihnachten. Wie ſehr, wie innig und herzlich werde ich gerade an dieſem Abend an Euch denken, und im Geiſte in Eurer Mitte ſein. Ich fehle ja diesmal allereinzig in dem lieben idylliſchen Kreiſe, der eigentlich in ſeiner Abgeſchloſſenheit glücklicher lebt, als er es ſelbſt weiß. Das Leben in Heidersdorf kommt mir wie eine wahre Idylle vor. Selbſt die kleinen Zänkereien, die vorfallen, ſind nur wie leiſe Schatten in dem friedlichen Bilde. Nehmt meine beſten Wünſche für Euer Glück, zu dem ich gewiß Alles, was in meinen Kräften ſteht, beitragen werde! Was mein hieſiges Leben betrifft, ſo muß ich Euch zuvörderſt die wunderbare auffallende Weiſe erzählen, wie ich neulich einer Lebensgefahr oder wenigſtens einem großen Schreck entgangen bin. In meinem letzten Briefe ſchrieb ich Euch, wie ich glaube, daß ich entſchloſſen ſei auszuziehen, und es iſt, als ob ich eine Ahnung gehabt hätte. Denn an dem Abend des Tages, an dem ich die Wohnung verlaſſen hatte oder ſpäteſtens am folgenden Tage ſtürzte der Plafond des Zimmers herunter, in dem ich ſeit Winters Anfang wohnte und ſchlief. Hätte ich bereits im Bette gelegen, ſo wäre ich zwar mit dem Schrecke davon gekommen, denn der Theil über dem Bett war unbeſchädigt; dagegen wäre ich, wenn ich noch auf dem Kanapee geſeſſen hätte, unfehlbar erſchlagen worden. Ich kann gar nicht ſagen, welchen tiefen Eindruck dieſe wunderbare Rettung auf mich gemacht hat. Die Folge dieſer Geſchichte iſt übrigens, daß ich jetzt von Zeit zu

Zeit mit einiger Besorgniß nach den Zimmerdecken hinauf blicke, ob sie nicht vielleicht Lust haben, herunter zu kommen. Ihr müßt Euch nämlich nicht vorstellen, daß es etwa einzelne Kalkbröckel waren, sondern, wie gesagt, der Plafond im Ganzen hatte sich abgelöst, gesenkt und war dann in großen dicken Stücken herabgestürzt. Ich selber war der Erste, der die Zerstörung bemerkte, als ich am Tage nach meinem Auszug hinging, um noch einige Kleinigkeiten abzuholen. Jetzt bewohne ich ein Quartier, das sich mit dem vorigen an Eleganz und Bequemlichkeit gar nicht vergleichen läßt. Eine große, schön tapezierte und möblirte Stube und daneben ein Kabinet mit einem so eleganten und bequemen Himmelbett, daß ich mir wie ein Prinz vorkomme, wenn ich mich darin dehne. Was mir aber meinen Aufenthalt in Trier jetzt am erträglichsten macht, ist das Haus des Generals Czettritz, der vor kurzem hierher versetzt worden. Ich bin auch gleich in der ersten Woche unserer Bekanntschaft drei Abende dort gewesen und so gut wie für alle Abende eingeladen, wo jedesmal ein mehr oder weniger ausgezeichnetes souper geboten wird; denn ohne gut zu essen und zu trinken kommt man nun einmal hier nicht aus. Aber das hilft mir wenig, denn mein Magen ist jetzt sehr schlecht und ich habe bloß mit Versuchungen zu kämpfen. Ja, wenn ich könnte, wie sonst! — Dennoch gebe ich gern zu, daß ich das gute Leben hier (in animalischer Hinsicht) etwas vermissen werde, wenn ich wieder nach dem nördlichen Deutschland zurückkehre, so gleichgültig es mir hier ist. Man muß es auch hinlänglich theuer bezahlen und das Schlimmste ist, daß man nolens volens dazu gezwungen wird. — Nun lebt wohl, schreibt mir ja bald und meldet mir dabei Euer und der guten Schwestern, die ich herzlich grüßen lasse, Urtheil über meine Novelle! Wenn Ihr nur hier wäret! — —

Trier, den 15. Dez. 1828.

Liebster Rudolph!

Dein letzter Brief hat mir herzliche Freude gemacht wegen der redlichen Theilnahme, die Du darin an mir äußerst. Du

wirſt aus den beigehenden Briefen erſehen, daß es mir jetzt hier im Ganzen beſſer gefällt. Alle ſeine Wünſche kann man jedoch nicht erfüllt ſehen und muß ſich mit einer etwas knappen Portion begnügen. Am meiſten zufrieden bin ich noch immer mit meiner amtlichen Thätigkeit. Gerade jetzt werden wir ſehr ſtrapazirt, aber die Sache iſt nicht unintereſſant. Es werden nämlich, wie Du ſchon aus dem Brief an die Eltern erſehen haben wirſt, jetzt die Aſſiſen gehalten und ich ſitze dabei mit als Richter. Sie haben ſchon eine volle Woche gewährt, und werden noch die ganze nächſte Woche fortdauern. Da viele wichtige Sachen vorkommen, ſo müſſen wir in der Regel auch des Nachmittags ſitzen, ja am letzten Dienſtag habe ich von früh 8 Uhr bis Abends 9 Uhr, mit Ausnahme der Stunden 1—3 ſitzen müſſen — aber gerade dieſer Tag war der intereſſanteſte. Wir hatten einen Straßenräuber vor, den Räuberhauptmann Matthias Schwind, einen jungen Kerl von 29 Jahren, eben ſo frech als kräftig — er ſprach, ganz Feuer und Leben, mit einer gewiſſen rohen Beredſamkeit und vertheidigte ſich geſchickt genug. Die Beraubten hatte er nach der Beraubung einen Eid ſchwören laſſen: ich ſchwöre bei Gott dem Allmächtigen und dem Räuberhauptmann Schwind, dieſen niemals zu verrathen. Dann hatte er ſie gezwungen, zur Verſöhnung ihn zu küſſen. — Den Donnerſtag und Freitag beſchäftigte uns ein Todtſchlag. Zwei Bauern hatten ihren Schwager unter furchtbaren Mißhandlungen erſchlagen. Der Ältere, obwohl vollkommen überführt, geſtand nicht. Der Oberprocurator (der öffentliche Ankläger) fragte ihn, ob er denn, da er am Morgen gehört, daß ſein Schwager draußen ermordet liege, auch hingegangen wie die andern Leute aus dem Dorfe, und es war grauenhaft, als der Befragte antwortete: nein, ich kann keine Leichen ſehen! — Überhaupt hat eine Aſſiſenſitzung etwas ſehr Imponirendes und, beſonders Abends bei Licht, Furchtbares. Denke Dir einen ſchönen, hohen, großen Saal, trotz der brennenden Kron- und Wandleuchter nur ſchwach erhellt — auf einer hohen Eſtrade, hinter einem etwas gekrümmten, blauüberhangnen Tiſche ſitzen der Präſident und

die vier Richter in ihren ſchwarzen Talaren, wie ein nächtliches Vehmgericht, hinter ihnen an der Wand glänzt eine große goldne Sonne mit einem Aug' in der Mitte, Symbol der Alles durchſchauenden Gottheit. Einige Stufen tiefer, aber immer noch erhöht, ſieht man links die Geſchwornen, rechts den Vertheidiger des Angeklagten. Hinter dieſem, aber höher, — auf der Armenſünderbank erwartet dieſer ſelbſt ſein Schickſal. — Noch ein paar Stufen führen dann zu den Plätzen für das Publikum hinunter, wo zugleich eine Wache von 7 bis 8 Mann die Befehle des Präſidenten erwartet. — Doch ich muß ſchließen, ein Brandſtifter erwartet ſein Urtheil.

Trier, den 10. Jan. 1829.

Theuerſte Mutter!

Denn der Vater hat mir ſo lange nicht mehr geſchrieben, daß ich entſchloſſen bin, bis er wieder etwas von ſich hören läßt, meine Briefe nur an Dich zu richten, um ihn ſo womöglich von ſeiner Hartnäckigkeit zu bekehren. Aber auch Du haſt nun ſchon ſo lange ſtillgeſchwiegen, daß ich anfangen müßte unruhig zu werden, wenn ich nicht dieſe Verſpätigung auf die ſchlechten Wege oder auch darauf ſchöbe, daß vielleicht ein Brief von mir oder Euch verloren gegangen ſei, was freilich auch nicht ſehr angenehm wäre. Ich muß mich daher wohl entſchließen, Euch, ohne eine Antwort auf meine letzten Briefe zu haben, noch einmal zu ſchreiben, beſonders da ich Euch eine wichtige Nachricht mitzutheilen habe, die Ihr aber ſchon durch Theodor wiſſen werdet. Ich bin nämlich nach Düſſeldorf verſetzt — und hätte Euch dies ſchon früher gemeldet, nur wünſchte ich Euch zugleich den Tag meiner Abreiſe genau angeben zu können. Leider kann ich dies jetzt noch nicht, werde aber wahrſcheinlich Anfang nächſten Monats von hier abgehen. Ich bitte Euch alſo, Euch mit der Adreſſe Eurer Briefe danach zu richten. Jedenfalls werden mir ja die nach meiner Abreiſe hier eingehenden Briefe nachgeſchickt werden. Es ſind nun einige Wochen her, daß ich eines Nachmittags nach Hauſe kommend, einen ſehr freundlichen Brief von Immermann vorfand, worin er mir ſchrieb, daß, wie er, ganz

unverhofft, gehört habe, ich nach Düſſeldorf verſetzt ſei, und ſich erbot, mir eine Wohnung zu miethen und ſonſt, was ich wünſchte, zu beſorgen. Mein erſter Eindruck dabei war Ueberraſchung und Schreck, denn wiewohl ich mich jetzt weit beſſer als im Sommer befinde, ſo bin ich doch noch überaus reizbar. Nachdem ich mir die Sache aber näher überdacht hatte, konnte ich, wenn ich mich auch jetzt hier ungleich zufriedner fühle, nicht umhin, mich über dieſe Anordnung des Schickſals (denn ich bin nicht beim Miniſter eingekommen, ſondern der alte, gute Simon hat die Sache gleich ſelbſt abgemacht) herzlich zu freuen. Zuvörderſt meiner Geſundheit wegen. Ich bin dieſen Sommer, beſonders Ende Auguſt und September, hier ſo unwohl, wie kaum vor zwei Jahren in Heidersdorf geweſen, und obwohl ich mich jetzt beſſer befinde, ſo iſt doch erſtens ein ganz geſchwächter Magen, 2. jene Reizbarkeit, die mich z. B. faſt gar nichts mehr vorleſen läßt, was mich irgendwie afficirt, zurückgeblieben. Ihr wißt, wie ſich dieſe faſt ganz verloren hatte und wie viel ich Euch im vorigen Sommer, ja noch dieſen Frühling vorgeleſen habe. Das unſelige feuchte Moſelthal, — und dann ſchiebe ich viel auf den Moſelwein, dem man hier nicht entgehen kann, und der eine Säure hat, die mir gar nicht zuſagt. — Freilich mag auch mein ungeſundes, kaltes Quartier und der feuchte Sommer eine große Schuld tragen — gewiß Alles zuſammen. Im Ganzen werde ich mich aber freuen, wenn ich lebendig aus Trier heraus bin. Es iſt, als ob mir hier eine große Lebensgefahr nachgegangen wäre und ſich durch den Einſturz der Decke entladen hätte, wenigſtens habe ich ſeit der Zeit wieder Hoffnung und Muth gefaßt, denn bis dahin lag es wie eine ſchwere Ahnung über mir, als würde ich Trier nicht wieder verlaſſen. Dieſes wunderbare Ereigniß aber hat ganz den Eindruck auf mich gemacht, als ſei nun jenes dumpf und unſichtbar Bedrohende herabgeſtürzt, ohne mich zu zerſchmettern, und ich gerettet! — Das iſt Aberglaube, nicht wahr? Gut nur, wenn es mich beruhigt und mich die fatalen Worte des alten Friedensrichters: „und hier, Herr Aſſeſſor, iſt der Kirchhof, wenn Sie hier begra-

ben werden ſollten," vergeſſen läßt. — Die dunklen Mächte hatten mich umſponnen, aber eine lichte Hand hat in ihre Netze gegriffen und die Gefahr lag unſchädlich zu meinen Füßen. Doch ich muß abbrechen, ich ſehe ſchon, wie Du faſt ängſtlich den Kopf ſchüttelſt, als hätte ich dieſen Brief im halben Fieber geſchrieben. Es iſt aber nicht ſo, und um Dir das zu beweiſen, will ich gleich wieder ruhig und vernünftig werden. — Alſo 2. iſt mir meine Verſetzung nach Düſſeldorf angenehm, weil mir dieſer Ort und das dortige Leben von Jedem, der es kennt, wahrhaft reizend geſchildert wird, und ich jedenfalls Schadow und Immermann dort vorfinde, von denen wenigſtens der Letztre es vor der Hand nicht verlaſſen zu wollen ſcheint. Immermann's Umgang wird gewiß, in poetiſcher Hinſicht, belebend und aufregend auf mich wirken, und ängſtige Dich deshalb nicht, Mütterchen, denn das Dichten greift mich niemals weniger an, als wenn ich mich recht dazu geſtimmt fühle. Und dieſe Stimmung eben, dieſe ſchöpferiſche Wärme, die alles wie ſpielend hervortreibt, erzeugt ſich am leichteſten durch den Umgang mit einem gleichſtrebenden, thätigen Geiſte. — 3. komme ich in Düſſeldorf wieder etwas mehr in die Welt zurück oder vielmehr recht mitten hinein aus dem hieſigen weggeſetzten Katzenzuſtand heraus. Doch nun iſt es auch billig, das Angenehme aufzuzählen, das ich hier zurücklaſſe. a. Meine Verhältniſſe beim Gericht, die ich niemals beſſer wünſche. Ich habe mich in die hieſige Gerichtsverfaſſung mit einer Leichtigkeit, die mich ſelbſt verwunderte und die nicht alle meine Collegen aus den ältern Provinzen theilen, eingearbeitet, — es geſchieht mir faſt nie, daß mein Votum in den Sachen, die ich bearbeite, nicht durchginge. Von der andern Seite habe ich freilich das Unangenehme, daß mir der Präſident gewöhnlich Rechnungsſachen (die unangenehmſten von allen, beſonders bei der hieſigen unvollkommnen Inſtruction) und weil der Richter alles ſelbſt berechnen muß, zuſchreibt. Ich weiß nicht, bei welcher Gelegenheit er ein beſondres Rechnertalent an mir bemerkt haben muß, das ich jedenfalls in Düſſeldorf tief wie in einem Brunnen verbergen

werde. Er verliert mich, glaube ich, nicht gern — ich meine den Präsidenten der Kammer, der ich zugetheilt bin, denn mit dem ersten Präsidenten habe ich noch weniger zu thun gehabt. b. gehe ich — Ihr seht, ich bin schon so ans Rechnen gewöhnt, daß ich immer a, b, c, 1, 2, 3, 4, im Kopfe habe — b. gehe ich nicht gern aus einigen geselligen Verhältnissen, in die ich mich hier eingebürgert habe. Mit Dobeneck's habe ich mich wahrhaft befreundet — die Kinder jauchzen, wenn ich zur Stube herein trete, und die Alten (alt im Verhältniß zu ihren Kindern) sind mir gewiß von Herzen gut. Die Generalin Czettritz jammert laut über mein Fortgehen.

Schreibt mir bald, bald, bald!

Düsseldorf, den 12. Februar 1829.

So bin ich also nun in Düsseldorf und wenigstens so weit in Ordnung, daß ich Euch nicht mit gänzlicher Unsicherheit meine Eindrücke schildern kann. Morgen sind es acht Tage, daß ich hier mit der Schnellpost eintraf. Der Abschied von Trier, wo sich doch mehrere Menschen (besonders beim Gericht und dann der brave Dobeneck) mit wahrer Zuneigung an mich geschlossen hatten, wurde mir nicht so leicht, als ich im Sommer glaubte. Aber die Vernunft sprach gar zu entscheidend dafür, daß diese Veränderung ein Glück für mich sei. Trier ist zu abgelegen, zu getrennt von den Mittelpunkten meines Daseins, wenn ich so sagen darf. Dies wurde mir wieder auf dem Wege von Trier nach Coblenz recht fühlbar, der freilich jetzt im Winter und Schnee doppelt schwierig war. Ihr habt von einem solchen Wege gar keinen Begriff. Du, gute Mutter, müßtest ihn ganz zu Fuße machen und auch dem weniger Aengstlichen kann besonders das erste mal ein Schauer angehen. Steile Berge hinauf und hinunter, so steil, daß man bei uns gar nicht daran denken würde, darüber zu fahren — dann wieder an tiefen Abgründen hin geht der Weg. Als wir einen Berg hinauffuhren, versagten die Pferde — es waren fünf — den Dienst. Alles Peitschen und Antreiben half nichts — sie stürz-

ten zusammen, konnten aber den Wagen nicht mehr heraufbringen. Wir mußten den Postillon — eine Stunde weit — nach Pferden zurückschicken — und unterdessen im Schnee vorausschlendern, was besonders einem ältlichen Frauenzimmer, die mit uns war, sehr schwer zu fallen schien. In Coblenz kamen wir erst Nachts halb 1 Uhr an (wir waren um 4 des Morgens aufgebrochen). Dort blieb ich die Nacht und fuhr am andern Tage mit der Schnellpost bis Cöln, wo ich die zweite Nacht zubrachte und endlich am dritten Tage, gegen Mittag, in Düsseldorf eintraf. — Ihr werdet Euch über die Magerkeit dieser Reisebeschreibung im Vergleich zur Beschreibung meiner Sommerreise wundern, aber so liebenswürdig und angenehm damals meine Reisegesellschaft war, so gleichgültig und ordinär war sie es diesmal. Die Blüthe davon war ein reisender Handlungsdiener. Dafür hat aber Düsseldorf einen ganz andern Eindruck auf mich gemacht als Trier, und eines ist am Ende besser, als das andre. Düsseldorf ist nicht bloß eine freundliche, es ist eine schöne Stadt, wenigstens der neue Theil derselben. Dieser Theil hat sehr viel Aehnlichkeit mit der Berliner Friedrichstadt in Bauart, Breite der Straßen u. s. w. Auch mein Empfang hier war so, wie ich ihn nur wünschen konnte, so daß ich wohl merken konnte, daß Schadow und Immermann auf mich vorbereitet hatten. Beide beeifern sich auf die liebenswürdigste Weise mich einzuführen, ja ich habe — da ich mich nicht ganz wohl fühlte — schon ein Paar Bälle, auf die mich Schadow mitnehmen wollte — refüsiren müssen. Der eine derselben war bei dem Grafen Spee, einem der vielen überreichen Magnaten der Gegend, die hier den Winter zubringen. Schadow ist mit Allen sehr befreundet und ich fürchte beinah, zu sehr in diese glänzenden Gesellschaften verwickelt zu werden. Am interessantesten soll das Haus eines Grafen Trips sein, wo mich Immermann einführen will. Dieser ist mir, ich möchte sagen — mit Freundschaft entgegengekommen — er ist, so weit ich ihn bis jetzt kenne, ein Mann im vollen Sinne des Worts. Er scheint hier sehr repandirt und meinte, auch ich würde es nicht ver-

meiden können, da es von oben herunter zum guten Ton gehöre, eine große Begeiſtrung für Kunſt und Poeſie wenigſtens zu affichiren. Heute iſt eine Fête bei Prinz Friedrich mit Theater und lebenden Bildern. Schadow und Immermann ſind dort, und erſterer meinte, es ſei meine Schuld, wenn ich nicht dabei ſei. Wär' ich mit ihm beim Balle des Grafen Spee erſchienen und dort mit dem Prinzen bekannt worden, ſo würde eine Einladung nicht gefehlt haben. Ich will aber doch lieber etwas in Ruhe kommen, ehe ich die große Tour mache. Dieſes Frühjahr erwartet man auch Häring und Michael Beer hier, ſo daß es mir wirklich vorkommt, als ſei ich aus einer fernen Inſel wieder unter die Menſchen zurückgekehrt. Die Gegend ſcheint zwar nicht eben viel Reiz zu haben, doch ſind ſchöne Anlagen um die Stadt, und wenigſtens in der Ferne einige Berge. Auch liegen die ſchönſten Excurſionen, den Rhein hinunter und hinauf, offen. In einem Tage kann man in Rotterdam ſein. Was mir aber am liebſten iſt, ich bin Euch und Berlin bedeutend näher gekommen. In drei Tagen kann ich in Berlin und — ich glaube — auch bei Euch ſein. Ihr werdet das in Görlitz leicht erfahren können. Dies kommt, wenn auch die Entfernung nicht ſo viel kleiner iſt, daher, daß ich von hier aus auf direktem Wege gehen kann, während ich von Trier aus bedeutende Umwege über Cöln oder Frankfurt am Main nehmen mußte. Dieſem Umſtande danke ich es, daß ich doch vielleicht — der Verſetzungskoſten ungeachtet — Euch noch im Herbſt werde beſuchen können. Doch muß ich dann noch eine Novelle ſchreiben. Apropos, von Theodor höre ich, daß Häring meine Novelle mit großer Freude angenommen habe — ich habe 12 Thlr. pro Bogen gefordert und erwarte nun nähere Nachrichten. Für Eure freundlichen Beurtheilungen, auch die meiner lieben Aſta und Marie, danke ich. Wenn ſie von der Welt halb ſo liebevoll aufgenommen wird, kann ich ſehr zufrieden ſein; doch fängt mir dies jetzt an ziemlich gleichgültig zu werden. Ueber das Glück des guten Rudolph freue ich mich von Herzen — ich werde noch lange laufen müſſen, ehe ich es bis 900 Thlr. bringe. Mit

meinen 500 Thlr. muß ich ſchwimmen und wadten, daß ich nur durchkomme. An Schuldenbezahlen iſt gar nicht zu denken. Nun: wer nur den lieben Gott läßt walten! — —

Düſſeldorf, den 15. Febr. 1829.

Ihr werdet es gewiß verzeihen, wenn ich Euch in der erſten Zeit meines Hierſeins, und in der Art von Rauſch, in dem ich mich befinde, öfter mit Briefen behellige. Ihr nehmt doch am herzlichſten Antheil an mir und ich muß Jemand haben, in deſſen Bruſt ich mich ausſchütte. Ich fühle mich jetzt ſehr — ſehr glücklich und hoffe, daß dieſes Gefühl ſelbſt auf meine Geſundheit den beſten Einfluß haben wird. Gewiß hat meine Unzufriedenheit mit dem Leben in Trier, von dem ich erſt jetzt im vollen Sinne fühle, wie wenig es für mich paßte, ſehr viel zu meinem körperlichen Leiden beigetragen. Bei nervöſen Leiden muß dies ja der Fall ſein. Dankt nur dem gnädigen Gott mit mir — denn gewiß, er hätte mich nicht beſſer führen können. Es wird ſchwer ſein, Euch die Gründe meiner Zufriedenheit aufzuzählen und ſie ſo lebhaft hinzuſtellen, daß Ihr ſie mit mir fühlt. Ich will von dem minder Wichtigen anfangen. Von dem ſchönen Aeußern der Stadt habe ich Euch ſchon geſchrieben — — auch die äußeren Beluſtigungsorte ſind elegant, ja prächtig. Die Gegend iſt flach, — doch iſt die Stadt von ſchönen, ſchattigen Promenaden (den Schatten phantaſier' ich hinzu) umgeben. Der Rhein mit ſeinem breiten Waſſerbett, und in der Ferne wenigſtens Ein Berg muß für die tägliche Nothdurft genügen. Will man einmal, — etwa im Frühling — ein Mehreres, ſo koſtet es einige Thaler und Tage und man fährt auf dem Dampfſchiff in die paradieſiſchen Rheingegenden, nach Bonn ꝛc. hinauf, wenn man es nicht vorzieht, ſich einmal in dem reinlichen Holland umzuſehen (nach Rotterdam geht das Dampfſchiff in Einem Tage) oder eine Luſtpartie auf der Schnellpoſt nach dem alterthümlichen intereſſanten Aachen und das dortige Bad zu machen. Alles Reiſen, wozu man höchſtens drei Tage braucht, und ſich dann noch an Ort und Stelle gehörig umſehen kann. Soviel

von der Gegend, — nun von der Gesellschaft, die mich hier umgiebt. Von der vornehmsten fange ich an, und gehe dann zu der über, die eigentlich der Grund meiner Zufriedenheit ist. Prinz Friedrich also hat mir sowohl durch Immermann als Schadow seinen Wunsch zu erkennen gegeben, oder sich wenigstens gegen diese dahin geäußert, daß er meine Bekanntschaft zu machen wünsche. Denn überhaupt merke ich, daß meine poetischen Bemühungen doch nicht ganz ohne Früchte geblieben sind. Den Empfang, der mir hier zu Theil wird, kann ich, außer der Freundschaft des guten liebevollen Schadow, bloß ihnen zuschreiben. Ich denke, mich dann auch in den nächsten Tagen durch den Grafen Haack präsentiren zu lassen. Gestern war ich in einer Gesellschaft mit Tanz beim Grafen Spee, die dieser alle Montage giebt. Es ist dies einer der überreichen Großen, die hier den Winter zubringen. Man schätzt seine Einkünfte auf 60,000 Thlr. Doch giebt es noch reichere. Graf Metternich wird auf 80,000 Thlr. geschätzt — für den reichsten aber gilt Graf Hatzfeld. Dagegen muß sich so ein armer Teufel, wie der Graf Trips mit 20,000 begnügen. Bei den Letzten, da sie (er und seine Frau) die Interessantesten sein sollen, habe ich Visite gemacht. Die Gräfin, die ich das erstemal wegen meines schlechten Gesichts nicht genau gesehen hatte, redete mich gestern auf dem Balle an und kam mir in diesem Augenblicke frappant wie die Professorin Krug vor. Nun hatte mich einige Augenblicke vorher Cajus Stollberg begrüßt, der sich gegenwärtig hier aufhält — ich war also schon in der Gewöhnung, Leipziger Bekannte zu sehen, und wollte eben sagen: „J, Frau Professorin, auch Sie hier" — aber ein Gott rettete mich. Auch die Gräfinnen Metternich und Spee waren sehr gütig gegen mich. — Dies die Vornehmen, mit denen ich mich, schon meiner Gesundheit wegen, denn die Fêten dauern bis tief in die Nacht — nicht zu weit einzulassen denke. Beim Gerichte blickt mich Alles freundlich an. Mit den beiden andern Assessoren stehe ich im besten Vernehmen — es sind meine Mitspaziergänger. Der Kammerpräsident Scriba ist ein alter, zuthulicher Mann und der Landesgerichtspräsident v. Voß — beson-

ders aber die Frau Präsidentin — eine ästhetische Dame — kommt mir entschieden entgegen. Schon vorigen Sonntag sollte ich bei ihm zu Mittag essen, war aber leider schon versagt. — Bei Schadow bringe ich fast alle Abende auf die schönste Weise zu. Den Sonntag versammelt sich eine größere Gesellschaft, besonders seine Schüler bei ihm, — und wir sahen da mehrere zum Theil außerordentlich schöne Zeichnungen derselben durch. Besonders entzückten mich die eines gewissen Lessing durch eine großartige Kraft. Dieser Schüler Schadow's, wenn man den so nennen kann, den Schadow selbst mit rührender Bescheidenheit weit über sich stellt, soll zugleich, wie er mir sagte, die liebenswürdigste Persönlichkeit haben. Ich freue mich sehr auf seine Bekanntschaft, die ich wahrscheinlich noch heute machen werde. Der Schlußstein zu diesem schönen Ganzen ist nun der Umgang mit dem festen, kräftigen anregenden Immermann und dies Alles hat ein solches Gefühl von geistiger Kraft und Begeistrung in mir angefacht, daß die schönsten Hoffnungen wieder in mir lebendig geworden sind. Wenn Alles geht, wie ich es träume, so erscheinen in den nächsten drei Jahren drei Werke von mir — der Graf von Falken, Rosamunde und Peter de Vineis, die meinen Ruf endlich sicher stellen sollen. — Immermann liest jetzt das Ehrenschwerdt, ich bin neugierig, was er dazu sagen wird. Apropos, — es lag schon zur Abschickung bereit, da ich aber meine Versetzung nach Düsseldorf erfuhr, zog ich es vor, es noch nicht nach München abzusenden, und lieber erst mit Immermann und Schadow mich zu besprechen.

Düsseldorf, den 23. März 1829.

— — — — — Meine Novelle ist im Conversationsblatt abgedruckt und bereits in der Vossischen Zeitung gelobt worden. Ich habe mir 12 Thlr. pro Bogen ausgemacht und davon 30 Thlr. bereits dem Theodor angewiesen. Auch das Ehrenschwerdt ist nach München abgegangen. Endlich denke ich diesen Sommer noch ein Paar Novellen niederzuschreiben, um zum Herbste zu Euch reisen und an F. wenigstens 50 Thlr. abtragen zu können. Von mei-

nem Gehalte kann ich zu Beidem nichts erübrigen, da die Versetzungskosten nicht erstattet werden. Ob ich die Novellen zu Stande bringen werde, steht freilich auch noch dahin und wenn mir ein Gott keine günstigen Stimmungen schickt, muß ich die Schnellpost ohne mich abfahren lassen. — Ich bin jetzt, indem wir Assissen haben, von Arbeiten überhäuft, da hier während dieser Zeit die gewöhnlichen Geschäfte fortgehen, was sich aber doch wieder gegen Trier ausgleicht, da dieser Geschäfte weniger sind als dort. Der Frühling schlägt jetzt hier überall wunderschöne Augen auf, die Wasser fließen, tausend Vögel zwitschern — ich habe seit Jahren nicht so seine volle Einwirkung erfahren, denn ich war ja immer zu dieser Zeit in Berlin. Aber er übt auch sein altes Recht an mir und stimmt mich traurig und sehnsüchtig. Wie gern möcht' ich nur zwei Tage bei Euch zubringen! Ich könnte Rudolph beneiden und würde doch wahrscheinlich, wenn ich in Görlitz leben müßte, wieder sehr vieles andre vermissen. In geselliger Hinsicht lebe ich hier sehr angenehm fort, nur daß ich in diesem Augenblicke eben nicht sehr gesellig gestimmt bin. Man kann Einem nicht mehr entgegen kommen, als es mir hier geschieht. Vor einigen Wochen war ich auf einer großen Assemblee beim Prinzen, es wurden lebende Bilder, wozu Schadow die Zeichnungen entworfen und Immermann eine Erklärung gedichtet hatte, vorgestellt, dann ein Lustspiel aufgeführt, endlich Ball. Der Prinz und die Prinzessin standen in den Bildern mit. — Einige Tage vorher gab Graf Metternich einen Ball. Die Gräfin äußerte den Tag vorher gegen die Schadow, daß sie mich gern einzuladen wünsche, es aber, da ich ihr noch keine Visite gemacht, nicht wohl thun könne. Ich machte daher die verlangte Visite und eine Viertelstunde darauf erfolgte die Einladung. Eben so zuvorkommend hat sich der Graf Trips gegen mich gezeigt. — Doch die Zeit der vielen Fêten ist jetzt mit dem Carneval hier vorüber. Nur Schadow hat es über sein Herz gebracht, während der Fasten ein paar größere Gesellschaften zu geben. Bei Beiden waren Aufführungen von kleinen Stücken veranstaltet, an deren einer ich Theil nahm — ich spielte

den Gerichtsrath Walter im zerbrochenen Krug. Immermann und der junge Maler Hildebrandt haben vorzügliches Schauspielertalent und man drängt sich daher wahrhaft zu den Schadow'schen Gesellschaften. Auch der Prinz war dort und hatte vorher geäußert, er freue sich wie ein Kind darauf. Er hat überhaupt ein sehr liebenswürdiges einnehmendes Wesen und viel Sinn für edlere Genüsse, der denn von seiner Umgebung nicht ganz getheilt wird. Nur die Gräfin Haack nehme ich aus — eine lebendige, ächte Berlinerin, mit der ich sehr gern plaudre. Ich bin aber einigemal schon an ihrer Seite höchst unwohl geworden, denn gewöhnlich faßt sie mich in den Gesellschaften, wenn ich mich eben (etwa um 11 Uhr) heimlich fortschleichen will, und läßt mich dann, da sie Gott dankt, Jemand gefunden zu haben, mit dem sie schwatzen kann, nicht wieder los. Ich kann aber leider das lange in die Nacht aufbleiben, was hier sehr Sitte ist, durchaus nicht vertragen.

Düsseldorf, den 1. September 1829.

— — — — — — — Unsere Ferien sind jetzt angegangen und ich bin in die Ferienkammer versetzt worden, so daß ich, selbst wenn ich das Geld hätte, doch nicht zu Euch reisen könnte, wonach mein Herz gar sehr verlangt. Ich werde mich kaum mit Immermann's Hülfe, der mich vertreten will, auf vierzehn Tage losmachen können, die ich zu einer kleinen Reise nach Bonn zu Löbell und in die dortige himmlische Natur benutzen will. In meinem Hause hier sieht es sehr trübe aus. Die Krankheit der armen Dalwig nimmt einen auszehrenden Charakter an und sie liegt nun schon seit mehreren Wochen zwischen Leben und Sterben. Die Aerzte haben sie aufgegeben. Ihr könnt denken, daß dies nicht günstig auf meine Stimmung wirken kann. Ich fühle mich so von der Vergänglichkeit und Hinfälligkeit alles Irdischen durchdrungen, daß ich auf nichts mehr auch nur mit einigem Vertrauen hoffe — auf nichts — und das war auch der Grund der trüben Stimmung in meinem frühern Briefe — nicht daß ich so unzufrieden mit meinen hiesigen

Verhältniſſen war. Dieſen fehlt freilich etwas, das mich nie ganz glücklich darin werden läßt, nämlich, daß ſie ſo abgeriſſen von meinem vorhergehenden Leben ſind, in welchem ich nun einmal die theuerſten Bande meines Lebens geſchlungen. Dieſe Bande ſind zerriſſen worden, und die neuen, die ich angeknüpft, können ſie, das fühle ich, nicht erſetzen. Ueberhaupt kann ja eine Perſon, die man geliebt hat, nicht erſetzt werden — man kann andre Perſonen kennen lernen, die man eben ſo liebt, — aber die Lücke bleibt doch. Ich bin wie eine Blume, die in fremden Boden verſetzt worden, und die dort niemals recht heimiſch werden kann, ſo ſorgſam ſie auch gepflanzt und begoſſen wird. Du irrſt Dich, meine beſte Mutter, wenn Du glaubſt, daß hier etwas poſitiv Unangenehmes in meinen Verhältniſſen, beſonders den amtlichen, ſtattfinde; im Gegentheil — dieſe Amtsverhältniſſe ſind die cordialſten von der Welt und ich kann mit meinem Einfluſſe in der Kammer, wo ich arbeite, ſehr zufrieden ſein. Aber wie kann es Dich wundern, daß zwei Poeten, die in die große Karre geſpannt ſind, ſich hinausſehnen! Und dann die kleine Stadt. Einem Poeten iſt Mittheilung, Theilnahme, Anregung von außen, Umgang mit Gleichgeſinnten, die zweite Lebensluft. Und die findet Unſereins in keinem Krähwinkel. Doch iſt auch darin Düſſeldorf noch ziemlich begünſtigt, ſo lange Immermann und Schadow hier leben. Beſonders in dieſem Augenblicke habe ich nicht darüber zu klagen. Seit ein paar Wochen hält ſich nämlich Michael Beer, der reiche jüdiſche Dichter, hier auf. Er lebt abwechſelnd in den verſchiedenen Hauptſtädten Europa's, ſteht mit den geiſtreichſten Männern in Frankreich und Deutſchland in Verbindung, und iſt von großer geſelliger Liebenswürdigkeit. Mit ihm, Immermann und Schadow bringe ich jetzt alle meine Abende zu. In Elberfeld, der reichen Handelsſtadt, beſteht ein äſthetiſcher Verein, und als dieſer von dem Zuſammentreffen Dreier ſo namhafter deutſcher Poeten hier in Düſſeldorf erfuhr, wurden wir durch einen ſeiner Mitglieder, einen reichen Kaufmann in Elberfeld, feierlich eingeladen zum Beſuch hinüberzukommen. An dem beſtimmten Tage goß es aber wie mit Kan-

nen, ſo daß wir unſer Verſprechen nicht erfüllen konnten. Da erhalten wir nun heute ein ſpaßhaftes Urtheil in Knittelverſen, das der dortige Muſenverein gegen uns in contumaciam geſprochen hat. Es heißt darin:

Begehen die Großen ſolche Unarten,
Was müſſen wir erſt von den Kleinen erwarten?

Das Urtheil iſt im Namen der Muſe geſprochen, und wir ſind verurtheilt, das neuſte Product, das wir dem Segen der Göttlichen verdanken, hinüber zu ſenden. Wir werden wohl gehorchen müſſen. — Ich fühle mich, wie auch Immermann, durch die Anweſenheit und die lebendige Theilnahme Beer's ſehr zum Produciren aufgelegt, und das ſind für uns Poeten die angenehmſten Tage — da ſchwebt man mehr oder weniger in den Lüften. Ich werde nun wieder an Roſamunde gehen, die ich wegen überhäufter Geſchäfte in der letzten Zeit ganz habe liegen laſſen müſſen.

Düſſeldorf, den 9. September 1829.

— — — — — Vorigen Freitag, Morgens zwiſchen vier und fünf Uhr, iſt die gute Dalwig geſtorben, und geſtern Morgen beerdigt worden. Ich fuhr mit zum Begräbniß. Draußen hielt ein Geiſtlicher eine kurze, aber ſchöne rührende Rede. Er nannte, was mir beſonders rührend war, die Verſtorbene nicht mit dem Zunamen, ſondern bloß den Taufnamen: unſre hingeſchiedene Schweſter, Maria Alexandrine. Ihr könnt denken, daß mir meine Wohnung durch alle dieſe Vorgänge ſehr verleidet wird, und nachtheilig auf meine Stimmung wirkt. Dennoch kann ich unter den jetzigen Umſtänden und aus Rückſicht für die arme G., die hier bleiben will, unmöglich ausziehen und muß das Beſte von der Zeit erwarten. Es iſt mir wenn ich jetzt Abends nach Hauſe komme, als ob ich aus dem bunten farbigen Leben in das Reich des Todes träte. Denn gerade jetzt, als ob mir die Eindrücke, die ich zu Hauſe erlebe, recht tief und eindringlich gemacht werden ſollten, erlebe ich draußen nichts als Freudenfeſte und Zerſtreuungen. Beer's Anweſenheit und Schadow's Geburtstag, der letzten Sonntag

gefeiert wurde, ſind die Veranlaſſung. — Der Geburtstag war das ſchönſte Feſt, das ich je geſehen habe. Die jungen Maler hatten ein wunderſchönes Transparent gemalt — eine Mutter Gottes, die einem ſchlafenden Maler im Traum erſcheint. Das Feſt wurde auf der hieſigen Gallerie gefeiert. Die großen Säle waren mit bläulichen Lampen ſchwach und mondlichtartig beleuchtet und mit Orangerie und andern Blumen und Gewächſen durch den Hofgärtner Weihe auf das ſchönſte ausgeſchmückt. In der Thüre, die aus dem großen Saal in den kleinern führt, erſchien das Transparent, wie eine wahre Viſion, und dahinter aus der Ferne her ertönte, wie ein Geſang der Seligen, ein altes italieniſches Geſangſtück von Lotti, von ſechs Männerſtimmen ausgeführt. Andre Lieder und Chöre folgten — es waren Eindrücke des Himmels. Schadow ganz aufgelöſt in Rührung, herzte und küßte die jungen Leute einen nach dem andern, und auch mir kamen die Thränen in die Augen. Das Transparent verſchwand und durch hellere und frohere Geſänge wurde eine andere Stimmung eingeleitet. Da erſchienen Hildebrandt und Schrödter, zwei ſehr talentvolle junge Maler, als Berliner Guckkaſtenmann mit ſeinem Gehülfen. Die Bilder des Guckkaſtens, alle mit dem heiterſten Humor, zum Theil wahrhaft genial ausgeführt — das treffliche Spiel der beiden Masken, die höchſt witzig und lebendig improviſirten, verwandelte die ätheriſche Stimmung in eine zwar mehr irdiſche, aber ſehr vergnügte. Um ſo ſchneidender war daher der Eindruck, als ich in mein Leichenhaus heimkam. Es ſind mir hier bei Todesfällen ein Paar Gebräuche aufgefallen, wovon ich Euch noch in Kenntniß ſetzen will. Wie man nämlich an andern Orten, ſobald der Tod erfolgt iſt, alle Fenſter zu öffnen pflegt, ſo werden hier alle Läden und Jalouſien des Hauſes geſchloſſen, ſo lange die Leiche im Hauſe iſt. Auch in meiner Wohnung habe ich es mir, da ich bei einer ſolchen Gelegenheit nicht auf meinem Miethsrechte beſtehen wollte, gefallen laſſen müſſen, die drei Tage bei geſchloſſenen Läden zuzubringen, wodurch der finſtre unheimliche Eindruck noch verſtärkt wurde. Nur in dem hintern Zimmer wurde mir einiges Licht vergönnt.

Ebenso erstaunte ich über eine andere Sitte. Am Morgen des Begräbnisses wurde der Sarg hinuntergeschafft, und doch war kein Leichenwagen zu sehen, sondern eine höchst elegante offne Chaise fuhr vor und auf diese wurde der Sarg gestellt. Ich erkundigte mich, wem die Equipage gehöre, und erfuhr, daß es der Wagen des Grafen von Spee sei, der ihn dazu, aus Freundschaft, herleihe. Wer es nämlich irgend bewerkstelligen könne, würde hier auf diese Weise begraben und der gewöhnliche Leichenwagen wäre nur bei Personen niedern Standes gebräuchlich. Ueber die Chaise und den Sarg wurde dann eine schwarze Decke gebreitet und nach dem Begräbniß setzte sich Graf Spee in seinen Wagen und fuhr nach seinen Gütern zurück. Doch genug der Todesbilder — nun noch ein Bild des Lebens — unser zärtlich poetischer Verkehr mit Elberfeld dauert fort, wenn wir auch noch immer nicht hingekommen sind. Ich schrieb Euch im letzten Briefe, wie wir, schon auf dem Wege, durch Regengüsse zum Umkehren genöthigt wurden. Wir erhielten darauf eine poetische Strafepistel in Form eines Urtheils. Darauf haben wir nun Jeder ein Werk von uns hingesandt und es mit einem Gedicht begleitet — ich den Alexander mit folgenden Versen:

„Auf! die Rosse gezäumt! die Fahnen entrollt! zu dem Ganges,
Hin zum gepriesenen Strom folgt dem Bezwinger der Welt!
Dort lacht ewiger Lenz, dort winken Euch Wonnen des Himmels,
Wie sie, von Nektar berauscht, Zeus der Olympische träumt!"
Alexander befahl's — da schwoll im Herzen der Krieger
Sehnsucht mächtig und tief und sie begannen die Fahrt.
Doch des Geschicks Rathschluß und der Neid der unsterblichen Götter
Wälzt' Hemniss' in den Weg — Regen, unendlicher, sank,
Alle die Pfad' in Sumpf und Morast umwandelnd — es keuchten
Die Schwerwadtenden fort — endlich erlahmte die Kraft
Und sie wandten sich um und entsagten dem lockenden Preise,
Kehrten nach Babylon heim, kummerbelasteten Sinn's.
Also auch wir — und könnt Ihr uns zürnen? Ihr wißt ja, Poeten
Sind ein zartes Geschlecht — ach, und es regnete sehr!
Regnete so — beim Zeus, daß dem Fußvolk selbst Alexanders
Nicht so schwer, so dicht, Regen die Pfade gehemmt!
Darum, wenn wir den Preis nicht gepflückt, den die Muse geboten,
Klaget, Ihr Guten, nicht uns, klaget die Götter nur an! —

Auf unſre Entſchuldigungen haben wir nun eine zweite poetiſche Sendung erhalten. Ein Herr hat uns in einem demüthigen Sonett voll Verehrung und Anbetung beſungen. Dagegen iſt eine Dame keck und amazonenhaft gegen uns in die Schranken getreten. Sie ſagt: nur unſre Helden ſeien tapfer, aber wir — wüßten, daß der Regen naß mache u. ſ. w. u. ſ. w.

Düſſeldorf, den 24. September 1829.

— — — Es iſt jetzt ſehr einſam hier. Beer iſt abgereiſt, Schadow und der Maler Hildebrandt haben ihn begleitet. Die andern Maler haben eine Fußreiſe nach der Ahr gemacht. Ich ſitze hier und werde mir das Reiſen, wenn ich nicht alle Hoffnung aufgeben will, Euch übers Jahr zu ſehen, wohl vergehen laſſen müſſen. Das iſt überhaupt die Seite, worüber ich am verſtimmteſten bin. — Meine letzte Hoffnung habe ich auf meine Roſamunde geſetzt. Wenn ſie ſo gelingt, wie ſie in glücklichen Stunden vor mir ſteht und die erſten Scenen gelungen ſind, ſo kann ich etwas davon erwarten. In den letzten Wochen habe ich mich aber gänzlich unproductiv gefühlt und, nach Goethe's Ausdruck, auch nicht den Saum des Kleides einer Muſe geſehen. Das hat denn meine Verſtimmung bedeutend erhöht. Daß ich gerade jetzt, wo ich etwas freiere Hand habe, nichts zu Stande bringen kann, iſt traurig genug. Zu den Hohenſtaufen gehört Roſamunde nicht. Zwei Königsgatten, die ſich leidenſchaftlich lieben und eben ſo leidenſchaftlich haſſen — der Haß ſiegt — das iſt der Stoff. Es klingt wunderlich und unwahrſcheinlich, wenn man es ſo allgemein hinſtellt — doch iſt es mir gelungen, das ſchwierige Verhältniß ganz natürlich zu machen. Ich muß aber einen Grad von Leidenſchaft ſchildern, deſſen Darſtellung nur in den glücklichſten Stunden gelingen kann. „Du haſt den Fluch dir in dein Haus geraubt", ſagt der Vertraute zum Könige und dieſer antwortet:

„Ich hab' den Fluch mir in mein Haus geraubt,
Haß und Verzweiflung ſind die Könige
Darin, und dennoch grauſam täuſch' ich mich,

Als müſſ' in ihrem Herzensgrund tief unten,
Wenn ich bis dahin dringen könnt', ich noch
Die Liebe finden, meiner Inbrunſt Ziel; —
Je eiſig kältre Blick' und Worte ſie
Wie eh'rne Mauern mir entgegendämmt,
Um deſto glühn'der ring' ich an — ich grab'
Und grabe nach dem tiefverborgnen Schatz
Und werd' am End' — den Wahnſinn finden! — —
Erſcheint mir's dann, auch mir, recht grauenvoll,
Als ſei ſie eine böſe Zauberin,
Die mich, wie der Magnet, mit dunkler Macht
An ſich gezogen und gekettet und
Mir nun mit feindlich kalt geſpenſtiſcher
Wolluſt das Blut und letzte Mark ausſaugt, —
Dann hinter meiner heißen Liebesglut
Keimt's wie Erbittrung heimlich auf und ſie,
Sie ohne die ich
Nicht leben kann, ich könnte ſie — zerſtören!

Er hat ihren Vater, den Gepidenkönig Cunimund, in der Schlacht getödtet — ein alter Nationalhaß wüthet zwiſchen den Gepiden und Longobarden, und das iſt der Grund, warum:

„Die ſtolze, ſteinernunzugängliche
Gepidin ſeinen Werbungen
Ein kaltes Aug' entgegen hält und nur
Beim Namen König Cunimunds zu Thränen
Erwarmt.

„Was konnteſt du?" fragt ihre Schweſter Algardis. Roſamunde erwiedert:

Frage, was ich geſollt!
Dann heb' ich dir ein blut'ges Tuch empor
Und drunter liegt — — — ob's Alboins Leichnam,
Ob meiner ſei, ich weiß es nicht, — doch Er
Oder ich — das galt es! Von uns beiden Eins
Mußt' auf die Bahr', eh' Kirch' und Prieſterſpruch
Den Bund geſegnet und der Vater ihm
Geflucht — er oder ich — vielleicht auch beide.

Er hat ſie auf unmenſchliche Weiſe zur Ehe gezwungen. „Ich ſeh' es noch", ſagt Algardis,

Wie Alboin dich an der Hand ergriff
Und in das Fenſter führte. Draußen ſtieg
Ein Feuer in die ſternenloſe Nacht.
Der trübe Wiederſchein beleuchtet ihn
Furchtbar, als er die Worte ſprach: „Dort brennt
Auf mein Gebot
Ein Dutzend Hütten des Gepidenvolks —
Und bis du mich als Eh'gemahl begrüßt,
Wirſt du an jedem Abend ſolche Gluth
Zum Himmel lodern ſehn!“ — — Ich war dabei
Und will dir Zeugin vor dem Vater ſein, u. ſ. w.

Ich weiß nicht, ob Euch durch dieſe wenigen Stellen das Verhältniß klar geworden. Das Ganze wird ein Nachtſtück, eine gigantiſche Liebestragödie, wie es Immermann einmal nannte.

Lux iſt noch nicht hier geweſen. Weit beſſer als durch ihn, kann ja aber Theodor durch Häring von meinen hieſigen Verhältniſſen unterrichtet werden. Dieſer kennt alle meine nächſten Umgebungen, Schadow, Immermann, die jungen Maler. Die letzten vermiſſe ich jetzt ſchmerzlich — ihr Umgang iſt mir äußerſt wohlthuend. Seltſam iſt es, daß Immermann mit ihnen in faſt unfreundlichem Verhältniß ſteht und Beer ſich geradezu feindlich gegen Leſſing ausſpricht. Mir ſelbſt haben die beiden Herren es ordentlich übel genommen, daß ich dieſen in Schutz nahm. Sie halten ihn für äußerſt hochmüthig und anmaßend — ich weiß es aber beſſer, daß es nichts als Blödigkeit iſt, die ſich in die Maske des Trotzes kleidet. Ich kenne dergleichen Stimmungen aus eigner Erfahrung. Gegen mich beweiſt er das größte Zutrauen, ja ſogar jetzt größeres, als gegen Schadow, der darüber etwas neidiſch ſcheint — ich habe Einfluß auf ſeine Arbeiten — wie denn überhaupt mein Verhältniß zu den Malern etwas ſehr Angenehmes und Belebendes hat. Sie ſtehen zwar an Ausbildung und Kenntniſſen weit unter mir, aber ihre Empfänglichkeit iſt ſehr groß, und da ich den Schein des Lehrens vermeide und mich nicht in die Bruſt werfe, ſo wird Alles, was ich gebe, mit der größten Dankbarkeit und Liebe aufgenommen. — Immermann kann es nicht vergeſſen, daß er ſo und ſo viel älter iſt;

man muß, ſagt er, den jungen Leuten nicht zu viel in den Kopf ſetzen. Aber bei Künſtlern, denk' ich, entſcheidet das Alter gar nichts und der jüngſte Genius iſt vornehmer und edler, als der älteſte Stümper. Gegen mich, der ihnen als Gleicher zu Gleichen entgegengetreten iſt, zeigen ſich die jungen Leute durchaus beſcheiden — auch Häring hat ſich in ihrem Kreiſe ſehr wohlgefallen. Von Leſſing habe ich Euch noch etwas zu erzählen, das ihn Euch noch viel intereſſanter machen wird. Auf dem hieſigen Kirchhofe iſt das Grab ſeiner erſten Liebe. Es iſt eine Geſchichte rührend wie Mali's. Doch davon in meinem Nächſten.

Düſſeldorf, den 25. October 1829.

Zürnt nicht, meine theuerſten Eltern, wenn ich mich mit dieſem Briefe etwas verſpätet habe! Roſamunde, an der Ihr ja auch Antheil nehmt, trägt die Schuld. Ich habe mich in der letzten Zeit productiv, alſo glücklicher gefühlt — es iſt einmal bei unſer Einem die Hauptſache, freilich nur ein Rauſch, aber ein Rauſch, über den man vieles vergißt. Die Miſchung von Liebe und Haß iſt nicht ſo wunderbar und monſtrös, als Ihr, wenigſtens Du, beſte Mutter, zu glauben ſcheint; ſie kommt in ſehr vielen Freundſchaften und Liebſchaften vor — nur in geringerer Doſis — ich ſelbſt habe ſie erlebt. In meiner Roſamunde tragen aber noch dazu die äußern Verhältniſſe die größte Schuld und machen das Ganze natürlich, ja nothwendig. Der Longobardenkönig Alboin hat den Gepidenkönig Cunimund in der Schlacht erlegt, das Gepidenreich zerſtört und die gefangne Tochter Cunimunds gezwungen, ſeine Gemahlin zu werden. Dieſe hat ihn früher geliebt, ſie liebt ihn noch immer; was iſt aber natürlicher, als daß ſie, die treue Tochter, ſich dieſe Liebe zum größten Vorwurf macht, und ſie mit Kälte und Schweigen bedeckt. Was iſt von der andern Seite natürlicher, als daß dieſe Kälte den leidenſchaftlichen, wilden Longobardenkönig endlich aufbringt und ihn zu Thaten fortreißt, die er ſpäter bereut. Ein alter Stammhaß zwiſchen den Longobarden und Gepiden kommt dazu — es kommt noch ſehr vieles dazu, was ich hier

nicht detailliren kann. Gleich im Anfange erſcheint Roſamunde von dem Gedanken gequält, daß ſie zur Blutrache ihres Vaters verpflichtet ſei. Eine furchtbare Kränkung, die ſie von dem Könige erdulden muß, und die zugleich ihren erſchlagenen Vater trifft, bringt endlich ihren wankenden Entſchluß zur Reife — Haß und Rache ſiegen in ihrer Bruſt, und am Schluſſe des 4. Actes ſtirbt Alboin ermordet. Sie hat ihrem Mordgehülfen ihre Hand mit einem furchtbaren Eide verſprochen, aber nach der That ergreift ſie ein ſo tiefer Widerwille gegen denſelben, ihre frühere Liebe zu Alboin bricht in ſo mächtigen glänzenden Flammen hervor, daß ſie halbbewußtlos, faſt im Wahnſinn Gift in den Wein ſchüttet, den ihr verabſcheuter Bräutigam, zur Stärkung nach dem Bade, ſich hinſtellen laſſen, wo er den Mord von den Gliedern wäſcht. Helmichis, ſo heißt der Gehülfe, trinkt von dem Gift, aber als er die Wirkung ſpürt und die Thäterin erkennt, zwingt er Roſamunden, den Reſt auszutrinken. So gehen die Mörder, ſich gegenſeitig zerſtörend, unter, und die zur Rache ihres ruhmvollen Königs hereinſtürmenden Longobarden finden nur ihre Leichen. — Allerdings ein blutiges Stück, wenn auch nicht mehr Perſonen darin ſterben, als im Alexander, nämlich drei. Die Beruhigung, beſter Vater, muß wohl darin geſucht werden, daß keiner ohne ſeine Schuld untergeht. Es iſt die einzige Beruhigung, die die Tragödie kennt. Nur ſchuldloſe Opfer, wie z. B. Cordelia im Lear ſchlachtet ſie nicht gern. — — — Doch nun genug von meiner ſchönen Mörderin. Hier geht Alles ſeinen alten Stiefel fort. Morgen werde ich mich dem Prinzen, der wieder hier iſt, zu Füßen legen. Auch wird morgen die Ausſtellung eröffnet, wo recht ſchöne Sachen zu ſehen ſind. Auch von Berlin, von Dresden, ſogar von Wien her ſind Bilder dazu gekommen. Das haben wir dem hieſigen Kunſtvereine zu danken. In Hinſicht auf bildende Kunſt lebe ich hier überhaupt ſo, wie ich es wohl nie wieder haben werde. Hildebrandt malt nun ſchon die zweite Compoſition, zu der ich ihm den Stoff vorgeſchlagen: Judith im Augenblick, wo ſie nach dem Schwerdt greift, um Holofernes zu tödten. Leſſing hat eine

wundervolle Zeichnung unter den Händen, die mich ganz berauscht hat, den Tod Friedrichs des Rothbarts. Im Colorit steht er, wenigstens als Historienmaler, ein Paar Andern hier nach, Sohn und Hildebrandt, besonders dem ersten, aber an kräftiger, großartiger Erfindung ragt er wie ein Riese über alle hervor. Er malt jetzt ein wunderbar schönes Bild für den Berliner Kunstverein, — ein altes Königspaar sitzt in einer nach dem Hintergrund offnen Halle, in tiefen erstarrten Schmerz versunken. In einer Nische steht ein schwarzverhangner Sarg. Man kann leicht errathen, daß es ihr einziges Kind ist, das in dem Sarge liegt. Es ist nach Uhlands: des Königs Töchterlein. Eben so schön ist ein andres Bild von ihm, das der hiesige Kunstverein gekauft hat — ein Klosterhof mit Schnee bedeckt, alles winterlich und kalt. Durch den Kreuzgang bewegt sich ein schwarzer Nonnenzug, die vorderste trägt das Kreuz. In einer offnen Kapelle sieht man eine Nonne, die vor dem Altare das Amt verwaltet. Hinter ihr wieder ein schwarz verhangner Sarg. — Glaubt aber nicht, daß er blos Bilder mit Särgen malt! Jene beiden sind eine Frucht der Stimmung, von der ich Euch neulich schrieb. Auch er hat auf einem Grabe geweint. — Doch hinweg von der unglücklichen, hinüber zu der glücklichen Liebe. Eure Schilderungen von meines guten Rudolphs Braut und ihrer Brüder sind so anschaulich, daß ich beide schon kenne. Es scheint mir nach Allem, daß Rudolph nicht besser hätte wählen können. Davon, ob ich zur Hochzeit zu Euch kommen kann, will ich lieber nicht sprechen, denn wenn ich meine Finanzen mit meinen Reisehoffnungen vergleiche, wird mir ganz schwindlig. Das ist das Traurige bei der großen Entfernung, daß es mehr als ein fünftel meiner jährlichen Einnahme kostet, wenn ich meine Lieben einmal sehen will. Es ist hier verflucht theuer, Schneider und Schuster theurer als in Berlin — ein neuer Mantel wird nothwendig und dann, und dann, und dann — — ich weiß manchmal nicht, wo mir der Kopf steht. Wenn es mit der Rosamunde eine leichte glückliche Niederkunft giebt und wenn das Kind Wohlgefallen bei den Menschen findet —

das ist meine einzige Hoffnung, mein wahrer Anker. Es ist schlimm, daß es so ist. Ich hätte gewünscht, wenigstens das von der amtlichen Plackerei zu haben, daß ich die Poesie nur um ihrer selbst willen treiben könnte — doch —

Düsseldorf, den 12. Dez. 1829.

So sehr ich gewiß aus tiefster Seele wünschte, bei der Hochzeit meines guten Rudolph zu sein, so sehe ich doch noch nicht recht ein, wie ich es möglich machen soll. Ein so von Schulden belastetes Haupt, wie das meine, darf wenigstens keine neuen Schulden machen, und muß vor allem darauf sinnen, die alten abzutragen. Der letzte Anker in dieser Hinsicht ist meine Rosamunde und die Hoffnung, sie nächsten Winter auf die Bühne zu bringen. Bis zum Mai kann ich aber gar nicht daran denken, damit zu Stande zu kommen, ja ich will zufrieden sein, wenn ich sie Ende Juli nach Berlin schaffe, wo ich dann theils auf die Güte meiner Arbeit, an die ich meine ganze Kraft setze, theils auf die gute Meinung, die der jetzige Generalintendant, wie ich weiß, von meinem Talente hat, wegen einer baldigen Aufführung rechnen muß. Die größten Schwierigkeiten, die die Arbeit darbot, und die mich manchmal aufs äußerste verstimmten, da unter meinen jetzigen Verhältnissen mir ein mißlingender Versuch doppelt unangenehm sein müßte, liegen Gott sei Dank hinter mir und ich kann jetzt die großen Schönheiten, die der Stoff bietet, und die sich immer deutlicher hervorstellen, mit Muße einerndten. Zwei gescheute Männer, die ich seit kurzem kennen gelernt, Ober-Landgerichtsrath Schnaase, der hierher als Procurator versetzt worden, und D. Brecht aus Elberfeld sind beide mit der Behandlung meines Stoffes durchaus einverstanden. Die große Schwierigkeit ist überwunden, es gehörig zu motiviren, daß Alboin in seinem Zorn so weit geht, Rosamunden bei einem Siegesfeste im halben Weinrausch zu zwingen, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken, der, zum Becher umgeformt, um die Tafel kreist. Dies ist es, was endlich Rosamunden die Kraft zur Rache giebt, und den Tod

des Königs herbeiführt. Ihr seht, daß es meine nächste Pflicht ist, dies Werk zu Ende zu führen — theils um meinen Finanzen aufzuhelfen, theils weil es in litterarischer Hinsicht nöthig wird, daß ich wieder mit etwas und zwar Tüchtigem hervortrete. Aus dem letzten Grunde treibt mich Immermann tüchtig an, den ich immer lieber gewinne und immer mehr als meinen wahren Freund erkenne. — Ich glaube auch, daß ich Tieck nicht nöthig haben werde, ja es ist zweifelhaft, ob mir Tieck beim Alexander mehr geschadet oder geholfen hat. Immermann meint das Erste. Das Ehrenschwerdt kannst Du wenigstens Mamaken, nicht anführen; denn dies leicht hingeworfne Werk, das freilich noch immer so gut ist, daß ich mich nicht schäme, es geschrieben zu haben, kann doch mit dem Alexander die Probe nicht aushalten. Ueberdies wurde es so viel schlechter aufgeführt und ich habe nachher so wenig dafür gethan, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Ich habe aber Euch und mir eine Hoffnung benehmen müssen — um dies in etwas auszugleichen, melde ich Euch denn, daß ich — Gott behüt' es, wie ich aus Aberglauben vorausschicke — mit meiner Gesundheit sehr zufrieden sein kann, und die übeln Einflüsse Triers immer mehr zu verwinden anfange. Meine Hauptcur besteht darin, daß ich Morgens nach dem Aufstehen kaltes Wasser trinke, dann regelmäßig meine Bewegungen mache und erst dann frühstücke. Auch habe ich diesen Sommer sehr viel im Freien gelebt. Dagegen kränkeln jetzt der arme Lessing und Hildebrandt, und da ich Mittags zwischen ihnen sitze, so scherze ich oft darüber, daß ich ihnen meine Kränklichkeit angehaucht habe. Beiliegenden Brief von Schadow und den Malern, wodurch ich zu ihrem Clubb als Mitglied eingeladen worden, bitte ich zu den rheinischen Acten zu nehmen.

Düsseldorf, den 5. Novbr. 1829.

Der Verein, welchen wir unter uns gebildet und dessen Hauptzweck ist, die Regsamkeit der künstlerischen Erfindung lebendig zu erhalten, bedarf des Hinzutritts von Männern, die in

der Litteratur wohl erfahren, mit reichem Geist und großer Erfahrung die edle Dichtkunst üben.

Wir wagen es daher, uns an Sie, verehrter Herr, zu wenden, um Sie ergebenst um Ihren Beitritt zu unsrer Gesellschaft zu ersuchen.

Wöchentlich einmal, am Sonnabend Abend um 7 Uhr, versammelt sich der Verein bei Breitenstein in der Bolkerstraße.

Die Ordnung ist von der Art, daß am ersten Sonnabend sich ausschließlich die Künstler, welche Entwürfe gemacht, versammeln.

Am zweiten und dritten Sonnabend aber sollen den Ehrenmitgliedern theils die Entwürfe zur Beurtheilung gezeigt werwerden, theils wünschen wir durch passende Lectüre und Gespräch die Abende auszufüllen.

Somit würde Sonnabend den 7. November derjenige Abend sein, an welchem wir Ihre hochgeehrte Gegenwart sehnlichst wünschen. Indem wir Sie dringend bitten, uns die Ehre Ihres Beitritts zu schenken, nennen wir uns mit der innigsten Hochachtung

Ihro ergebenste

W. Schadow. Th. Hildebrandt.
J. W. Schirmer. A. Schmidt.
E. Bendemann. H. Mücke.
C. Sohn. C. F. Lessing.
J. Baptiste Sonderland. E. Pistorius.

Düsseldorf, den 15. Jan. 1830.

Herzlichen Dank, bester Vater, für die überschickte Recension und den Antheil, den Du an meinem Embryo nimmst! — Der Kritiker möchte, nach den von ihm aufgestellten Grundsätzen, mit meiner Auffassung nicht einverstanden sein; doch vielleicht würde er mit sich sprechen lassen, und wo nicht — habeat sibi. Er will Rosamunden als rachedurstiges Mannweib aufgestellt haben — dergleichen Charaktere sind aber eher widrig als groß. Meine Rosamunde ist ein weibliches Weib — nur von einer

düstern Phantasie beherrscht, die sie zur Religion ihrer Väter und deren finstrem Götterdienst hinzieht. Darum ist auch das Gefühl, daß sie zur Blutrache verpflichtet sei, so lebendig in ihr. Dazu kommt, daß es allerdings auch nach christlichen Ansichten etwas Unnatürliches hat, wenn eine Tochter Den leidenschaftlich liebt, der ihren Vater erschlug, und der tiefe Vorwurf, mit dem sie sich quält, muß ihr allerdings ihre Rachepflicht in einem um so grellern Licht erscheinen lassen. Sie drückt dies einmal so aus: — Weil ich mich so schwach, so schuldig fühle, steht die Pflicht so riesengroß vor meiner Seele! Hätt' ich

Die Kraft, ihr zu genügen, würd' ich auch
Die Kraft wohl finden, ihr zu widersteh'n.

Ich habe jetzt zwei Acte vollendet und arbeite im dritten. Wir wollen guten Fortgang wünschen. — — — —

Von Elberfeld aus lerne ich jetzt die Lasten des poetischen Rufes kennen. Mein Alexander hat dort furore gemacht und nun kommen sie und besuchen mich und sitzen viele Stunden lang bei mir und drohen mir mit Gedichten und Trauerspielen, die sie mir zur Begutachtung vorlegen wollen. Es ist dort eine sehr poetische Kaufmannschaft. Wenn sie mir lieber etwas von ihrem unermeßlichen Gelde abtreten wollten; denn es ist die reichste Stadt in der ganzen Monarchie. Zum Frühling will ich denn doch einmal hinüber. Ich bin auf mehrere Tage eingeladen, und in der reizenden Villa des reichen poetisirenden Kaufmanns Feldhof et Comp. erwartet mich ein ruhiges stilles Zimmer mit der schönsten Aussicht! — Was will man mehr? — Der Fasching und die Gesellschaften sind hier wieder angegangen und außerdem liegt viel juristische Arbeit vor; darum verzeiht, wenn ich diesmal so eilig schreibe — ich wollte Euch nicht gern warten lassen und der armen guten Mutter wieder Angst machen.

Tausend Glückwünsche zum neuen Jahre! Ich habe es beim Prinzen auf einem großen Balle in Gala, Schnallen auf den Schuhen, engen Beinkleidern und dreieckigem Hute begrüßt.

Düſſeldorf, den 4. Juli 1830.

Heute, wo ich die erſte (bei weitem größte) Hälfte meines vierten Actes vollendet habe, kann ich Euch mit rechter Seelenruhe ſchreiben und Eure geſtern empfangnen Briefe beantworten. Meine Schuld ſoll es nicht ſein, beſter Vater, wenn ich nicht hier mit meiner Arbeit fertig werde. Da ich mir aber die Zeit zur Reiſe nicht wählen kann, ja es eben ſo wenig von mir abhängt, wann ich fertig werden will und ich die Vollendung bis nach meiner Zurückkunft nicht ausſetzen darf, ohne mir die Hoffnung noch im nächſten Winter auf die Bühne zu kommen ganz und durchaus abzuſchneiden, ſo war die Einrichtung, die ich getroffen, die einzig mögliche, wenn ich nicht die Reiſe ganz aufgeben wollte. Die Beihülfe der Kritik mag in den erſten Acten von gutem Nutzen ſein, aber wer in dem vierten ſeines Wegs noch nicht ſicher iſt, thut beſſer umzukehren. Und diesmal fühle ich mich ſicher. Uebrigens werde ich von Euch aus über Dresden nach Berlin gehn (der längere Weg wird durch die Bequemlichkeit der Schnellpoſten erſetzt) und dort mit Tieck conferiren, dem Häring ſchon meinen Plan mitgetheilt und der ſehr damit zufrieden geweſen iſt. Ich geſtehe, daß ich bei der Roſamunde etwas größere Anſprüche mache als bei meinen früheren Verſuchen. Ich habe diesmal eine Tragödie im vollen Sinne des Worts ſchreiben wollen und ich habe das Gefühl, daß es mir gelingen wird. — Der Beifall, den Fürſt Pückler meinem Alexander zollt, iſt mir allerdings ſehr ſchmeichelhaft und die Bemerkungen, die Du mir mittheilſt, fein und poetiſch. Ob ich es aber bei der ſo kurzen Zeit meines Aufenthaltes werde möglich machen können ſeine Bekanntſchaft zu machen, behalte ich mir noch vor mit Euch zu berathen. Nun zu Dir, beſte Mutter. Zuerſt meinen innigſten Dank für die Beſchreibung von Aſta's Hochzeit. Der Brief iſt ein wahres Voßſches Idyll im beſten Genre. — — — — — — — — —

Düsseldorf, den 5. October 1830.

Vorgestern bin ich gesund und munter hier angekommen, die Reise war trostlos — der häßliche Wind, der Schmutz, ein Rheuma im Nacken, das sich erst gegen Ende der Reise verlor — unerfreuliche Gesellschaft (doch mochte wohl meine Verstimmung und Unpäßlichkeit daran Schuld sein, daß sie mich nicht mehr ansprach) das Alles machte mir einen gar zu grellen Abstich gegen die glücklichen Wochen, die ich erst in Eurer Mitte und dann unter meinen lieben Berlinern verlebt hatte. Die Liebe und Freundschaft, in der ich in diesen letzten beiden Monaten, ich möchte sagen, geschwelgt habe, hat mich so verwöhnt, daß ich mir hier ordentlich einsam vorkomme und mich weniger glücklich fühle als vorher. Was ist die wohlwollende Achtung, deren ich hier genieße, gegen die Liebe der Meinen und Roberts Freundschaft? Wenn es möglich ihn noch lieber zu haben, als ich ihn schon hatte, so würde dies jetzt der Fall sein. Und mein guter freundlicher Theodor — daß ich von Euch Allen so weit, weit getrennt leben muß! Und doch habe ich eigentlich Unrecht, zu murren. Ist es nicht schon ein großes Glück, so reich an Liebe zu sein, wenn man sie auch nicht von Auge zu Auge genießen kann?

Mit der Rosamunde geht es gut. Ich hoffe sie noch diesen Winter in Berlin auf der Bühne zu sehen. Zwar hatte sie Graf Redern bei meiner Abreise noch nicht gelesen (er hatte sie erst einen Tag im Hause) — doch war er so überaus artig, daß ich mir das beste versprechen kann. Er forderte mich mehrmals auf ja bald wieder etwas einzusenden, und versicherte mich, daß es mit der größten Sorgfalt in die Scene gesetzt werden solle. Sie seien jetzt so gar arm. „Wenn Sie", schloß er, „einmal wieder nach Berlin kommen, so disponiren Sie ganz über mich. Was nur in meinen Kräften ist, steht Ihnen zu Dienst." Das Angenehmste, was er mir sagte, war aber, daß die Crelinger nach ihrer Rückkunft aus Petersburg zum erstenmal im Alexander auftreten würde. Ich halte mich zwar immer

noch nicht versichert, daß es wirklich geschehen wird, denn es ist schon seit Jahren im Werke, den Alexander wieder auf die Bühne zu bringen, und hat sich immer an einem oder dem andern Hinderniß gestoßen, aber man fühlt doch, daß der Gedanke noch nicht aufgegeben ist. Ich gestehe, daß es mich außerordentlich freuen würde. Es wäre ein großer Sieg! —

Ihr werdet nun schon in Eure warme heimliche Bibliothekstube gezogen sein und der gute Vater, heimgekehrt, Euch des Abends mit behaglichem Vorlesen vergnügen. Ich aber sitze hier mit einigen Büchern einsam und allein, ein angehender Hagestolz, denn alle Abende kann ich doch weder zu Hoffmann noch Schnaase gehen, habe auch keine Lust dazu. Es mag sein, daß das überreiche Leben, das ich während meines Berliner Aufenthaltes führte, an meiner Verstimmung Schuld ist, aber ich bin von Herzen verstimmt, sehne mich nach Zerstreuung, nach — ich weiß selbst nicht was — und kann mich noch gar nicht wieder zu einem ruhigen, regelmäßigen, einsamen, studirenden Leben entschließen.

Heute morgen war ich beim Prinzen Friedrich, der aber auf der Jagd und nicht zu Hause war. Ich freue mich auf die Zusammenkunft mit ihm, da ich ihm vieles aus Dresden und auch Berlin zu erzählen habe, was ihn wohl interessiren wird. Er soll sich sehr vernünftig und friedlich über die politischen Verhältnisse aussprechen. — — — — — — — —

Düsseldorf, den 6. Dezember 1830.

Am 23. vor. Mts. ist endlich einmal der Alexander und Darius wieder über die Bühne gegangen und ein so unbedeutendes Ereigniß dies in einer Zeit so großer Umwälzungen und so drohender Welterfahrungen sein mag, so hat es mir, den es zunächst angeht, dennoch viel Freude gemacht. Es hat sich, wie Ihr aus dem beigehenden ersehen werdet, zwar kein großes aber ein sehr erregbares Publikum eingefunden und die Aufnahme scheint ungewöhnlich gut gewesen zu sein. Wahrscheinlich wird

bald eine Wiederholung stattfinden und sich dann vielleicht auch die Zahl der Zuschauer vermehren, wenn nicht die Wolken am politischen Horizonte die Theaterlust zu sehr zurückdrängen. Ich erwarte täglich etwas über die Rosamunde zu hören, an deren Aufführung und Wirkung mir allerdings noch mehr gelegen ist. — Sehr erfreut hat es mich, aus dem Briefe der guten Mutter ersehen zu haben, daß Du wieder unter unser heimathliches Dach zurückgekehrt bist. Ich denke noch immer mit Sehnsucht an die glücklichen Wochen zurück, die ich dort verlebt habe. Ich kann nicht sagen, daß ich mich hier unglücklich fühle — ich würde sehr großes Unrecht daran thun — und die Unbehaglichkeit, von der ich Euch in meinem letzten Briefe schrieb, ist längst vorüber. Aber dennoch vermisse ich viel, sehr viel. Das vertrauliche heimliche Eures Daseins, was besonders jetzt seit den beiden Heirathen so sehr gewonnen hat, da nun auch Berberg und Görlitz, für das ich meine alte Neigung behalte, mit in den Kreis gezogen sind, kann mir nichts ersetzen. —

Düsseldorf, März 1831.

Vor allen Dingen melde ich Euch, daß ich mich — unberufen — wohl befinde, etwas, das mich einigermaßen wundert, da jetzt hier Alles des Wetters wegen kränkelt, sogar der gewaltige Lessing, der mich gestern zu fürchten machen wollte, indem er mir sagte, es sei eben nach der gemeinen Meinung kein großes Zeichen von Gesundheit, wenn man allein gesund bleibe, während sich Alles übrige in die bösen Einwirkungen der Luft schicke. Vorgestern Abend hatte ich eine große Freude. Der Maler Schrödter sagte mir, daß Lessing den wunderschönen Carton, an dem er jetzt arbeitet, nach dem Urtheil der Kenner eins seiner vorzüglichsten Werke bis jetzt, mir zum Geschenke bestimmt habe. Es ist ein so außerordentliches, bedeutendes Geschenk, der Beweis von Freundschaft, der darin liegt, rührte mich so, daß ich darüber die Nacht nur wenig schlafen konnte. Zwar schweigt er noch (wahrscheinlich weil der Carton noch nicht fertig ist) und ich halte mich darum meiner Sache noch nicht ganz ge-

wiß, da ich geſtern aus dem Munde des Regierungsſecretär Fallenſtein, der die Seele des hieſigen Kunſtvereins iſt, hören mußte, daß er (Fallenſtein) ſich Pläne auf den allgemein bewunderten Carton macht. „Ich werde", ſagte er mir, „ſchon mit ihm Handels einig werden." Natürlich ließ ich mir nichts merken, wenn auch mein Geſicht um einige Zoll länger geworden ſein mag. Gleich darauf begegnete ich Leſſing und ſagte ihm, daß ich Fallenſtein auf der Akademie getroffen. Er fragte mich, was er zu ſeinem Carton geſagt. Er hat ihm, antwortete ich, ſo gefallen, daß er Abſichten darauf zu haben ſcheint. Ich wollte nämlich gerne wiſſen, woran ich wäre. Leſſing gab hierauf deutlich zu erkennen, daß ſich Freund Fallenſtein vergebliche Hoffnung mache, aber umſonſt hoffte ich etwas zu meinen Gunſten aus ſeinem Munde zu hören. Da nun Fallenſtein ein ſehr gewandter Fuchs iſt, ſo iſt es leicht möglich, daß er mir noch die Beute wegfiſcht. Aber mag es auch kommen wie es will, ſchon die Abſicht des herrlichen Leſſing muß mich ſehr glücklich machen. — Einen Carton nennt man, wenn Ihr es vielleicht noch nicht wiſſen ſolltet, diejenige Zeichnung, die ein Maler bevor er an ein Gemälde geht, in der Größe deſſelben entwirft, um ſich dann bei der Ausführung danach richten zu können. Er unterſcheidet ſich von einer bloßen Handzeichnung durch die weit größere Sorgfalt und Richtigkeit womit er ausgeführt wird. Beſonders Leſſing macht faſt alle Studien, ehe er an den Carton geht. Der gegenwärtige iſt ungefähr vier Fuß breit und drei Fuß hoch, ein Meiſterſtück. Der Gegenſtand iſt aus der Lenore von Bürger: Links das heimkehrende Heer, rechts ein Reuter, der ſein Liebchen gefunden — der Reuter iſt Leſſing ſelbſt, ſprechend getroffen. — Im Mittelpunkte Lenore auf ihre Mutter geſtützt. Schmerz und Verzweiflung in ihren Zügen. Sie thut noch eine letzte — wie man ſieht ſchon hoffnungsloſe — Frage an den jungen Reuter, der ihr mit dem ganzen, ehrlichen, treuherzigen, theilnehmenden Ausdrucke Leſſings eben keine tröſtliche Antwort zu geben ſcheint. Im Hintergrunde ſieht man die Thürme und Mauern der alten Stadt, nach deren Thoren die Reuter links

hinziehen. Auch diese Reuter sind herrlich, — so verschieden von einander, so wahr, so lebendig — —

Mit meinem Spartacus geht es rasch und glücklich vorwärts. Mit der Rosamunde macht man mir in Berlin einigen Aerger, so daß ich schon fest entschlossen war, sie zurückzufordern. Ich entschließe mich äußerst schwer, sie einer Commission zu unterwerfen, an deren Spitze sich Herr Raupach befindet und in die er fast nichts als seine Creaturen geschoben hat. Das einzige Mitglied der Commission, auf das ich mich verlassen kann, ist Raumer und ich habe daher Theodor Auftrag gegeben, zu diesem zu gehen und ihn zu fragen, wie denn die Sache eigentlich steht. Jedenfalls werde ich mein Stück jetzt nach Wien schicken. Bald ein Mehreres. Es ist Mittag. Gesegnete Mahlzeit, Mütterchen.

Düsseldorf, den 1. Mai 1831.

Eure Ahnung hinsichts der Rosamunde hat Euch betrogen. Herr Raupach und seine Creaturen (denn anders kann ich diese soidisant Commission nicht bezeichnen) haben mir die Rosamunde zurückgeschickt. Ich konnte es voraussehen und darum hat mich die Sache weniger getroffen, als es wohl sonst der Fall gewesen wäre, wenn es auch immer, wie sich Immermann darüber aussprach, unangenehm bleibt in die Hände der Schufte zu fallen. Der Einzige, den ich dabei nicht verstehe, ist Herr v. Raumer. Wahrscheinlich hat man ihm vorgestellt, daß die Rolle für die Crelinger zu angreifend sei und sie ruiniren könne, und der alte Seladon hat nicht widerstehen können. Vielleicht hat er auch bloß der Menge weichen müssen. Nun die Herrschaft des Scaramutzes Raupach (siehe Tiecks verkehrte Welt) muß bald ihr Ende finden. Er fängt das Spiel zu plump an. Ich werde jetzt mein Werk nach Wien senden. Wird es angenommen und gefällt dort, so hoffe ich, soll dies dem Herrn Raupach keinen geringen Stoß versetzen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Meine Stimmung und mein Befinden sind sonst, unberufen,

ſehr gut. Ich habe in jeder Hinſicht Urſache mit der Fügung Gottes, die mich in meine gegenwärtigen Verhältniſſe gebracht hat, ſehr zufrieden zu ſein. Wenn ich ein paar hundert Thaler mehr einnähme, wäre es freilich noch beſſer, aber Geld iſt einmal nicht unſer Erbtheil und man muß ſich zu begnügen wiſſen. Gegen die Verſetzung nach Berlin ſtemmt ſich ein gewiſſes Etwas in mir. Ich fürchte, daß ich es bereuen würde. Berlin hat durch die letzte Geſchichte eine widrige Seite für mich bekommen. Ich kann durchaus nicht erwarten, dort ſo angenehme Amtsverhältniſſe, eine ſo unabhängige Stellung zu finden wie hier. Ich kann endlich nicht hoffen, einen Kreis zu finden, der mir meinen hieſigen Umgang erſetzt. Ich finde in Berlin zwar Freunde, die mich gewiß ebenſo, ja mehr lieben als diejenigen, die ich hier verlaſſen würde — aber das gemeinſchaftliche Leben in Kunſt und Wiſſenſchaft, die reichen Anregungen, das Zuſammenſtreben und Forſchen würde mir dort abgehen. Es iſt eine Jugend und Friſchheit in unſerm geiſtigen Treiben, von der auch Freund Löbell, der uns vorige Woche beſuchte, ganz entzückt war, und ſich nur mit ſchwerem Herzen von uns losriß. Sogar Er, der ſich ſchon in ein feſtgemachtes Syſtem zurückgezogen hat, iſt von der Lebendigkeit und Freiheit unſrer Ideen, ich möchte ſagen, wieder flüſſig gemacht worden. Es waren einige ſchöne Tage, die wir mit ihm verlebten. Er iſt jetzt professor ordinarius in Bonn geworden, und ſchreibt die Geſchichte von Frankreich für die Heeren-Ukertſche Sammlung. Leſſing — mein herrlicher Leſſing, wie ich ihn jetzt nennen kann — hat die Hoffnung wegen des Cartons wahr gemacht. Es fiel dem ſeltſamen Menſchen erſchrecklich ſchwer, mir davon zu ſagen. Es wurde ein einſamer Spaziergang veranſtaltet, aber wenn ich ihm nicht endlich ein wenig zu Hülfe gekommen wäre, ich glaube, er hätte es noch jetzt nicht heraus. Um ſo mehr rührte uns der Augenblick und ich denke, unſre Freundſchaft ſoll feſt bleiben. Ich habe ihm ein Exemplar des Alexander geſchenkt und folgendes kleine Gedicht hineingeſchrieben, zu deſſen Verſtändniß ich nur bemerke, daß unter der ſchönen Leiche ſo-

wohl die neualtdeutschchristliche — als die antikisirende Kunst gemeint sind und Schnaase und ich von dem neuen Bilde Lessings an nicht nur eine Epoche in seiner Kunstbildung, sondern der neuen Kunst überhaupt rechnen. Er hat sich hier zum erstenmal von der einseitig melancholischen Richtung frei gemacht — nicht nur die Schattenseite, auch die Herrlichkeit und Freude der Welt ist in seinem Bilde.

Sie knieen vor einer schönen Leich' als Göttin
Im Tempel ihrer neubelebten Kunst
Und räuchern ihr und schminken ihr die Wangen
Und freun sich, daß sie so lebendig glänzt.
Dir aber, lieber starker Rittersmann,
Mißfällt der Leichendienst, du wendest dich
Vom Weg ab, wo der thör'ge Reigen tanzt —
Du ziehst durch Wildniß hin und Felsgeklüft
Und ringst dort einsam mit dem Schmerz der Welt —
Du fühlst, daß erst nach solchem bittern Kampf
Die schöne Fürstin in dem Zauberschloß
Erwachen wird und an das Herz dich drücken —
Doch nein, du ringst nicht mehr, du hast gesiegt,
Du Alexander, dessen Fahnen wallen.

Schreibt mir, wie Euch das Gedicht gefällt. Die Schilderung Eures schönen heiteren Familienlebens hat mich glücklich und wehmüthig zugleich gemacht. Wenn ich dabei hätte sein können!

Düsseldorf, den 13. Septbr. 1831.

Vor allen Dingen den herzlichsten Dank für Eure guten lieben Briefe, die mir die größte Freude gemacht haben. Ich denke in diesen Tagen besonders viel an Euch, da ich ja voriges Jahr um diese Zeit in Eurer Mitte so glücklich war. Leider wird dieser Gedanke durch die Euch und auch uns hier immer näher rückende Cholera sehr getrübt, die nun bereits in Berlin zum Ausbruch gekommen ist. Aber so weit die Nachrichten von dorther gehn, dort bei weitem milder als an andern Orten zu verfahren scheint. Man muß nur überhaupt nicht vergessen, daß

der Tod immer unter uns iſt, daß immer tödtliche Krankheiten herrſchen und daß die in jedem Augenblick über uns ſchwebende Todesgefahr durch die Cholera wahrhaftig nicht ſo vermehrt wird, daß es die große Furcht, die man überall davor hat und des Aufhebens, das man davon macht, verdiente. Zumal es ſich immer mehr herausſtellt, daß man ſich durch Diät u. ſ. w. in einem ſolchen Grade davor ſchützen kann, wie z. B. weder vor Nervenfieber noch Ruhr. Vergeßt nur nie, wenn Ihr die Krankenliſte aus Berlin ſeht, daß Berlin 240000 Einwohner hat. Ich ſchreibe Euch dies, weil ich gern das Meinige beitragen möchte, um Euch wegen unſres lieben Theodor zu beruhigen, denn was Euch ſelbſt betrifft, ſo habe ich noch immer die Hoffnung, daß das giftige ſchmutzige Scheuſal ſich in Eure Berge nicht verirren wird. — Mir für meinen Theil kommt die Cholera noch von einer andern Seite in die Quere, indem ich nicht weiß, wie es unter dieſen Umſtänden mit der Aufführung der Roſamunde in Wien werden ſoll, wo das Unthier auch ſchon mehrere Wochen vor den Thoren lauert. Jedenfalls muß ich die Zeit für ſehr ungünſtig dazu halten und war ſchon entſchloſſen an Weſt*) zu ſchreiben und ſelbſt um Aufſchub zu bitten, aber theils ein gewiſſes Vorurtheil, das ich habe, ſo wenig als möglich in die Räder meines Schickſals zu greifen, theils der Umſtand, daß ich aus den Berliner Zeitungen erſah, daß dort, der Cholera ungeachtet, die Theater noch immer beſucht und neue Stücke mit Beifall aufgenommen werden, hielt mich zurück. Glaube deshalb nicht, beſte Mutter, daß meine Sorge wegen der Roſamunde ſo weit geht, um meine Geſundheit darunter leiden zu machen. Ich habe ſie jetzt an Tieck geſchickt und bin auf ſein Urtheil äußerſt begierig.

Düſſeldorf, den 26. Octbr. 1831.

Vorgeſtern empfing ich einen Brief von Dorothea Tieck aus Dresden, der mich in einen wahren Rauſch der Freude

*) Schreyvogel, Regiſſeur beim Wiener Burgtheater.

versetzt hat. Er ist zu lang, als daß ich ihn Euch ganz abschreiben könnte. Hier nur das Wichtigste, sie schreibt: „Ich kann Ihnen sagen, daß mein Vater ganz und durchaus zufrieden ist, ja daß er entzückt und begeistert ist, sollte ich lieber sagen, denn jeder andre Ausdruck scheint mir zu kalt. Dreimal hat er uns die Rosamunde vorgelesen und ich wünsche dann nur immer, Sie wären hier und könnten ihn darüber sprechen hören und sich an seiner Freude erfreuen, daß unsre arme betrübte Zeit so etwas Großes und Edles hervorgebracht hat." Sie meldet mir, daß es schon in Dresden einstudirt werde, obwohl es eigentlich an den passenden Schauspielern fehlte. Doch ihr Vater sage: „kein Theater dürfe es sich entgehen lassen, durch ein solches Werk sich selbst zu ehren, auch sei es nicht nur schön, sondern auch so dramatisch, daß es immer noch, trotz aller Mängel der Darstellung, den größten Eindruck machen müsse." Ihr seht, daß der Beifall Tieck's noch weit größer und entschiedener ist, als beim Alexander und welchen Werth dieser Beifall grade jetzt für mich hat, kann ich nicht aussprechen. Abgesehen von dem bedeutenden äußeren Vortheil, den er mir bringt, und die Verlegenheit, in die der Herr Graf Redern gerathen werden, wenn sie davon hören, ist er für mein inneres Leben von unzuberechnender Wichtigkeit. Ich fühlte, daß ich den Weg, den ich eingeschlagen, nicht mehr verlassen, nicht auf andre Weise dichten könne, als ich in der Rosamunde gethan und obwohl mir eine innere Stimme sagte, daß ich das Rechte getroffen, mußte es mir doch höchst wünschenswerth sein, auch einen äußern ganz competenten Richterspruch darüber zu haben. Ich hatte allerdings sehr bedeutende innere Bürgschaften, denn die Heiterkeit, die seit einem Jahre über mich gekommen ist, die Frische, das neue Leben kann und konnte ich nur der Vollendung der Rosamunde zuschreiben, dem halbbewußtlosen Gefühl, meine Stellung in der Poesie, meinen Styl und damit meine Berechtigung endlich, nach einem langen oft schweren Kampfe, nach vier eben nicht leichten Jahren errungen zu haben. Freut Euch mit mir, denn wie mich Gott geschaffen hat, kann ich nun einmal mein

Recht zu existiren nur in der Poesie finden. Mich in meiner Assessorschaft zu begnügen, würde mir geradezu unmöglich sein und in einer Art von Lösung muß dies der Mensch, wenn er nicht ein Unglücklicher oder schlimmer wie ein Thier sein soll.

Düsseldorf, den 8. Decbr. 1831.

Seid nicht böse, daß ich so lange nichts von mir hören lassen, aber ich habe in dieser letzten Zeit so alle Hände voll mit Assisen und andren Amtsgeschäften zu thun gehabt, daß ich nicht wußte, wo mir der Kopf stand. Dazu kam die erste Scene einer Tragödie „die Chaldäer in Jerusalem", die mir nicht gleich nach Wunsch gelingen wollte. Endlich mußte ich noch zu diesem Allen Knall und Fall meine Wohnung wechseln, da mein Wirth so verschuldet war, daß man sogar die Meubeln, die ich in meinem Gebrauch hatte, mit Arrest belegte. — — — — — Die böse Cholera fängt jetzt an ihren Winterschlaf zu halten und ich hege sogar einige Hoffnung, daß wir selbst nächstes Jahr mit ihrem unangenehmen Besuche verschont bleiben sollen, Ihr wegen der Gebirge, die Euch schützen, denn das Unthier klettert nicht gern, wir weil sie ihren Lauf überhaupt mehr nach Nordwesten, nach England hinüber genommen hat. Doch fühle ich, daß diese Gründe nur eine ferne Hoffnung bieten. Ich gestehe, daß es mir sehr angenehm wäre, wenn sie uns bedaignirte, denn ich freue mich schon wie ein Kind auf die Herbstreise zu Euch, wo ich diesmal zwar kein ganzes, dafür aber $\frac{1}{2}$ und $\frac{2}{3}$ von zwei Tragödien mitzubringen denke. Es ist ein wunderliches Werk, das ich unter der Feder habe. Ein dramatisch glänzender Stoff, der aber, weil er die tiefsten Geheimnisse der Religion berührt, vielleicht von der Bühne ausgeschlossen bleiben dürfte. Jedenfalls soll es etwas werden, was noch nicht da ist, strenggläubig und doch alle Religionspartheien (wovon ich schon Proben habe) so wie den Denker befriedigend, mystisch ohne spielend zu werden. Der jüdische und der christliche Messias sind die mit einander ringenden Ideen des Stücks, den letzten Kampf kämpfen und zugleich ihre Versöhnung feiern sie am Schlusse des Stücks,

in dem Propheten Jeremia, der klagend auf den Trümmern des Tempels sitzt:

Herr hab' Erbarmen! Meine Stimm' erstickt
Vor Weinen. Hab' Erbarmen! Denk' o Herr
Nicht bloß der Missethaten meines Volks,
Denk' auch des Bundes mit den Vätern! — doch
Was zag' und zweifl' ich?
Er ist ja der Wahrhaftige! — Heil, Heil mir!
O wunderbares Licht,
Das durch das Dunkel meiner Seele leuchtet!
O Seligkeit, die mich durchfließt! — Ich seh' ihn,
Den Gesalbten des Herrn,
Den der Heilige in Israel
Zu senden verheißen,
Ich seh' ihn thronen in Herrlichkeit,
Höher denn David,
Prächt'ger denn Salomo,
Und die Völker der Erde knieen vor ihm, —
Ich seh' ihn gebunden, gemartert, verhöhnt —
Wehe, wie faß' ich's?
Wird er ein König sein, ein gewaltiger,
Dem die Heiden dienen, die Fürsten der Erde?
Wird er ein Knecht sein, ein geschlagner,
Ein mißhandelter, ein verachteter? — — —
Wie Wolken wogt es um meine Seele, — —
Meine Seherkraft erlischt! — —

So schließt das Stück, wie nach meiner Ansicht das alte Testament überhaupt schließt.

Düsseldorf, den 18. April 1832.

Meine theuerste Marie!
Meine geliebten Eltern!

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — Schade, daß ich jetzt nicht unter Euch sein kann. — Doch genieße ich auch hier Euer Glück über Mariens Verlobung von ganzer Seele mit. — Wenn nur nicht das Wiener Theater, auf dessen Honorar ich bei meiner projectirten Reise

ſtark gerechnet hatte, mir einen Streich ſpielt. Noch habe ich von Wien nichts gehört. Dagegen hat ſich Tieck zur Herausgabe der Roſamunde erboten. Er will eine Vorrede dazu ſchreiben, was mir freilich mehr werth iſt als alle Aufführungen der Welt, die ich in unſrer Zeit nur als ein nothwendiges Uebel für einen dramatiſchen Dichter betrachte. Ich ſoll, wenn ich nach Dresden komme, bei Tieck's wohnen, — kurz es vereinigt ſich Alles, mir die Reiſe äußerſt einladend zu machen. Nur entſchiedne Nothwendigkeit könnte mich alſo davon zurückhalten. Auf jeden Fall ſollt Ihr aber mein Bild und zwar von keinem geringeren als Leſſing erhalten, der mich malen oder, wenn es die Zeit nicht verſtattet, wenigſtens zeichnen will. Nun zu dem Converſationslexicon, das mich einigermaßen in Verlegenheit ſetzt! Daß ich die Schule in Görlitz, dann die Leipziger Univerſität beſucht, daß ich während letztrer Zeit (1818—21) zum erſtenmal mit einigen kleinen, beſonders epiſchen Gedichten und einer Novelle, das Bild des Vaters, in der Zeitung für die elegante Welt, mit einer andern Novelle, Aurelio, in der Abendzeitung aufgetreten bin, daß ich dann in Berlin beim Stadt- und Kammergericht gearbeitet und dort ein ſchon in Leipzig angefangenes Drama, „Chryſoſtomus", vollendet und bei Wieſike in Brandenburg in Verlag gegeben habe, daß ſpäter zwei Trauerſpiele „Rom und Spartakus" und „Rom und Otto der Dritte", Berlin bei Herbig, darauf gefolgt ſind, bis endlich in „Alexander und Darius" zum erſtenmal ein dramatiſches Werk von mir die Bühne beſchritten und in Dresden, Berlin und Wien aufgeführt worden und hierauf mit einer Vorrede von Tieck in der Berliner Vereinsbuchhandlung erſchienen ſei, daß ſpäter ein Trauerſpiel, „das Ehrenſchwerdt", in Berlin zur Aufführung gekommen ſei, daß ich 1828 als Aſſeſſor nach Trier, 1829 nach Düſſeldorf verſetzt worden — wird dies genügen? Allenfalls kann man auch ſchon der Roſamunde erwähnen.

Mit meinem Befinden geht es, unberufen, ganz gut, und ich habe noch großes Zutrauen zur Homöopathie. Meine Verhältniſſe werden hier überhaupt immer angenehmer. Wer von

Gott das Talent erhalten hat, eine Gesellschaft, sei es durch Musik, Vorlesen oder sonst zu amüsiren, kann, so lange es langweilige Gesellschaften und geängstigte Wirthinnen giebt, darauf rechnen, auf den Händen getragen zu werden. So habe ich erst vor einigen Tagen eine Gesellschaft bei der Hofmarschallin Haack hier, die geradezu im Verscheiden vor Langeweile lag, durch den Friseur Faridondaine und Goethe's Jahrmarktsfest von Plundersweilern wahrhaft vom Tode errettet. Es war das erste Mal, daß ich im hiesigen Hofcirkel und vor den Kgl. Hoheiten auftrat und einen glänzenderen Succeß hätte ich nicht davontragen können. Das ist aber Alles nur Schein und Eitelkeit (die auch ihren Platz im Leben haben wollen). Mein wahres Glück liegt wo anders, in meinem näheren Freundeskreise, besonders unter meinen Malern. —

Düsseldorf, den 29. März 1832.

Bester Vater!

Verzeihe, daß ich Deinen letzten lieben Brief noch nicht beantwortet habe, — aber so wie bei Euch, sind auch bei mir in letzter Zeit mancherlei Abhaltungen eingetreten, überhäufte Assisen, die Vollendung des zweiten Actes meines Spartakus u. s. w. Auch habe ich noch die Entschuldigung, daß ich mit dem guten Willen umgehe, mich Euch diesen Herbst in höchsteigner Person zu übersenden, so daß ich meine Hände ziemlich in Unschuld waschen kann. Ueber das Schicksal der Rosamunde in Wien habe ich nun endlich Nachricht erhalten. West schreibt mir, daß die Censur bereits im vorigen Sommer die Aufführung untersagt habe, weil es den gegenwärtigen Zeitverhältnissen nicht angemessen sei, die Unterdrückung und Ausrottung eines Volks, wegen zu besorgender, unpassender Anwendungen auf die Bühne zu bringen. Er habe, meldet West, immer noch gehofft, die Aufführung durch einige Abänderungen möglich zu machen, da er aber jetzt selbst seine Entlassung erhalten, könne er nichts mehr für mich thun und erachte es für seine Pflicht, mich von der Lage der Dinge zu unterrichten. Ihr seht, daß mir das Glück einen

unangenehmen Streich nach dem andern spielt und ich wundre mich manchmal selbst, daß meine Stimmung nicht mehr darunter leidet. Bald werde ich so eitel werden, mich für einen Philosophen zu halten. Doch würde es sehr undankbar sein, nicht anzuerkennen, daß mein Schicksal, trotz all jener kleinen échecs, noch immer vor dem von Millionen gesegnet ist. Daß sich der Himmel über Euch, Ihr guten Eltern, mit jedem Jahre immer mehr erheitert hat, daß Ihr eines Eurer Kinder nach dem andern so gut und glücklich versorgt seht und, wir dürfen es mit Freude aussprechen, keinen Kummer an ihnen erlebt, ist die größte und schönste Quelle meiner Zufriedenheit und Heiterkeit. Und sind nicht Tieck, Lessing, Robert, dessen Herzensgüte wahrhaft ohne Gleichen ist, meine Freunde? Robert hat mir geschrieben, daß ich wegen der Kosten meiner Reise ganz über ihn disponiren möge. Von Dresden habe ich lange nichts gehört. Kommt der Druck der Rosamunde bald zu Stande, so würde das Honorar die Kosten der Reise hinlänglich decken, sonst muß ich Roberts Anerbieten annehmen. Ich muß es, würdet auch Ihr sagen, wenn Ihr seinen herzlichen liebevollen Brief gelesen hättet und unser Verhältniß kenntet. Es wäre Mangel an Vertrauen in seine Freundschaft, die keine von den gewöhnlichen ist.

Düsseldorf, den 14. April 1833.

— — — — — — — — — — — — — —

Vorgestern erhielt ich beigehendes eigenhändiges Schreiben vom Justizminister, worin er mir meldet, daß ich zum Rathe ernannt sei. Vor der Hand ist keine Gehalts-Erhöhung damit verbunden, woran ich durch meinen Wunsch, hier in Düsseldorf zu bleiben, selbst Schuld bin. Aber was sind 100 Thlr. mehr jährlich gegen einen Aufenthaltsort, wo man sich unglücklich fühlt. Ich mag das Triersche Stück nicht noch einmal spielen. — Die Zeichnung, die mir mein prächtiger Lessing geschenkt hat, stellt den Tod Kaiser Friedrich II. vor. Ich empfange jetzt schon, wie ein Galleriebesitzer, Besuche von durchreisenden Künstlern und Kunstfreunden. Wir haben, Lessing und ich, darüber lachen

müssen, daß Du ihn für einen so vielseitigen Weltmenschen, der in alle Sättel paßt, hältst. Er ist grade das Gegentheil. Nur zum Uhlanen schickt er sich vortrefflich, da er einen starken, in körperlichen Uebungen sehr gewandten Körper hat. — Sonst möchte er, außer zum Maler, zu wenig Geschäften in der Welt getaugt haben. Er protestirt übrigens dagegen, daß in Schlesien der Schmutz zu Hause sei. — Herrmann Raumer, der Sohn des Geschichtschreibers, ist jetzt hier, ein liebenswürdiger Mensch voll Sinn für Kunst und Poesie, der bei meinen Malern viel Glück macht und sich auch selber hier sehr glücklich fühlt. Es lebt sich auch wirklich hier, in meinen Verhältnissen, sehr angenehm und ich würde es gewiß bitter bereut haben, wenn ich nach Cleve gegangen wäre. Ihr könnt denken, daß ich jetzt viel mit mir zu Rathe gegangen bin, ob ich nicht dem Minister schreiben sollte, daß ich meinen Wunsch, hier in Düsseldorf zu bleiben, zurücknähme, wo ich dann bald eine Versetzung zu gewärtigen gehabt hätte, ich habe mich aber entschieden ihm bloß für seine Güte zu danken.

Düsseldorf, den 1. Decbr. 1833.

Theuerste Mutter!

Mit welcher Freude habe ich einmal wieder die Züge Deiner lieben Hand gesehn, besonders da ich durch den guten Vater bereits von Deiner bedenklichen Krankheit unterrichtet worden war. Gott sei innig Dank, daß die Gefahr glücklich vorüber ist. Möchte ich Euch Alle im nächsten Herbst recht gesund und froh in meine Arme schließen können. Ich bin jetzt mit dem Drucke der Rosamunde beschäftigt und kann nicht leugnen, daß mein Werk, wie es nun, in der Abgeschlossenheit und Sauberkeit des Druckes vor mir liegt, mir den Beifall meines Vaterlandes zu verdienen scheint. Etwas besseres, das fühle ich, kann ich nicht leisten. Du bist wegen meines Verhältnisses zu Immermann um meine Ruhe besorgt, doch hoffe ich, daß es keinen erheblichen Einfluß auf mein hiesiges Wohlbefinden ausüben wird. Im Gegentheile bin ich gerade jetzt — Gott be-

hüte es, ſage ich abergläubiſch — mit meinem Zuſtande überaus zufrieden. Die Liebe und Anhänglichkeit meines herrlichen Leſſing ſteigert ſich mit jedem Tage und ebenſo das Wohlwollen meiner andern nähern Bekannten. Durch die Zurückkunft des liebenswürdigen Bendemann (deſſen trauernde Juden auf der letzten Ausſtellung großes Aufſehen erregten) und die Verheirathung mehrerer andrer Maler haben ſich hier neue Kreiſe gebildet, in denen ich mich ſehr wohl fühle und oft Abende verlebe, die ich zu den glücklichſten meines Lebens zählen muß. Immermann kommt mit dieſen Kreiſen, überhaupt mit allen Malern, außer Schadow, gar nicht in Berührung und von den Theaterangelegenheiten habe ich mich längſt zurückgezogen. Doch werde ich bei einer andern Gelegenheit allerdings in dieſem Winter mit Immermann häufig zuſammentreffen, da ich in derſelben Kammer des Landgerichts mit ihm arbeiten werde. Doch beſorge ich auch von daher keine beſonderen Unannehmlichkeiten und hoffe, daß ein Schwerdt das andre in der Scheide halten ſoll. Wenigſtens habe ich ſchon früher einmal, während eines ähnlichen Mißverhältniſſes mit ihm eine Zeit lang in derſelben Kammer geſeſſen, ohne daß wir uns im geringſten genirt hätten. Abgeſehen davon, daß wir beide gerade nichts Kleinliches in unſerm Charakter haben, ſind ihm die juriſtiſchen Geſchäfte ſo äußerſt zuwider, daß er ſich ſchwerlich der Gefahr ausſetzen wird, dadurch daß er mich reizt, ſeine eignen Geſchäfte zu vermehren. Er denkt die juriſtiſche Carriere ganz zu verlaſſen und die Direction des hieſigen Theaters zu übernehmen. Ueber die Anweſenheit des Kronprinzen in den Rheinprovinzen und deſſen glänzenden Empfang werdet Ihr wohl manches geleſen haben. Auch unſre liebe Stadt hat ſich mit Ruhm bedeckt. Ich hatte die Ehre, von ihm zur Tafel gezogen zu werden. Auch Leſſing in ſeiner gemeinen Uhlanenuniform war eingeladen, obwohl außerdem nur Stabsofficiere gegenwärtig waren. Ich freute mich, daß er, der ſonſt ſo ſcheu iſt, mit dem Kronprinzen und den ordensbedeckten Generalen der Cavallerie und Infanterie ſo offen und ruhig, wenn auch beſcheiden, ſprach, daß man ſah.

daß sie dieser edlen würdevollen Gestalt nicht im geringsten imponirten. Er ist bei den Militairs sehr beliebt, weil er sich auch als Soldat sehr ausgezeichnet hat.

Düsseldorf, den 25. Decbr. 1834.

Am ersten Weihnachtsfeiertage muß ich Euch in der Kürze noch melden, daß ich gestern am heiligen Abende auf das reichste und schönste beschenkt worden bin. Alle Maler (d. h. die älteren) hatten sich nämlich vereinigt, mir eine ganze Mappe mit Compositionen und Zeichnungen zu schenken. Es sind wunderschöne Sachen dabei und einige der schönsten, die noch nicht fertig, werde ich später erhalten, besonders eine prachtvolle Composition von Lessing. Unter denen, die ich schon besitze, zeichnet sich vorzüglich eine große Landschaft in Honigfarben von Schirmer und eine colorirte Zeichnung von Bendemann, von der reizendsten Phantasie eingegeben, aus. Auch von Schadow selbst ist eine schöne Zeichnung dabei. Ich war ganz außer mir vor Freude, ebenso wohl wegen der Schönheit der Zeichnungen, als des großen Wohlwollens wegen, dessen Beweis die Gabe war.

Düsseldorf, den 30. März 1835.

Sei mir nicht böse, liebster Vater, daß ich Deinen letzten Brief erst heute beantworte. Ich war aber in der letzten Zeit so ins Schaffen und Dichten hineingekommen, daß ich für alles Andere, als die nothwendigen Geschäfte taub und blind war. Auch wußte ich, daß Du mir, da mein Schweigen diesen Grund hatte, Deine Verzeihung nicht versagen würdest. Ich habe jetzt den zweiten Theil meiner Babylonier vollendet und dadurch einen Ruhepunkt erreicht. Dieser Theil ist länger als der erste, über 1000 Verse lang geworden, so daß das Werk im Ganzen, wenn es auch nur drei Acte hat, doch wenigstens von dem Umfange der Rosamunde werden wird, die circa 2800 Verse zählt. Seit sehr langer Zeit bin ich nicht in dieser beseligenden Stimmung des Schaffens gewesen. Alle die bösen Stockungen, die Aengstlichkeit, über die ich mich einige male gegen Dich beklagte, sind

verſchwunden und gehoben, und ſollen hoffentlich nicht wiederkehren. Mein letzter Aufenthalt in Dresden hat ein wahres Wunder an mir gethan. Vor einigen Tagen las ich meine beiden erſten Acte einem Kreiſe von Freunden vor, der ſie mit wahrem Enthuſiasmus aufnahm und ich ſelber muß mir geſtehen, daß dieſes Gedicht das Bedeutendſte wird, was noch aus meiner Feder hervorgegangen. Mit Anfang des nächſten Jahres ſoll es im Drucke erſcheinen, da es nicht günſtig iſt, am Schluſſe des Jahres mit einem neuen Werke hervorzutreten. Ihr erhaltet, gleich nach ſeinem Erſcheinen, ein feſtliches Exemplar. Du haſt mich übrigens ganz falſch verſtanden, liebſter Vater, wenn Du glaubſt, daß ich Euch in meinem letzten Briefe als ſolche tractiren wollen, die nur für körperliche Genüſſe Sinn hätten. Im Gegentheile ſagte ich ja eben, daß meine Nachrichten über die kleinen geſelligen Genüſſe und Freuden, die ich hier theile, Euch wenig intereſſiren könnten, da Euch die Perſonen, die dabei auftreten, ganz unbekannt ſeien. Nachrichten über meine Lectüre und ſonſtiges geiſtiges Treiben würden Euch aber, auch bei dem beſten Willen von beiden Seiten, wenig fruchten, da zehn gegen eins zu wetten iſt, daß von den Büchern, die mich am meiſten beſchäftigen, kaum Eines in Eure Gegend kommt. Ich intereſſire mich nur ſehr mäßig für Politik, deſto mehr für Philoſophie, Theologie, Geſchichte und Kunſt und in dieſen Wiſſenſchaften iſt ein vorhergegangenes längeres gemeinſchaftliches Eindringen durchaus nothwendig, um ſich in der Kürze eines Briefwechſels über neue Erſcheinungen darin verſtändigen zu können. — So würde ich mich z. B. recht gern mit Dir über den eben erſchienenen zweiten Theil von Heine's Salon beſprechen, worin derſelbe einen Abriß der Geſchichte der deutſchen Philoſophie giebt. Ich halte dieſes, bereits verbotne Buch, für eines der gefährlichſten, für ein Buch, von dem man vielleicht mehr als von jedem Andern ſagen könnte, daß es der Teufel in die Feder dictirt habe, aber es würde eine Abhandlung erfordern, Dir, der wie ich weiß, die neuere deutſche Philoſophie, beſonders die Hegelſche, nicht kennt, meine Meinung auseinan-

derzusetzen. Denn eben darum, daß Heine die Resultate dieser, so wie überhaupt der deutschen Philosophie, indem er sie verfälscht, benutzt, um den grobsinnlichen Naturdienst, den er predigt, zu rechtfertigen, daß er dies mit so vieler Klarheit, Geist und Witz thut (es gehört ja zu den Attributen des Teufels, sehr geistreich zu sein), wird er mehr als Einen zu dem Glauben verführen, daß es mit dem Christenthum und selbst mit dem Deismus zu Ende, daß eine frechpantheistische Ansicht durch unumstößliche philosophische Gründe festgestellt sei. Auch ich glaube, daß jede tiefere Philosophie mehr zum Pantheismus hinführen wird, bestreite aber, daß diese Ansicht mit dem Christenthum, wie es in der Bibel enthalten ist, im Widerspruche stehe. Doch ich sehe eben, daß ich Dinge hinschreibe, die ohne weitläuftige Erklärung mehr verwirren als aufklären müssen, und bemerke daher nur noch, daß von den Büchern, die ich in letzter Zeit gelesen, Ranke's Geschichte der Päpste im 16. und 17. Jahrhundert und der Roman „die Verlobten", von Manzoni, mir die vortrefflichsten scheinen. Letzteres ist eines der edelsten Bücher, die je geschrieben worden.

Grüße die gute Mutter und alle die lieben Unsrigen. Wer doch den Hut des Fortunat hätte, obwohl sein Säckel vielleicht noch erwünschter wäre!

Düsseldorf, den 22. Decbr. 1835.

Seid mir nicht böse, meine liebsten, theuersten Eltern, daß Ihr so lange keine Nachricht von mir empfangen habt. Das beigehende Gedicht, das mich in letzter Zeit gar sehr in Anspruch genommen und das ich gern meinem Briefe beizulegen wünschte, muß mich entschuldigen. Möge es Euch als ein kleines Neujahrs- und Weihnachtsgeschenk willkommen sein. Meldet mir auch in Eurem nächsten Briefe, ohne mich auf diesen zur Strafe lange warten zu lassen, hübsch ausführlich, wie es Euch gefallen hat. Wenigstens am Sylvesterabend wird es, hoffe ich, in Euern Händen sein.

Mein Leben hier ist durch die häusliche Einrichtung Lessings,

der ein paar Schwestern zu sich genommen, noch angenehmer geworden und ich bringe sehr behagliche gemüthliche Abende in seiner kleinen Wirthschaft zu. Auch er scheint sich auf das Hagestolzenziel einzurichten und so gehen wir denn Arm in Arm der Zukunft entgegen. — Ich weiß nicht, ob ich Euch schon geschrieben habe, daß Tieck mit meinen Babyloniern ausnehmend zufrieden ist, auch hier scheinen sie viele Freunde zu finden. Möge es ihnen auch in Euerm Familienkreise nicht an Freunden fehlen. Ich bin jetzt gar tief in theologisch-philosophische Studien hineingerathen und denke, daß ein wunderliches Werk dabei herauskommen wird. Meine Freunde hier, besonders Schnaase, nehmen sehr lebhaften Antheil daran, und scheinen sich viel davon zu versprechen. Der Eine sagte mir neulich, als ich ihm einiges aus meinen Studien vorlas, es sei schade, daß ich nicht ein Kanzelredner geworden. Mein Werk wird den Titel führen: Madonna Lucretia oder das Geheimniß des Glaubens, ein historischer Roman. Es soll ein Lehrbuch des ächten Protestantismus werden, und dennoch diesen so weit mit der katholischen Kirche zu versöhnen suchen als dies irgend möglich ist. Auf der einen Seite streng gläubig, wird es auf der andern eben so streng der pietistischen Richtung entgegentreten. Es soll eine Ahnung sein von Personen und Zuständen, die sich vielleicht erst später vollkommen entwickeln werden. Als allgemeinstes Resultat dürfte sich ergeben, daß es der höchste Standpunkt der Menschheit sei, von der einen Seite einen Gott für unser Inneres, den durch Christus offenbarten, gefunden zu haben, und durch das beseligende versöhnte Verhältniß zu demselben über alle Widersprüche und Disharmonieen der Außenwelt erhaben zu sein, von der andern aber in der innigsten Ueberzeugung zu leben, daß auch diese Außenwelt, ungeachtet ihrer Widersprüche, ein Werk und eine Offenbarung des Herrn und unsere Aufgabe sei, auch sie, alles Menschliche immer mehr zu versöhnen, in einen reinen Tempel Gottes zu verwandeln, nicht aber das sogenannte Weltliche ascetisch von uns zu stoßen.

Düsseldorf, den 25. Februar 1836.

Herzlichsten Dank, meine lieben theuersten Eltern, für Euren lieben aufmunternden Brief. Es macht mich sehr glücklich, daß Euch mein Gedicht so viel Freude gewährt hat. Wenn es von dem Publicum mit halb so viel Theilnahme aufgenommen wird, so bleibt mir nichts mehr zu wünschen. Doch sind freilich die Aspecten in einer Zeit, wo durch die neufranzösischen Poeten und das ihnen nachbetende junge Deutschland eine so heillose Richtung in unsrer Litteratur herrschend geworden ist, für jeden, der es noch mit Religion und Sitte hält, sehr ungünstig. Ich fürchte, daß dieses, im schlimmsten Sinne revolutionäre Gift tiefer gefressen hat, als man denkt. Was mein neues Werk betrifft, so schreitet dieses munter vorwärts, und ich werde wohl bald mit der eigentlichen Ausführung den Anfang machen. Jedenfalls hoffe ich Euch diesen Herbst manches daraus mitzutheilen, das Euch interessiren wird. Ich freue mich unendlich auf meine diesjährige Reise und wünsche nur dieselbe so einrichten zu können, daß ich Euch und die Geschwister möglichst lange genieße. — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Es wird Euch interessiren zu hören, daß ich mit Immermann versöhnt bin. Er hat den ersten Schritt gethan und mich auf dem Neujahrsballe beim Prinzen angeredet. Ich bin ihm natürlich sehr freundlich entgegengekommen und unser Verhältniß ist jetzt besser, als es vielleicht jemals war. Er ist förmlich aux petits soins gegen mich. Freilich hatte er sich durch seine Schroffheit fast mit allen seinen Bekannten hier verfeindet und stand sehr einsam.

Düsseldorf, den 29. Mai 1836.

Herzlichen Dank, bester Vater, für Deinen lieben schönen ausführlichen Brief. Sehr lieb ist es mir gewesen, daraus zu ersehen, daß sich unsre Asta von ihrem großen Verluste*) wieder

*) Dem Tod ihres einzigen Kindes.

ein wenig zu erholen anfängt. Gewiß, es iſt eine vortreffliche Frau. Sie hat mir einen Brief geſchrieben, der mich aufs tiefſte gerührt und zugleich durch das Bewußtſein erfreut hat, eine ſolche Schweſter zu haben. Ein großer Schmerz führt immer etwas Verklärendes mit ſich, während andere Unglücksfälle oft eine ſehr ungünſtige Wirkung auf den Menſchen ausüben, z. B. Verluſt an Vermögen, Ungerechtigkeiten und Zurückſetzungen, die uns betreffen. Dieſe letzteren erbittern weit öfter, als daß ſie uns zu Gott führen ſollten. Was Du über den Pietismus ſchreibſt, darin ſtimme ich Dir inſofern bei, daß mir nichts fremder und feindlicher iſt, als jene kopfhängeriſche und doch hochmüthige, immer die Liebe im Munde führende und doch intolerante Religioſität, die das Schöne als eine Offenbarung des Teufels flieht und zur Freude ſagt: du biſt toll! Nur möchte ich mir nicht gern mit dem Pietismus auch das Chriſtenthum bei Seite fegen und an deſſen Stelle bloß eine an ſich ſehr ehrenwerthe Moral und Vernunftreligion auf den Thron ſetzen laſſen. Wenn einmal von Religion die Rede iſt, ſo giebt es für mich keine andere, als die chriſtliche. Doch es wird nicht möglich ſein, ſich über dieſen ſo wichtigen Punkt in der Kürze eines Briefes zu verſtändigen. Es muß dies der mündlichen Unterhaltung vorbehalten bleiben, wo ich Dir denn auch manches über dieſen Gegenſtand von mir Niedergeſchriebene mittheilen will. Seltſam iſt es, daß jetzt ſo wenige Proteſtanten mehr wiſſen, worauf eigentlich der Grundunterſchied der proteſtantiſchen und katholiſchen Kirche beruht, ja daß die meiſten, wenn ſie davon unterrichtet würden, zu ihrem Schrecken erkennen dürften, daß ſie, ohne das Geringſte davon zu ahnen, grade in der Hauptlehre mehr katholiſch als proteſtantiſch geſinnt geweſen. Luther nämlich lehrte, daß uns der Glaube allein vor Gott rechtfertige und unſre guten Werke hierzu nichts beitrügen, und dieſe Lehre vom alleinſeligmachenden Glauben war recht der Mittelpunkt ſeines ganzen Syſtems, woraus alle übrigen von ihm aufgeſtellten Lehrſätze floſſen, ſo daß der katholiſche Geſchichtſchreiber Pallavicini mit Recht behaupten konnte, daß

jene Lehre das deutlichste Kennzeichen sei, wodurch sich ein Ketzer von einem Rechtgläubigen unterscheide. Die katholische Kirche will nämlich keineswegs dem bloßen Glauben eine solche Kraft zugestehen, sie fordert außerdem zur Erlangung der Seligkeit die Erfüllung des Gesetzes durch gute Werke. — Da sie nun die Kirche zur Richterin darüber bestellt, ob das Gesetz für hinreichend erfüllt zu achten, so entwickelt sich hieraus nothwendig die Lehre von der alleinseligmachenden Kirche. — Du wirst mir gewiß nun zugeben, daß die meisten Protestanten, wenn man ihnen die Frage vorlegt, ob sie gute Werke für nothwendig zur Erlangung der Seligkeit hielten oder der Glaube allein ihnen dazu hinreichend scheine, das Letztere gewiß als katholischen Obscurantismus verneinen würden, ohne sich davon träumen zu lassen, daß sie dadurch über ihre eigene Kirche und nicht über die katholische, das Verwerfungsurtheil sprächen. Glaube aber ja nicht, daß ich dieses Urtheil unterschreiben würde. Bei unserm Zusammentreffen im Herbst wollen wir auch über diesen wichtigen Gegenstand mehreres verhandeln und Du sollst mich zu Deiner Beruhigung als einen guten Lutheraner erkennen, wenn ich mich auch gleich nicht enthalten kann, der katholischen Kirche große, sehr große Vorzüge vor der unsrigen zuzugestehen. Mein Roman entwickelt sich immer reicher, auch habe ich mit der eigentlichen Ausführung den Anfang gemacht. Er wird wohl das Hauptwerk meines Lebens werden. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Grüße die gute schreibefaul gewordne Mutter. Wie sehr freue ich mich, Euch Alle mit Gottes Hülfe nun bald wieder von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

# Briefe

## von Ludwig Tieck an Friedrich von Uechtritz.

---

Dresden, den 12. Dezember 1825.

Geehrter Herr von Uechtritz.

Es freut mich Ihnen melden zu können, daß das hiesige Theater Ihren Darius und Alexander mit großem Vergnügen empfangen und angenommen hat. Vorläufig ist die erste Aufführung auf den 24. Januar kommenden Jahres angesetzt und da ich allen Fleiß anwenden werde damit das Stück, soweit mein Einfluß ausreicht, gut gespielt und würdig überhaupt dargestellt werde, so verspreche ich mir einen glücklichen Erfolg und glaube, daß wenn selbst die Darstellung um einige Tage aufgeschoben werden sollte, sie doch gewiß noch im Januar erfolgt. Auf jeden Fall melde ich Ihnen selbst oder durch jemand anders noch einmal den ganz festen Tag der Aufführung und es wird uns Allen hier eine große Freude machen Sie alsdann auf einige Zeit hier zu sehen. Es wird mir sehr angenehm sein, da ich Ihnen schon so manches vorgelesen habe, Ihnen Ihr eigenes Gedicht vorzutragen, das bei dem kleinen Publikum dem ich es bis jetzt zu verschiedenen malen mitgetheilt habe, großen Beifall gefunden hat. Auch Ihren Wunsch etwas über dieses Gedicht öffentlich zu sagen, denke ich zu erfüllen und an einem Orte, wo es Ihnen hoffentlich nicht unangenehm sein wird. Sprache und Vers könnten hie und da mehr ausgearbeitet sein: der Ausdruck schwankt: hie und da, auch im Anfang erinnert er an Kleist, dem man nicht entlehnen soll: aber mit allen Fehlern, die die Kritik vielleicht entdecken kann und soll, hat mir seit dem Homburg kein dramatisches Gedicht eine so reine Freude gemacht. Wahre Begeisterung hat es hervorgebracht, darum muß es auch Andre begeistern. — Mündlich mehr, jetzt nur noch die Versicherung, daß ich mit wahrer Liebe und Hochachtung bin und bleibe

Ihr wahrer Freund

L. Tieck.

Dresden, den 14. Februar 1827.

Mein theuerſter Freund.

Zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihre Briefe ſo lange ohne Antwort gelaſſen und Ihnen auch noch über Ihr anderes Schauſpiel*) nichts geſagt habe. Glauben Sie mir aber, keine Nachläſſigkeit oder verminderte Freundſchaft iſt Schuld an der Verzögerung, ſondern überhäufte Geſchäfte und Arbeiten, mit Unpäßlichkeit wechſelnd. — Ich hatte, aufrichtig geſtanden, bei Ihrer Verſtimmung und Kränklichkeit dies neue Schauſpiel noch lange nicht erwartet, denn ein ſolches Schauſpiel verlangt den ganzen Menſchen und volle Kraft, es kann zuweilen den Geſunden krank, ſchwerlich den Kranken, Ueberreizten geſund machen. Ich las es ſogleich mit der größten Begierde und finde, daß ich Ihnen denn doch nicht gut gerathen hatte. Nachdem ich Ihr Schauſpiel drei-, viermal wieder durchgeleſen habe, fühle ich immer deutlicher was ich ſchon das erſte Mal ſah, daß die eigentliche Kraft und Begeiſterung, der Enthuſiasmus des Tragiſchen und daher die Wahrheit und Ueberzeugung mangelt. Sie haben zu ſchnell, zu ſehr um zu arbeiten, gearbeitet. Ich glaube auch, daß die Scene nicht in Nürnberg, ſondern etwa in Mailand, und zwar in einer früheren Zeit ſein müſſe. So wie es da iſt erſcheint der Gegenſtand zu kleinlich und, wie geſagt, ohne Motive. Es wird Ihnen gewiß, wenn Sie die Sache ein wenig ruhen laſſen, nicht ſchwer werden, die eigentliche Begeiſterung, die Leidenſchaft für den Gegenſtand zu finden, wodurch ſich doch nur der Enthuſiasmus dem Zuſchauer mittheilt.

Ich geſtehe unverholen, daß es mir nicht lieb iſt, daß Sie Ihren anderen Freunden Ihr Gedicht gezeigt haben: auch der Stich — darüber kommen Meinungen, von den Schauſpielern ganz ſchiefe Urtheile heraus, die auch der künftigen Umarbeitung ſchaden können. Sowie das Stück jetzt daliegt, rathe ich nicht es irgend einer Bühne anzubieten. Ich wünſchte nur, wir hätten

*) das Ehrenſchwerdt.

Gelegenheit uns mündlich über dieſen Gegenſtand zu beſprechen, weil die Briefe ſo gar ungenügend ſind, ſich auch die Sache nicht in ſo kurze Worte faſſen läßt. Ein Schauſpiel, welches auf der Parthei ruht, iſt überhaupt vielleicht das ſchwierigſte, weil die Grundſätze und Anſichten der Klugheit, Verfaſſung, Reform und Revolution in Leidenſchaft müſſen geſagt und mit den übrigen Leidenſchaften verbunden werden, dabei aber doch ſo viel Vernunft für ſich haben, daß ſie auch auf dieſem Wege täuſchen und beruhigen können.

Nehmen Sie die Freimüthigkeit, wie ſie gemeint iſt. Mein Gefühl iſt aufrichtig und für Sie wahrhaft zärtlich freundſchaftlich. Sie müſſen nach Alexander keinen Rückſchritt thun. Dieſer iſt auch keiner, nur zu eilig gethan, vorſchnell. — Kann ich von Alexander ein Exemplar mit meiner Vorrede, oder dieſe allein erhalten?

Warum ſind Ihre Briefe ſo ceremoniös, nicht ſo vertraulich wie die meinigen. —

In Eil. Ein andermal mehr.

Ihr aufrichtiger Freund

L. Tieck.

Dresden, den 24. Auguſt 1827.

Mein theurer Freund.

Nur kurz, da ich alles auf unſer mündliches Geſpräch verſparen muß. Sie haben viel und gut geändert und doch fehlt nach meiner Einſicht das Dramatiſche, die Ueberzeugung, das Wichtige. Sie kommen mit Nürnberg nicht durch, es geſtaltet ſich nicht, dabei müſſen die Ariſtokraten wenigſtens eben ſo viel Recht als die Demokraten haben; etwa in Mailands anderem Herzogthum, die Visconti, oder ſpäter die Sforza. Ich habe Raumer vorläufig darüber geſprochen: das Werk iſt bis jetzt zu ſehr Erzählung, Motiv und Charakter ſind gegeben genommen,*) Johann und die Mädchen ſind zu paſſiv, Nicolaus zu ſchlecht

*) Nicht anders zu leſen.

und unwahr, der Kaiser ohne Gewicht und Zacharias etwas manierirt, und von der neuen Zeit zu sehr tingirt. Größer, tragischer, heftiger wünschte ich Alles. Nun lassen Sie sich nicht durch mein Hofmeistern verstimmen. Ich glaube gleich der erste Wurf ist in die unrechte Bahn hinein gethan und dem ist vielleicht nicht wieder abzuhelfen. Herzoge, Mailand, Adel, ein großer Kaiser, der mehr wirkt, scheinen mir unerläßlich. Aber ich kann mich irren.

Mit der herzlichsten Freundschaft

Ihr

L. Tieck.

Berlin, den 5. Januar 1846.

Mein theurer Freund.

Sehr schmerzt es mich, hören zu müssen, daß Sie wieder leidend sind. Mein Befinden ist wieder besser, sowie das der Gräfin, die Sie und Ihre Gemahlin herzlich begrüßen läßt: dann füge ich meine Glückwünsche für Sie zum neuen Jahr hinzu, sagen Sie diese auch der herzlich guten Immermann, deren letzter schöner Brief mich sehr erfreut hat. Wären mir nicht immer Hindernisse in den Weg getreten, so hätte ich schon längst geschrieben.

Was die Briefe meiner Tochter betrifft, so bitte ich Sie recht dringend sie mir im Original zu senden. Ich habe hier einen sehr guten und schnellen Abschreiber, der in Einem oder Zwei Tagen das Ganze vollenden wird, und ich gebe Ihnen mein heiliges Wort, daß keine Zeile soll verloren gehn und daß ich nach vollendeter Abschrift die Briefe Ihnen sogleich wieder zurücksende. Ich zweifle nicht, daß Sie mir diese Gefälligkeit erweisen werden.

Ich bin dabei meine dramaturgischen Blätter fortzusetzen und dabei frühere Vorreden abdrucken zu lassen. Dabei werde ich natürlich Gelegenheit finden, Ihre Arbeiten wieder rühmlich

zu erwähnen. Schade daß Sie nicht mehr für das Theater gearbeitet.

Mit Liebe und Vertrauen

Ihr ergebener Freund

L. Tieck.

Berlin, den 18. März 1846.

Geliebter Freund.

Wie schmerzlich die Blätter mich angeregt haben, die ich Ihnen mit meinem Dank zurücksende, können Sie sich denken, da Sie mich verstehen wie ich meine; besonders da ich sehe und ahnde, daß Dorothea mir so manches verschwiegen, nicht das wahre herzliche Vertrauen zu mir gehabt hat, wie ich es auch immer fühlte und recht gut weiß, woher es sich schrieb. Sie hätten mir vielleicht darum auch die zurückgehaltenen Blätter senden können. Mein Schicksal war einmal so fest gestellt und es ist mir ohne meine Schuld geschehen.

Grüßen Sie herzlich die Ihrigen, auch die Immermann und Schnaases, und wer sich meiner erinnert, die Familie Sybel. Wie geht es Ihnen? Sie waren kränklich, als ich Sie sah, auch bedeutend magerer geworden.

Die Gräfin begrüßt Sie herzlich. Mein Zustand bei Ihrer Anwesenheit war so bedenklich, daß ich Ihre Freundschaft nicht genießen konnte.

Ich bin besser aber sehr schwach und immer müde, jede Beschäftigung, auch die kleinste, greift mich an. Wann wird es besser werden? — Wie viele Freunde, Geliebte, theure Menschen sind mir während meines langen Lebens abgestorben und fast alle jünger als ich. Diese Schmerzen sollte ich gewohnt sein. Aber wie meine früheste Jugend mir zum Angreifen nahe steht als wäre alles Frühe seit vorigem Sommer, so vernarben auch meine Schmerzen nicht, vielmehr werden sie mit der Zeit empfindlicher, mir mehr bewußt.

L. Tieck.

Berlin, den 21. März 1847.

Geehrter Freund.

Wie sehr erfreut bin ich, da ich vor Kurzem gehört habe, daß es mit Ihrer Gesundheit wieder besser steht. Es waren recht traurige Nachrichten, die wir empfingen, und daß wir vernahmen, das Bad habe nicht gut auf Ihren Zustand gewirkt. Dies Jahr ist für alle Menschen ein schlimmes und gefährliches gewesen. Es ist Ihnen vielleicht das Gerücht zugekommen, daß auch ich viel ausgestanden habe und dem Grabe ganz nahe war. Jetzt geht es mir so erträglich. Grüßen Sie doch herzlich Ihre theure Gattin von mir, von der ich voraussetze, daß sie sich wohlbefindet. Eben so den Herrn Schnaase und Herrn von Sybel — vorzüglich aber unsere Freundin, die theure Immermann, die mir vergeben muß, daß ich ihr auf ihre schönen Briefe nicht geantwortet habe. Diese lasse ich sehr ersuchen und bitten, mir doch die Briefe, die ich an Immermann zu verschiedenen Zeiten geschrieben, gefälligst zusammen zu suchen und so bald wie möglich herzusenden. Liegt ihr an diesen Papieren etwas, werde ich sie ihr nach dem Gebrauch wieder zustellen. Ich komme in die Versuchung, damit die Bitte zu verknüpfen, vielleicht einige bedeutende von bekannten Autoren hinzuzufügen, weil ich jetzt mit dem Ordnen meiner Correspondenz zur Herausgabe fast fertig bin. Wenn Sie einige Briefe von mir aufbewahrt haben sollten, ersuche ich Sie ebenfalls darum, die ich Ihnen recht bald wieder zustellen will.

Mit Professor Röstel, der Sie im Bade gesehen hat, habe ich viel von Ihnen gesprochen. Dieser feine, verständige Mann wird Ihnen sehr wohl gethan haben: er scheint mir einer von den wenigen ächten Menschen zu sein.

Nun leben Sie wohl. Der Himmel erhalte Sie und die Ihrigen.

Ihr treuer Freund

L. Tieck.

# Briefe Dorothea Tieck's.

## Friedrich von Uechtritz an seine Schwester Asta zur Einleitung zu Dorothea Tieck's Briefen.

---

Meine geliebte Asta.

Noch nie bin ich so im Laufe weniger Tage von Schmerz und Freude abwechselnd bewegt worden, als in dieser letzten Zeit. Kurz vor dem Eingange Eurer lieben Briefe, hatte ich eines Morgens ein Schreiben des Baron von Bülow empfangen, worin mir dieser im Auftrage Tiecks den Tod Dorotheens, meiner herrlichen unvergleichlichen Freundin, anzeigte, die ich so gesund und kräftig verlassen hatte. Noch um Neujahr schrieb sie mir sehr heiter und fröhlich. So habe ich also im Laufe eines Jahres einen Freund, wie Immermann, und die beiden treuesten und edelsten Freundinnen, die mir das Schicksal vergönnt hatte, verloren. Wer durfte sich in dieser Beziehung reicher nennen als ich? Ihr habt Dorotheen gekannt, doch mehr ihre Gestalt und ihr äußeres Wesen, als den himmlischen Kern, der davon umhüllt war. Man kann nicht wünschen, sie ins Leben zurückzurufen. Sie ist wie wenige vorbereitet in das, was ihre Heimath war, eingegangen. Und doch, — wenn man an den armen Vater, und besonders die arme Schwester denkt, will auch dieser Trost nicht genügen. Wenn auch sie mit dem Leben, in großartiger Ergebung abgeschlossen hatte, ihr Leben und Wirken war noch für andre, für ihre Lieben und Freunde von unersetzlichem Werthe. Mir hat sie in dem Briefwechsel, den sie mit mir geführt hat, einen kostbaren Schatz hinterlassen, für dessen Aufbewahrung und Erhaltung ich alle Sorge tragen werde. Den Ge-

danken, ihr ein öffentliches Denkmal zu ſetzen und darin das Mittheilbare jener herrlichen Briefe aufzunehmen, habe ich zwar wieder aufgegeben, um ihre beſcheidne Größe nicht zu verletzen. Doch dieſe Briefe dürfen nicht untergehen, damit es noch einmal der ſpäteren Nachwelt möglich gemacht werde, ſich das Bild dieſes hohen und reinen Characters zu vergegenwärtigen.

Dresden, den 15. Juli 1831.

Sie haben mich dadurch, daß Sie einen fremden Engländer anſtiften mir zu ſchreiben, in große Verlegenheit geſetzt, und zur Strafe dafür erhalten Sie nun ſtatt ſeiner die Antwort. Es kommt mir gar zu ſeltſam vor, einem Menſchen zu ſchreiben, den ich gar nicht kenne; auch wird es ihm vielleicht ſchwer, deutſche Schrift, beſonders die meinige, zu leſen, und einen engliſchen Brief habe ich in meinem Leben noch nicht geſchrieben und würde ihn auch wohl nicht zu Stande bringen: darum halte ich es denn für das Beſte, ihm durch Sie die Antwort ſagen zu laſſen. Mein Vater hätte Ihnen gern ſelbſt geſchrieben; aber er hat in dieſem Augenblick wirklich ſo viel zu thun, daß es ihm nicht möglich iſt, um mehrere Novellen, die für das nächſte Jahr verſprochen ſind und die er auch ſchon angefangen hat, zu beendigen; beſonders da ein Schnupfenfieber ihn in der letzten Zeit ſehr am Arbeiten gehindert hat. Er grüßt Sie herzlich und trägt mir auf Ihnen zu ſagen, daß ſchon vor einigen Jahren eine Ueberſetzung des Dichterlebens angekündigt aber nicht erſchienen ſei, und jener Ueberſetzer, deſſen Namen er aber nicht weiß, alſo die Sache gewiß aufgegeben habe. Es wird ihn ſehr freuen, wenn die junge Dame ihren Vorſatz ausführt, und er wünſcht und bittet ſie, das Feſt zu Kenilworth auch zu überſetzen, weil es faſt nothwendig iſt, beſonders um den zweiten Theil des Dichterlebens zu verſtehen. Wollen Sie ſo gut ſein, dies dem Engländer zu ſagen, ihm meine und meines Vaters Empfehlung zu

machen, und mich zu entſchuldigen, daß ich ihm nicht ſelbſt antworte. Ich bin überzeugt, daß das Dichterleben in England vielen Beifall finden wird, wenn die Ueberſetzung nur einigermaßen gelingt, und bei der Dame verräth es viel Sinn für Poeſie und eine große Kenntniß unſrer Sprache, daß ſie gerade dieſe Novelle wählt. Ich glaube, das Ueberſetzen iſt eigentlich mehr ein Geſchäft für Frauen als für Männer, gerade weil es uns nicht gegeben iſt, etwas Eigenes hervor zu bringen.

Wir haben immer gehofft, Sie würden uns einmal Nachricht von ſich geben und meinem Vater Ihr Trauerſpiel ſchicken. Wir erzählten ihm davon und er intereſſirt ſich ſehr dafür, und es iſt wirklich nicht recht von Ihnen, daß Sie es ihm nicht mitgetheilt haben, es würde ihm, ſchon an ſich ſelbſt, große Freude machen, und ihm als ein Zeichen des Vertrauens von Ihnen doppelt werth ſein. Es that ihm ſehr leid, Sie im vorigen Sommer verfehlt zu haben, und es würde ihn ſehr erfreuen, wenn Sie einmal wieder herkämen und einige Zeit hier bleiben könnten; doch in dieſer unglücklichen, unruhigen Zeit kann man an keine Zukunft denken, und muß nur froh ſein, jeden Tag zu verleben, ſo gut es gehn will.

Vor Kurzem hat mein Vater Ihren Alexander wieder zweimal vorgeleſen, er verfehlt ſeine Wirkung nie, weder auf die, welche ihn noch nicht kannten, noch auf uns, die ihn faſt auswendig wiſſen. Leider kann er hier jetzt nicht gegeben werden, da es uns noch immer an einer tragiſchen Schauſpielerin fehlt. Können Sie ihn aber nicht in Wien geben laſſen? ſo viel ich von Löwe und Anſchütz weiß, würden beide gewiß als Alexander und Darius ſehr gut ſein, und die Gley würde die Statira ganz vorzüglich ſpielen. Die Gley kam, auf ihrer Reiſe nach Berlin, vor kurzem hier durch, um Gaſtrollen dort zu geben. Sie iſt in Wien ſehr glücklich und zufrieden. Sie erzählte mir, daß Schreivogel Ihre Roſamunde ſchon bekommen habe, ſie hatte ſie noch nicht geleſen.

Mein Vater iſt den Winter durch faſt immer wohl geweſen, und braucht auch dieſen Sommer kein Bad. Wir bleiben alle

ganz ruhig in Dresden und leben ziemlich einsam, weil die meisten unsrer Bekannten auf dem Lande oder verreist sind. Oehlenschläger war einige Wochen hier. Er hat uns allen sehr gefallen und ist durch die Recension des Correggio so wenig gekränkt, daß er herzlicher und liebevoller gegen meinen Vater war, als je zuvor. Er las uns einige noch ungedruckte Sachen vor, die uns sehr gefallen haben.

Verzeihen Sie diesen confusen Brief, und seien Sie nicht böse, daß ich Sie mit diesem Auftrag belästige. Meine Mutter, Schwester und die Gräfin grüßen Sie herzlich, und ich bin mit der größten Hochachtung

Ihre ergebene

Dorothea Tieck.

Dresden, den 17. October 1831.

Schon seit lange hat mein Vater die Absicht Ihnen zu schreiben, theurer Freund, da er es aber vielleicht noch nicht so bald thun wird, muß ich es übernehmen Ihnen Nachricht von uns zu geben. Ich weiß nur zu wohl, welch ein schlechter Ersatz dies für Sie ist, und erscheine mir selbst sehr anmaßend, indem ich Ihnen schreibe, denke aber doch, es ist Ihnen lieber als wenn Sie gar nichts von uns erfahren.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihren Brief, und danke Ihnen in unser Aller und besonders in meines Vaters Namen für Ihre Rosamunde, mehr als ich es Ihnen aussprechen kann. Mein Vater will Ihnen selbst seine Meinung darüber schreiben, aber weil dies sehr ausführlich geschehen soll, und er sich überhaupt schwer zu einem Brief entschließt, wird es wohl nicht so bald geschehen. Ich kann Ihnen vorläufig sagen, daß er ganz und durchaus zufrieden ist, ja, daß er entzückt und begeistert ist, sollte ich lieber sagen, denn jeder andre Ausdruck scheint mir zu kalt. Dreimal hat er uns die Rosamunde vorgelesen, und ich wünsche dann nur immer, Sie wären hier und könnten ihn darüber sprechen hören, und sich an seiner Freude erfreuen, daß unsre arme betrübte Zeit so etwas Großes und Edles hervorgebracht

hat. Ich wußte zum Voraus, daß dies Gedicht ihm gefallen mußte, und drang deswegen darauf, daß Sie es uns ſchicken möchten. Alle meine Zweifel, die ich auch damals gegen Sie ausſprach, ob es auf der Bühne von Wirkung ſein könne, erſcheinen mir jetzt recht vermeſſen, da mein Vater, gleich wie er es nur einmal geleſen hatte, entſchloſſen war, es hier zu geben. Jetzt da ich es öfter und nicht ſo unterbrochen geleſen, bin ich auch überzeugt, daß die Darſtellung keine Schwierigkeiten haben kann; dann war ich in der vorigen Woche einige Tage auf dem Lande bei Lüttichau's, wo wir wieder die Roſamunde mit einander laſen, und zu meiner großen Freude Lüttichau ſogleich beſchloß, ſie ſo bald als möglich zu geben; ja, mich ſogar ganz im Ernſte auszankte, daß ich ſie nicht gleich den vorigen Sommer hier behalten hatte. Mir ſchien damals für unſre Bühne die Schwierigkeit zu groß, es würdig zu beſetzen, da wir jetzt, genau genommen, weder eine Roſamunde noch einen Alboin haben; aber mein Vater ſagt, kein Theater dürfe es ſich entgehen laſſen, durch ein ſolches Werk ſich ſelbſt zu ehren, auch ſei es nicht nur ſo ſchön ſondern auch ſo dramatiſch, daß es immer noch, trotz aller Mängel der Darſtellung, den größten Eindruck machen müſſe. Weshalb man es in Berlin nicht angenommen hat, iſt mir unbegreiflich, da dies doch das eigentliche Rollenfach der Crelinger iſt, und ſie gar nichts ſpielen kann, wenn ihr dies nicht zuſagt. Ob man es in Wien einſtudirt, weiß ich nicht, ich habe die Gley darum gefragt, aber noch keine Antwort erhalten; ich wünſche jetzt faſt, daß es dort noch nicht ſo ſchnell gegeben wird, damit es auf unſrer Bühne zuerſt erſcheint. Statt der Gley ſind jetzt hier zwei junge Mädchen engagirt, beide recht hübſch und nicht ohne Talent, aber noch ſo wenig geübt und ſo unbedeutend, daß man ihnen die Roſamunde nicht anvertrauen kann, deshalb iſt ſie der Mevius zugetheilt worden, der auch eigentlich das Fach, wozu man die Roſamunde doch rechnen muß, gehört. Freilich iſt ſie etwas zu alt und zu ſcharf in ihrem Spiel, doch hat ſie viel Kraft und Feuer, und giebt einige Rollen, wie z. B. die Orſina, daß man ſie kaum beſſer ſehen kann, auch hat ſie Verſtand und

weiß sich meines Vaters Rath recht gut anzueignen. Den Alboin wird wohl der jüngere Devrient bekommen, der jetzt hier engagirt ist; er ist freilich etwas zu jung und zu zart für die Rolle, doch hat er viel Haltung und ein sehr schönes Organ, ist dabei ein gescheuter sinniger Mensch. Den Helmichis würde dann der andre Devrient bekommen. Der alte Longobarde und Gepide werden durch Verdy und Pauli sehr gut besetzt sein, beide hörten das Stück neulich bei uns lesen und interessirten sich gleich sehr dafür, und da sie jetzt unsre Regisseure sind, ist dies nicht unwichtig. Wir sind recht viel mit Ihnen und Ihrem Gedicht beschäftigt, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich dies alles Ihretwegen freut, da ich denke, die Anerkennung meines Vaters wiegt bei Ihnen das verkehrte Urtheil viel verkehrter, wenn auch wohlmeinender Menschen auf, und ist Ihnen ein Sporn, die Welt und Ihre Freunde bald wieder durch ein schönes Werk zu erfreuen. Auch wegen meines Vaters freut es mich so sehr, daß er wieder einmal etwas auf die Bühne bringen kann, woran er so warmen Antheil nimmt.

Mein Vater ist wohl und sehr fleißig: zwei Novellen sind fertig und eine, der Mondsüchtige, in der Urania schon gedruckt, ich finde sie sehr schön, und man sollte glauben, er habe sie in seiner Jugend geschrieben. Die zweite, der Jahrmarkt, ist ganz heiter und gefällt mir auch sehr, aus der dritten, die noch nicht beendet ist, kann ich noch nicht recht klug werden. Ich bekomme immer die Correcturbogen und bin also nach dem Setzer der erste Leser und Kritiker.

Ihr Bruder ist vor einiger Zeit bei uns gewesen, es thut mir leid, daß ich ihn nicht gesehen habe, er muß Ihnen sehr ähnlich sehen, denn mein Vater hat ihn gleich umarmt, weil er geglaubt hat, daß Sie es wären.

Immermann ist viel bei uns gewesen und wird Ihnen manches von uns erzählen können; ich habe mich sehr gefreut, von ihm zu hören, wie heiter und zufrieden Sie in Düsseldorf leben. Er hat uns seinen Merlin vorgelesen, der mir zu tiefsinnig ist und in dem ich Vieles nicht verstanden habe; was ich verstand,

habe ich aber sehr schön und merkwürdig gefunden. Die beiden ersten Stücke von Peter dem Großen haben viel Schönes, doch scheint mir zu viel Intrigue darin zu sein, und fast alle Charactere haben etwas Verschrobenes, was einen unangenehmen Eindruck macht. Das Edle, Großartige, was in der Rosamunde so wohlthuend wirkt, und was uns wie ein Spiegel der Seele scheint, woraus es geflossen, fehlt in jenem, und deshalb macht es nicht den ächt tragischen Eindruck. Immermann ist sehr geistreich und interessant, doch kann ich nicht läugnen, daß in seinem Wesen etwas Unheimliches liegt, wozu man kein Vertrauen fassen kann. Verzeihen Sie, daß ich mein Gefühl so unverhohlen ausspreche; es ist wohl nicht recht, denn ich glaube er ist Ihr bester Freund, doch da es einmal geschrieben ist, kann ich es nicht mehr ändern.

Wir erwarten jetzt die Cholera täglich; doch ist man hier nicht so ängstlich und spricht nicht so viel davon als in Berlin. Ich kann diese Furcht nicht begreifen, da wir doch überzeugt sind, daß wir keinen Augenblick eher oder später sterben, als es Gottes Wille ist, und da, auch ohne Cholera, uns der Tod täglich so nahe steht. Doch viele Menschen thun wirklich, als wären sie bis jetzt unsterblich gewesen, und das Sterben eine ganz neue Erfindung von 1831.

Leben Sie wohl, und rechnen Sie es mir nicht zu, daß ich Ihnen schreibe, und meinem Vater nicht, daß er Ihnen nicht schreibt. Er ist in seiner Freundschaft unveränderlich wie im Aufschieben aller seiner Briefe und Arbeiten; die Novellen sollten längst fertig sein, denn alle anderen Taschenbücher liegen schon auf allen Ladentischen. Kommen Sie nur künftigen Sommer zu uns, und geben Sie uns zuweilen Nachricht wie es Ihnen geht; halten Sie es aber nicht für eine Pflicht der Höflichkeit, gerade mir wieder zu antworten, es macht Ihnen natürlich mehr Vergnügen, meinem Vater zu schreiben als mir, und wir Andern sind zufrieden, wenn wir erfahren, daß Sie wohl und heiter und fleißig sind.

Dorothea Tieck.

Dresden, den 31. Mai 1832.

Theuerſter Freund, ich hätte Ihren ſchönen Brief ſchon früher beantwortet, und wollte nur die Aufführung der Roſamunde abwarten, um Ihnen zugleich Nachricht davon zu geben. Geſtern war ſie nun endlich, und Sie können überzeugt ſein, daß von Seiten der Direction und der Schauſpieler kein Fleiß geſpart iſt. Letzteren hat mein Vater das Stück einige Mal vorgeleſen, und den beiden Frauen die Rollen noch beſonders einſtudirt, iſt dann auch bei allen Proben zugegen geweſen, und hat wirklich mehr Intereſſe dafür gehabt, als er für ein eignes Werk haben würde. Das Theater war ſehr voll und es herrſchte die größte Stille und Aufmerkſamkeit; die Mevius war, dafür daß ſie nicht ſo viel Jugend und Kraft hat, als dieſe Rolle fordert, ſehr gut, ſie hat ſie mit wahrer Liebe und Begeiſterung einſtudirt, und das ſah man auch in ihrem Spiel. Der ältere Devrient Alboin gefiel mir von Allen am beſten, er hatte ein wunderſchönes Coſtüme und machte ſchon beim erſten Auftreten einen großartigen poetiſchen Eindruck, auch der jüngere Devrient wußte den Helmichis beſſer herauszubringen, als ich ihm zugetraut hatte. Kurz, man kann die Vorſtellung, im Ganzen genommen, eine gute nennen, ſo viel auch bei einem ſo tiefſinnigen Werk und in ſo ſchweren Rollen immer noch zu tadeln bleibt. In den beiden erſten Acten wurden die Mevius, beide Devrients und Pauli einige Mal applaudirt, der dritte und vierte Act gingen ruhig vorüber, ſchon während des fünften entſtand eine gewiſſe ängſtliche Unruhe, und am Schluß, da Einige applaudiren wollten, wurde gepocht, nicht ſo viel, daß man ſagen kann, es ſei durchgefallen, aber Lüttichau und Vater ſind doch noch unſchlüſſig, ob es wiederholt werden kann. Es wird mir recht ſchwer, Ihnen dies zu ſchreiben, aber ich denke, Sie müſſen es ja doch erfahren. Es kann Ihnen wohl kaum ſo unangenehm und betrübt ſein, als es mir iſt, und der geſtrige Abend hat mich ſo angegriffen, daß ich wirklich krank bin, ſo peinlich war mir die zunehmende Verſtimmung, die man unter den Zuſchauern

bemerkte. Aergern und kränken Sie sich nicht, bester Freund, und lassen Sie Ihren heitern Muth nicht trüben, die Menschen sind nun einmal dumm und wir können das nicht ändern. Etwas wahrhaft Großes wird ja nie verstanden. Glauben Sie wohl, daß man bei Tasso und Iphigenia nicht schon im ersten Act anfangen würde zu pochen, stände nicht der Name Goethe auf dem Zettel, nur die Auctorität hält diese Gedichte. Die Leute sitzen mit schwerer Langeweile im Theater und gehen nur Ehren halber das nächste Mal wieder hin, weil sie denken, es muß wohl schön sein. Shakespeare gefällt wegen des Reichthums an Begebenheiten und Menge der Personen, Schiller ist einmal angenommen und doch merkt bei seinem schönsten Werk, den Räubern, kein Mensch, worauf es eigentlich ankommt. Das Pikante der Situation und der unnatürliche Charakter des Franz interessirt, aber in den tiefen Sinn des Dichters dringt Keiner ein. So ist es mit der Rosamunde, das ganze Stück geht aus einer Seelenstimmung hervor, die ganz neu und wahrhaft tragisch ist; dies, was für uns, die wir uns bemühn in den Sinn des Dichters einzugehn, die Schönheit des Gedichtes ausmacht, versteht das sogenannte Publicum nicht, sie begreifen einfach nicht, was diese Frau will, und statt zu überlegen, daß man ein solches Werk wie eine große Oper öfter hören muß, um es zu verstehen, bilden sie sich ein, sie müssen den guten Geschmack retten. Ich möchte mit Hamlet sagen: Es ist Caviar für die Menge. Doch genug davon. Ich schreibe Ihnen heut mit wahrhaft betrübtem Herzen. Ihre Briefe sind so schön und machen uns Allen immer so große Freude; wie gern schriebe auch ich Ihnen immer etwas Erfreuliches, und muß Sie nun heute kränken. Ich fürchte, dies macht Sie wieder melancholisch und Sie bekommen eine Abneigung gegen Dresden; doch denken Sie, daß Ihre besten Freunde und Ihre größten Bewunderer auch hier sind, und lassen Sie sich nicht abschrecken, den nächsten Sommer her zu kommen, und dann bringen Sie uns Ihre Chaldäer mit, die gewiß bei Ihrer reichen Phantasie und Ihrem großen Talent zum Tragischen sehr schön werden. Ich bin sehr

begierig darauf und kann es mir gar nicht denken, doch der Stoff ist schön und es gelingt Ihnen gewiß. Ihre Rosamunde hat Ihnen in unserm, und auch in dem größern, vornehmen Zirkel viel Freunde erworben, es ist nur ein Unglück, daß das Publicum immer von Wenigen und gerade den Dummen beherrscht wird, und die Besseren sich in keinen Kampf mit diesem Theaterpöbel einlassen wollen.

Haben Sie noch tausend Dank für Ihren letzten schönen Brief. Ich bin jetzt jenem Engländer recht dankbar, der die erste Veranlassung zu einer Correspondenz mit Ihnen war. Sie kommen freilich sehr dabei zu kurz, und ich schäme mich immer, wenn ich daran denke, wie dumm und albern Ihnen meine Briefe vorkommen müssen. Es freut mich sehr, daß Sie in Ihrer Bewundrung des Donauweibchens von meinem Vater ganz mit mir übereinstimmen, ich habe es oft gelesen und mich immer sehr gegrämt, daß es nicht vollendet ist. Ueber den Hexensabbath kann ich Ihr Gefühl nicht so ganz theilen, so viel Schönes im Einzelnen darin ist, wozu ich besonders die Scene bei der alten Bettlerin rechne, so hat mir doch die Geschichte der Katharina etwas sehr herbes und ich begreife nicht, wie eine Frau, die, ob nun durch das Schicksal oder ihre Schuld, so entsetzliche Dinge erlebt hat, noch ein so heitres, ich möchte sagen, leichtsinniges Leben führen kann; das Gefühl des Robert, sich ganz von der Welt zurückzuziehen, scheint mir viel natürlicher. Sie haben Recht, daß dieser Gnosticismus nur als eine Phantasie behandelt werden kann; so aufgestellt, wie er von Immermann wird, ist er mir wenigstens sehr störend; den Jahrmarkt liebe ich besonders, weil er ein so harmloses und reines Vergnügen gewährt, bei allem Witz so fern von jeder Bitterkeit. Der Mondsüchtige wird Ihnen gewiß gefallen. Ich muß bekennen, daß unter allen Novellen meines Vaters mir keine so hoch steht als der erste Theil des Dichterlebens; so schön die andern auch sind, so kommt mir diese doch immer als ganz einzig und unerreicht vor, weshalb es so ist, davon kann ich mir keine Rechenschaft geben und ich glaube, es giebt wie zu

Menſchen auch eine Sympathie zu Dichtungen, und wir können bei dieſen wie bei jenen oft nicht ſagen, warum wir ſie ſo unbeſchreiblich lieben.

Ich habe im verfloſſenen Jahr den Dante ſo gründlich ſtudirt, als es mir möglich iſt. Jetzt leſe ich viel im Calderon, die religiöſen allegoriſchen Stücke finde ich wunderſchön, und das einzige in dieſer Art, was ſo wahrhaft empfunden iſt; von den Luſtſpielen ſind viele ſehr witzig, andre zu verwickelt und im Original ſchwer zu verſtehen. Haben Sie den Aufſatz von Raumer über Polen geleſen? Ich hoffe, Sie ſind nicht ſo Preuße, daß Sie ihn auch deshalb verfolgen. Ich begreife nicht, wie man einen Hiſtoriker wegen einer rein geſchichtlichen Darſtellung anfeinden kann. Wir leben in einer traurigen Zeit, man thut, als hätten wir nur die Wahl zwiſchen franzöſiſcher Anarchie und ruſſiſcher Knute, letztere ſcheint im nördlichen Deutſchland den Sieg davon zu tragen. Die Ausſicht in die Zukunft iſt trübe, nur die Religion und nächſt ihr Freude an Poeſie und ein wahres Gefühl für die Menſchen, die uns theuer ſind, kann uns Troſt und Muth geben.

Leben Sie nun wohl, liebſter Freund, denken Sie, daß es uns gewöhnlichen Menſchen auch oft nicht beſſer geht, als den Dichtern, das Beſte in uns wird oft verkannt, zurückgeſtoßen, und lebt doch zu unſrer eignen Erquickung in unſeren Herzen. Diesmal bitte ich Sie mir recht bald zu ſchreiben, denn ich ängſtige mich wirklich, wie dieſe Nachricht auf Sie wirken kann. Wenn die Roſamunde noch einmal gegeben wird, ſchreibe ich es Ihnen gleich.

Dresden, den 4. April 1832.

Tauſend Dank für Ihren Brief, theurer Freund, den ich ſchon längſt hätte beantworten ſollen; doch hatte ich in der letzten Zeit viel zu thun, und wirklich keine Zeit dazu. Es freut mich, daß Sie den Vorfall mit Ihrem Stück nicht wichtiger nehmen, als er es verdient. Daß Sie noch keine Nachricht aus Wien erhalten haben, wundert mich: mein Vater läßt Ihnen ſagen

wenn Sie dieſe bekommen, und ihm dann Ihr Trauerſpiel anvertrauen wollten, ſo wolle er es mit einer Vorrede begleitet herausgeben, und für einen Verleger ſorgen. Es wäre wohl gut, wenn Sie uns ſobald als möglich Nachricht geben könnten, ob Sie dieſen Vorſchlag annehmen; denn mein Vater ſchiebt, wie Sie wiſſen, ſeine Arbeit oft auf, und es möchte dann immer noch einige Zeit darüber hingehen.

Ich ſchicke Ihnen den Epilog mit, den mein Vater zu Goethes Andenken gedichtet hat; gewiß macht es Ihnen und Ihren Freunden Vergnügen, ihn ſo bald als möglich zu leſen, und da die Direction nur wenige Exemplare zum Vertheilen hat abdrucken laſſen, iſt er nicht zu bekommen. Vater war durch Goethens Tod ſehr angegriffen, und in der erſten Zeit in einer ſo gerührten, wehmüthigen Stimmung, daß wir uns ſeinethalb ängſtigten. Geſtern noch ſagte er etwas, was mir ſehr gefiel: Goethe habe ihm von Jugend auf wie ſein Stern vorgeleuchtet, und ſein Gefühl für ihn ſei wie das des Ferdinand für Egmont. Ich glaube, es iſt wenigen großen Geiſtern gegeben, ſich, wie mein Vater, ſo ganz ſelbſt vergeſſend in eine fremde Größe zu verſenken.

Machen Sie nur, daß Sie den Sommer her kommen, ſo ſehr viel kann die Reiſe doch nicht koſten. So viel ich mich erinnern kann, wohnten Sie das letzte Mal bei Ihren Verwandten; ſollte dies jetzt nicht angehn, oder Ihnen nicht gelegen ſein, ſo können wir Ihnen ein kleines Zimmer anbieten, und werden Sie mit Vergnügen bei uns ſehn, ſo lange es Ihnen gefällt. Mein Vater wird wohl dieſen Sommer keine Reiſe machen, und Sie träfen uns alſo auf jeden Fall. Was das hieſige Honorar betrifft, da kann ich Ihnen keinen beſondern Troſt geben: ſeit wir ſo glücklich ſind, eine Conſtitution zu haben, geht Alles ſehr knapp und kümmerlich bei uns zu, und die Kleinlichkeit erſtreckt ſich über das Größte wie über das Geringſte. Sonſt hingen dergleichen Dinge von der Theaterdirection ab, und in außerordentlichen Fällen wandte der Intendant ſich an den König, und wenn dieſer es genehmigte, ſo war es gut.

Jetzt kann kein Thaler beim Theater ausgegeben werden, den der Hausminiſter nicht bewilligt, der dabei nie ins Theater kommt und nichts davon verſteht; viel wird es alſo auf keinen Fall ſein.

Raumer iſt auf acht Tage herüber gekommen, und trotz der vielen Verdrießlichkeiten, die er erlebt hat, immer vergnügt und oben drauf, wie er es nennt. Er triumphirt auch etwas darüber, daß er ſich, wie er meint, in Hinſicht der Roſamunde nicht geirrt hat; daß es nehmlich ein großes poetiſches Werk iſt, aber nicht für die Bühne, und daß er Ihnen einen großen Gefallen gethan habe, weil Sie nun die Berliner Commiſſion für dumm erklären können, und das Trauerſpiel in ſeiner Würde bleibt. Mein Vater giebt ihm das alles nicht zu, und ſchiebt das Unheil nur auf Schauſpieler und Publicum. So ſehr ich Raumer liebe und verehre, ſehe ich doch ein, daß ſeinem Urtheil nicht immer zu trauen iſt, da er ſich zu leicht von ſeiner Umgebung, von der Gegenwart ſtimmen läßt. Er findet wirklich Raupach und Spontini viel beſſer, als Beide es verdienen. Mein Vater iſt darin ganz anders, und wenn Ihnen vielleicht früher ſein Tadel ſchroff und hart erſchien, ſo iſt auch dafür ſein Beifall ganz rein und unbeſtochen.

Alles, was Sie über die Katharina im Hexenſabbath ſchreiben, gefällt mir ſehr und iſt mir ganz aus der Seele geſprochen. Viele haben es aber übertrieben und behauptet, Poeſie und Kunſt mache die Religion ganz entbehrlich; doch wer gelitten und gekämpft hat, weiß es gewiß, daß es Stimmungen giebt, wo nur Eins helfen und lindern kann. Sagen Sie doch ſelbſt ſo ſchön: Muſik iſt Gift für den, der eine Seelenwund' im Buſen trägt. Die Stelle hat mir immer beſonders gefallen. Eben ſo gewiß iſt es aber auch, daß unſre Seele, die aus Gott geſchaffen iſt, nicht von jenen Dingen ſo mächtig durchdrungen und erhoben werden könnte, wenn ſie nicht ebenfalls von Gott ausgegangen und von ſeinem Hauch durchdrungen wäre. Deshalb halte ich auch das Vergängliche, Erbärmliche nicht ſo gefährlich, weil es von einer Seele, die Gott und ſeine herrlichſten Gaben gekoſtet hat, ohne Eindruck abgleiten muß. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Sie fragen mich, ob ich Virgil liebe, und ich antworte Ihnen nur, daß ich eben dabei bin, die Aeneide zum fünften Mal von Anfang zu Ende durchzulesen, so sehr liebe ich sie; auch wo die Schilderung der Kämpfe zu weitschweifig ist, erfreut mich die Lieblichkeit der Sprache und die schönen Episoden, die andern Gedichte kenne ich noch nicht. Es ist eigentlich eine Thorheit, daß ich so viele Zeit mit den alten Sprachen verliere, aber meine Leidenschaft dafür ist zu groß. Jetzt lese ich den Livius. Im Griechischen glaubte ich weiter zu sein, als ich jetzt zu meinem Kummer entdeckt habe. Ich las den Homer und das neue Testament ziemlich geläufig, finde aber jetzt beim Herodot, der doch leicht sein soll, wie viel mir fehlt, da ich oft nicht ohne Uebersetzung durchkomme. Man glaubt irriger Weise von mir, ich habe Talent zu Sprachen; es ist aber nicht wahr, die Grammatik wird mir schwer und ich kann mir die unregelmäßigen Regeln nicht merken. Lebten wir an Einem Ort, so könnten Sie mir zuweilen etwas helfen; aber so habe ich niemand. Sie werden mich wohl sehr verachten, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich keinen rechten Sinn für den Sophokles habe und ihn mehr im Glauben an seine Größe verehre. Homer erregt mir immer ein wahres Entzücken und viele Stücke von Euripides machen mir eine große Freude, aber im Sophokles ist mir etwas Fremdes, ich weiß nicht, worin es liegt. Ich habe ein Buch von Moor gelesen: Wanderungen eines Irländers zur Entdeckung einer Religion. Es ist viel Gutes darin, und was er von der disciplina arcani und den Gnostikern sagt, hat mich sehr interessirt; nur finde ich ihn oft ungerecht gegen die Protestanten, und er nimmt auch häufig einen Ton des Spottes und Witzes an, der bei solchem Gegenstand höchst unwürdig ist. Aber in der Hauptsache ist das Buch gut und deshalb thut es mir leid, daß es diese großen Mängel daneben hat. — — —
— — — — — — — — —

Dresden, den 15. December 1832.

Mit großer Sehnſucht habe ich einen Brief von Ihnen erwartet: es iſt recht betrübt, wenn man ſich eine Zeitlang täglich geſehen und Alles mit einander getheilt hat, nun plötzlich gar nichts von einander zu wiſſen; der Abreiſende, der viel Neues und, wie dies bei Ihnen der Fall war, Freudiges erlebt, empfindet dieſen Kummer weniger als die Zurückbleibenden. Ich dachte wohl, daß Sie nicht eher als in Düſſeldorf zum Schreiben kommen würden, und freute mich, durch Agnes etwas von Ihnen zu hören. Haben Sie von uns allen den ſchönſten Dank für Ihren lieben Brief! Wir freuen uns recht, daß die Reiſe Ihnen gut bekommen iſt und daß es Ihnen bei uns gefallen hat. Wie oft, und bei wie vielen Gelegenheiten haben wir Sie vermißt und zurück gewünſcht; wir hatten kurz nach Ihrer Abreiſe noch ſo herrliches Wetter, wie ſchön hätten wir da die ſaure Milch noch eſſen können. Wären Sie nur länger bei uns geblieben; ich hätte gern noch über Vieles mit Ihnen geſprochen, und ich glaube, wir würden uns immer recht gut verſtehen: ich denke noch mit Vergnügen an Ihr Geſpräch mit Baudiſſin über die Religion, wo ich zwar nur ein ſtummer Zuhörer war, Ihnen aber im Herzen ſo ganz beiſtimmen konnte. Es iſt für mich ſchwer, bei uns an einem Geſpräch Theil zu nehmen, weil die Gräfin ſo ſehr verletzbar iſt und Dinge empfindlich nimmt, bei denen man es nicht begreifen kann. Sie haben es vielleicht nicht bemerkt; aber als Sie einen Morgen mit meinem Vater über den Egmont ſprachen, hatte mir die Gräfin die wenigen Worte, die ich ſagte, ſo übel genommen, daß ſie mehrere Tage nicht mit mir reden wollte; ſo etwas ſuche ich natürlich zu vermeiden, und fühle mich deshalb in ihrer Gegenwart immer genirt. Daß es ſich in Berlin nicht angenehm lebt, kann ich mir denken, und Sie ſind gewiß in Düſſeldorf viel glücklicher in einer gewiſſen Abgeſchiedenheit von der Welt und doch nicht einſam; es wäre recht ſchön, wenn wir Sie dort einmal beſuchen könnten, dazu iſt aber jetzt gar keine Aus-

Dresden, den 31. Mai 1832.

Theuerſter Freund, ich hätte Ihren ſchönen Brief ſchon früher beantwortet, und wollte nur die Aufführung der Roſamunde abwarten, um Ihnen zugleich Nachricht davon zu geben. Geſtern war ſie nun endlich, und Sie können überzeugt ſein, daß von Seiten der Direction und der Schauſpieler kein Fleiß geſpart iſt. Letzteren hat mein Vater das Stück einige Mal vorgeleſen, und den beiden Frauen die Rollen noch beſonders einſtudirt, iſt dann auch bei allen Proben zugegen geweſen, und hat wirklich mehr Intereſſe dafür gehabt, als er für ein eignes Werk haben würde. Das Theater war ſehr voll und es herrſchte die größte Stille und Aufmerkſamkeit; die Mevius war, dafür daß ſie nicht ſo viel Jugend und Kraft hat, als dieſe Rolle fordert, ſehr gut, ſie hat ſie mit wahrer Liebe und Begeiſterung einſtudirt, und das ſah man auch in ihrem Spiel. Der ältere Devrient Alboin gefiel mir von Allen am beſten, er hatte ein wunderſchönes Coſtüme und machte ſchon beim erſten Auftreten einen großartigen poetiſchen Eindruck, auch der jüngere Devrient wußte den Helmichis beſſer herauszubringen, als ich ihm zugetraut hatte. Kurz, man kann die Vorſtellung, im Ganzen genommen, eine gute nennen, ſo viel auch bei einem ſo tiefſinnigen Werk und in ſo ſchweren Rollen immer noch zu tadeln bleibt. In den beiden erſten Acten wurden die Mevius, beide Devrients und Pauli einige Mal applaudirt, der dritte und vierte Act gingen ruhig vorüber, ſchon während des fünften entſtand eine gewiſſe ängſtliche Unruhe, und am Schluß, da Einige applaudiren wollten, wurde gepocht, nicht ſo viel, daß man ſagen kann, es ſei durchgefallen, aber Lüttichau und Vater ſind doch noch unſchlüſſig, ob es wiederholt werden kann. Es wird mir recht ſchwer, Ihnen dies zu ſchreiben, aber ich denke, Sie müſſen es ja doch erfahren. Es kann Ihnen wohl kaum ſo unangenehm und betrübt ſein, als es mir iſt, und der geſtrige Abend hat mich ſo angegriffen, daß ich wirklich krank bin, ſo peinlich war mir die zunehmende Verſtimmung, die man unter den Zuſchauern

bemerkte. Aergern und kränken Sie sich nicht, bester Freund, und lassen Sie Ihren heitern Muth nicht trüben, die Menschen sind nun einmal dumm und wir können das nicht ändern. Etwas wahrhaft Großes wird ja nie verstanden. Glauben Sie wohl, daß man bei Tasso und Iphigenia nicht schon im ersten Act anfangen würde zu pochen, stände nicht der Name Goethe auf dem Zettel, nur die Auctorität hält diese Gedichte. Die Leute sitzen mit schwerer Langeweile im Theater und gehen nur Ehren halber das nächste Mal wieder hin, weil sie denken, es muß wohl schön sein. Shakespeare gefällt wegen des Reichthums an Begebenheiten und Menge der Personen, Schiller ist einmal angenommen und doch merkt bei seinem schönsten Werk, den Räubern, kein Mensch, worauf es eigentlich ankommt. Das Pikante der Situation und der unnatürliche Charakter des Franz interessirt, aber in den tiefen Sinn des Dichters dringt Keiner ein. So ist es mit der Rosamunde, das ganze Stück geht aus einer Seelenstimmung hervor, die ganz neu und wahrhaft tragisch ist; dies, was für uns, die wir uns bemühn in den Sinn des Dichters einzugehn, die Schönheit des Gedichtes ausmacht, versteht das sogenannte Publicum nicht, sie begreifen einfach nicht, was diese Frau will, und statt zu überlegen, daß man ein solches Werk wie eine große Oper öfter hören muß, um es zu verstehen, bilden sie sich ein, sie müssen den guten Geschmack retten. Ich möchte mit Hamlet sagen: Es ist Caviar für die Menge. Doch genug davon. Ich schreibe Ihnen heut mit wahrhaft betrübtem Herzen. Ihre Briefe sind so schön und machen uns Allen immer so große Freude; wie gern schriebe auch ich Ihnen immer etwas Erfreuliches, und muß Sie nun heute kränken. Ich fürchte, dies macht Sie wieder melancholisch und Sie bekommen eine Abneigung gegen Dresden; doch denken Sie, daß Ihre besten Freunde und Ihre größten Bewunderer auch hier sind, und lassen Sie sich nicht abschrecken, den nächsten Sommer her zu kommen, und dann bringen Sie uns Ihre Chaldäer mit, die gewiß bei Ihrer reichen Phantasie und Ihrem großen Talent zum Tragischen sehr schön werden. Ich bin sehr

begierig darauf und kann es mir gar nicht denken, doch der Stoff ist schön und es gelingt Ihnen gewiß. Ihre Rosamunde hat Ihnen in unserm, und auch in dem größern, vornehmen Zirkel viel Freunde erworben, es ist nur ein Unglück, daß das Publicum immer von Wenigen und gerade den Dummen beherrscht wird, und die Besseren sich in keinen Kampf mit diesem Theaterpöbel einlassen wollen.

Haben Sie noch tausend Dank für Ihren letzten schönen Brief. Ich bin jetzt jenem Engländer recht dankbar, der die erste Veranlassung zu einer Correspondenz mit Ihnen war. Sie kommen freilich sehr dabei zu kurz, und ich schäme mich immer, wenn ich daran denke, wie dumm und albern Ihnen meine Briefe vorkommen müssen. Es freut mich sehr, daß Sie in Ihrer Bewundrung des Donauweibchens von meinem Vater ganz mit mir übereinstimmen, ich habe es oft gelesen und mich immer sehr gegrämt, daß es nicht vollendet ist. Ueber den Hexensabbath kann ich Ihr Gefühl nicht so ganz theilen, so viel Schönes im Einzelnen darin ist, wozu ich besonders die Scene bei der alten Bettlerin rechne, so hat mir doch die Geschichte der Katharina etwas sehr herbes und ich begreife nicht, wie eine Frau, die, ob nun durch das Schicksal oder ihre Schuld, so entsetzliche Dinge erlebt hat, noch ein so heitres, ich möchte sagen, leichtsinniges Leben führen kann; das Gefühl des Robert, sich ganz von der Welt zurückzuziehen, scheint mir viel natürlicher. Sie haben Recht, daß dieser Gnosticismus nur als eine Phantasie behandelt werden kann; so aufgestellt, wie er von Immermann wird, ist er mir wenigstens sehr störend; den Jahrmarkt liebe ich besonders, weil er ein so harmloses und reines Vergnügen gewährt, bei allem Witz so fern von jeder Bitterkeit. Der Mondsüchtige wird Ihnen gewiß gefallen. Ich muß bekennen, daß unter allen Novellen meines Vaters mir keine so hoch steht als der erste Theil des Dichterlebens; so schön die andern auch sind, so kommt mir diese doch immer als ganz einzig und unerreicht vor, weshalb es so ist, davon kann ich mir keine Rechenschaft geben und ich glaube, es giebt wie zu

Menſchen auch eine Sympathie zu Dichtungen, und wir können bei dieſen wie bei jenen oft nicht ſagen, warum wir ſie ſo unbeſchreiblich lieben.

Ich habe im verfloſſenen Jahr den Dante ſo gründlich ſtudirt, als es mir möglich iſt. Jetzt leſe ich viel im Calderon, die religiöſen allegoriſchen Stücke finde ich wunderſchön, und das einzige in dieſer Art, was ſo wahrhaft empfunden iſt; von den Luſtſpielen ſind viele ſehr witzig, andre zu verwickelt und im Original ſchwer zu verſtehen. Haben Sie den Aufſatz von Raumer über Polen geleſen? Ich hoffe, Sie ſind nicht ſo Preuße, daß Sie ihn auch deshalb verfolgen. Ich begreife nicht, wie man einen Hiſtoriker wegen einer rein geſchichtlichen Darſtellung anfeinden kann. Wir leben in einer traurigen Zeit, man thut, als hätten wir nur die Wahl zwiſchen franzöſiſcher Anarchie und ruſſiſcher Knute, letztere ſcheint im nördlichen Deutſchland den Sieg davon zu tragen. Die Ausſicht in die Zukunft iſt trübe, nur die Religion und nächſt ihr Freude an Poeſie und ein wahres Gefühl für die Menſchen, die uns theuer ſind, kann uns Troſt und Muth geben.

Leben Sie nun wohl, liebſter Freund, denken Sie, daß es uns gewöhnlichen Menſchen auch oft nicht beſſer geht, als den Dichtern, das Beſte in uns wird oft verkannt, zurückgeſtoßen, und lebt doch zu unſrer eignen Erquickung in unſeren Herzen. Diesmal bitte ich Sie mir recht bald zu ſchreiben, denn ich ängſtige mich wirklich, wie dieſe Nachricht auf Sie wirken kann. Wenn die Roſamunde noch einmal gegeben wird, ſchreibe ich es Ihnen gleich.

Dresden, den 4. April 1832.

Tauſend Dank für Ihren Brief, theurer Freund, den ich ſchon längſt hätte beantworten ſollen; doch hatte ich in der letzten Zeit viel zu thun, und wirklich keine Zeit dazu. Es freut mich, daß Sie den Vorfall mit Ihrem Stück nicht wichtiger nehmen, als er es verdient. Daß Sie noch keine Nachricht aus Wien erhalten haben, wundert mich: mein Vater läßt Ihnen ſagen

wenn Sie dieſe bekommen, und ihm dann Ihr Trauerſpiel anvertrauen wollten, ſo wolle er es mit einer Vorrede begleitet herausgeben, und für einen Verleger ſorgen. Es wäre wohl gut, wenn Sie uns ſobald als möglich Nachricht geben könnten, ob Sie dieſen Vorſchlag annehmen; denn mein Vater ſchiebt, wie Sie wiſſen, ſeine Arbeit oft auf, und es möchte dann immer noch einige Zeit darüber hingehen.

Ich ſchicke Ihnen den Epilog mit, den mein Vater zu Goethes Andenken gedichtet hat; gewiß macht es Ihnen und Ihren Freunden Vergnügen, ihn ſo bald als möglich zu leſen, und da die Direction nur wenige Exemplare zum Vertheilen hat abdrucken laſſen, iſt er nicht zu bekommen. Vater war durch Goethens Tod ſehr angegriffen, und in der erſten Zeit in einer ſo gerührten, wehmüthigen Stimmung, daß wir uns ſeinethalb ängſtigten. Geſtern noch ſagte er etwas, was mir ſehr gefiel: Goethe habe ihm von Jugend auf wie ſein Stern vorgeleuchtet, und ſein Gefühl für ihn ſei wie das des Ferdinand für Egmont. Ich glaube, es iſt wenigen großen Geiſtern gegeben, ſich, wie mein Vater, ſo ganz ſelbſt vergeſſend in eine fremde Größe zu verſenken.

Machen Sie nur, daß Sie den Sommer her kommen, ſo ſehr viel kann die Reiſe doch nicht koſten. So viel ich mich erinnern kann, wohnten Sie das letzte Mal bei Ihren Verwandten; ſollte dies jetzt nicht angehn, oder Ihnen nicht gelegen ſein, ſo können wir Ihnen ein kleines Zimmer anbieten, und werden Sie mit Vergnügen bei uns ſehn, ſo lange es Ihnen gefällt. Mein Vater wird wohl dieſen Sommer keine Reiſe machen, und Sie träfen uns alſo auf jeden Fall. Was das hieſige Honorar betrifft, da kann ich Ihnen keinen beſondern Troſt geben: ſeit wir ſo glücklich ſind, eine Conſtitution zu haben, geht Alles ſehr knapp und kümmerlich bei uns zu, und die Kleinlichkeit erſtreckt ſich über das Größte wie über das Geringſte. Sonſt hingen dergleichen Dinge von der Theaterdirection ab, und in außerordentlichen Fällen wandte der Intendant ſich an den König, und wenn dieſer es genehmigte, ſo war es gut.

Jetzt kann kein Thaler beim Theater ausgegeben werden, den der Hausminiſter nicht bewilligt, der dabei nie ins Theater kommt und nichts davon verſteht; viel wird es alſo auf keinen Fall ſein.

Raumer iſt auf acht Tage herüber gekommen, und trotz der vielen Verdrießlichkeiten, die er erlebt hat, immer vergnügt und oben drauf, wie er es nennt. Er triumphirt auch etwas darüber, daß er ſich, wie er meint, in Hinſicht der Roſamunde nicht geirrt hat; daß es nehmlich ein großes poetiſches Werk iſt, aber nicht für die Bühne, und daß er Ihnen einen großen Gefallen gethan habe, weil Sie nun die Berliner Commiſſion für dumm erklären können, und das Trauerſpiel in ſeiner Würde bleibt. Mein Vater giebt ihm das alles nicht zu, und ſchiebt das Unheil nur auf Schauſpieler und Publicum. So ſehr ich Raumer liebe und verehre, ſehe ich doch ein, daß ſeinem Urtheil nicht immer zu trauen iſt, da er ſich zu leicht von ſeiner Umgebung, von der Gegenwart ſtimmen läßt. Er findet wirklich Raupach und Spontini viel beſſer, als Beide es verdienen. Mein Vater iſt darin ganz anders, und wenn Ihnen vielleicht früher ſein Tadel ſchroff und hart erſchien, ſo iſt auch dafür ſein Beifall ganz rein und unbeſtochen.

Alles, was Sie über die Katharina im Hexenſabbath ſchreiben, gefällt mir ſehr und iſt mir ganz aus der Seele geſprochen. Viele haben es aber übertrieben und behauptet, Poeſie und Kunſt mache die Religion ganz entbehrlich; doch wer gelitten und gekämpft hat, weiß es gewiß, daß es Stimmungen giebt, wo nur Eins helfen und lindern kann. Sagen Sie doch ſelbſt ſo ſchön: Muſik iſt Gift für den, der eine Seelenwund' im Buſen trägt. Die Stelle hat mir immer beſonders gefallen. Eben ſo gewiß iſt es aber auch, daß unſre Seele, die aus Gott geſchaffen iſt, nicht von jenen Dingen ſo mächtig durchdrungen und erhoben werden könnte, wenn ſie nicht ebenfalls von Gott ausgegangen und von ſeinem Hauch durchdrungen wäre. Deshalb halte ich auch das Vergängliche, Erbärmliche nicht ſo gefährlich, weil es von einer Seele, die Gott und ſeine herrlichſten Gaben gekoſtet hat, ohne Eindruck abgleiten muß. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Sie fragen mich, ob ich Virgil liebe, und ich antworte Ihnen nur, daß ich eben dabei bin, die Aeneide zum fünften Mal von Anfang zu Ende durchzulesen, so sehr liebe ich sie; auch wo die Schilderung der Kämpfe zu weitschweifig ist, erfreut mich die Lieblichkeit der Sprache und die schönen Episoden, die andern Gedichte kenne ich noch nicht. Es ist eigentlich eine Thorheit, daß ich so viele Zeit mit den alten Sprachen verliere, aber meine Leidenschaft dafür ist zu groß. Jetzt lese ich den Livius. Im Griechischen glaubte ich weiter zu sein, als ich jetzt zu meinem Kummer entdeckt habe. Ich las den Homer und das neue Testament ziemlich geläufig, finde aber jetzt beim Herodot, der doch leicht sein soll, wie viel mir fehlt, da ich oft nicht ohne Uebersetzung durchkomme. Man glaubt irriger Weise von mir, ich habe Talent zu Sprachen; es ist aber nicht wahr, die Grammatik wird mir schwer und ich kann mir die unregelmäßigen Regeln nicht merken. Lebten wir an Einem Ort, so könnten Sie mir zuweilen etwas helfen; aber so habe ich niemand. Sie werden mich wohl sehr verachten, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich keinen rechten Sinn für den Sophokles habe und ihn mehr im Glauben an seine Größe verehre. Homer erregt mir immer ein wahres Entzücken und viele Stücke von Euripides machen mir eine große Freude, aber im Sophokles ist mir etwas Fremdes, ich weiß nicht, worin es liegt. Ich habe ein Buch von Moor gelesen: Wanderungen eines Irländers zur Entdeckung einer Religion. Es ist viel Gutes darin, und was er von der disciplina arcani und den Gnostikern sagt, hat mich sehr interessirt; nur finde ich ihn oft ungerecht gegen die Protestanten, und er nimmt auch häufig einen Ton des Spottes und Witzes an, der bei solchem Gegenstand höchst unwürdig ist. Aber in der Hauptsache ist das Buch gut und deshalb thut es mir leid, daß es diese großen Mängel daneben hat. — — —
— — — — — — — — —

Dresden, den 15. December 1832.

Mit großer Sehnſucht habe ich einen Brief von Ihnen erwartet: es iſt recht betrübt, wenn man ſich eine Zeitlang täglich geſehen und Alles mit einander getheilt hat, nun plötzlich gar nichts von einander zu wiſſen; der Abreiſende, der viel Neues und, wie dies bei Ihnen der Fall war, Freudiges erlebt, empfindet dieſen Kummer weniger als die Zurückbleibenden. Ich dachte wohl, daß Sie nicht eher als in Düſſeldorf zum Schreiben kommen würden, und freute mich, durch Agnes etwas von Ihnen zu hören. Haben Sie von uns allen den ſchönſten Dank für Ihren lieben Brief! Wir freuen uns recht, daß die Reiſe Ihnen gut bekommen iſt und daß es Ihnen bei uns gefallen hat. Wie oft, und bei wie vielen Gelegenheiten haben wir Sie vermißt und zurück gewünſcht; wir hatten kurz nach Ihrer Abreiſe noch ſo herrliches Wetter, wie ſchön hätten wir da die ſaure Milch noch eſſen können. Wären Sie nur länger bei uns geblieben; ich hätte gern noch über Vieles mit Ihnen geſprochen, und ich glaube, wir würden uns immer recht gut verſtehen: ich denke noch mit Vergnügen an Ihr Geſpräch mit Baudiſſin über die Religion, wo ich zwar nur ein ſtummer Zuhörer war, Ihnen aber im Herzen ſo ganz beiſtimmen konnte. Es iſt für mich ſchwer, bei uns an einem Geſpräch Theil zu nehmen, weil die Gräfin ſo ſehr verletzbar iſt und Dinge empfindlich nimmt, bei denen man es nicht begreifen kann. Sie haben es vielleicht nicht bemerkt; aber als Sie einen Morgen mit meinem Vater über den Egmont ſprachen, hatte mir die Gräfin die wenigen Worte, die ich ſagte, ſo übel genommen, daß ſie mehrere Tage nicht mit mir reden wollte; ſo etwas ſuche ich natürlich zu vermeiden, und fühle mich deshalb in ihrer Gegenwart immer genirt. Daß es ſich in Berlin nicht angenehm lebt, kann ich mir denken, und Sie ſind gewiß in Düſſeldorf viel glücklicher in einer gewiſſen Abgeſchiedenheit von der Welt und doch nicht einſam; es wäre recht ſchön, wenn wir Sie dort einmal beſuchen könnten, dazu iſt aber jetzt gar keine Aus-

ſicht; denn da Vater dies Jahr nichts geſchrieben hat als die Eine Novelle, wird es auch ſehr am Gelde fehlen und an keine Reiſen zu denken ſein. Sie fragen mich, weshalb das Taſchenbuch nicht heraus kommt: weil er das Schreiben immer aufgeſchoben hat, bis es endlich zu ſpät war, es iſt recht ſchade, und geht am Ende das künftige Jahr wieder ſo. — — — Wir ſind alle wohl und leben ſehr ſtill, beſonders ich; ich gehe viel ſpazieren, aber ſelten zu Menſchen, die Lüttichau iſt die einzige, die ich oft und gern ſehe. Sie werden das wieder Menſchenhaß nennen, aber Sie haben doch eigentlich Unrecht. Was nutzt es mit Menſchen zuſammen zu kommen und Dinge zu ſprechen, die für keinen von beiden ein Intereſſe haben? Selbſt der Umgang mit den Menſchen, die man liebt, giebt oft ſo viel mehr Schmerzen als Freuden: wie oft wird man in den beſten Empfindungen gerade mißverſtanden, und von denen, denen man ein volles Vertrauen entgegen bringt, kalt und abſtoßend behandelt. Die Leiden, die aus ſolchen Erfahrungen entſpringen, ſind doch wohl mehr der Menſchenliebe als dem Haß zuzuſchreiben. Ich will auch gern die Schuld allein auf mich nehmen, wohl mag mir die unentbehrliche Leichtigkeit im Umgang fehlen, ſo nehme ich denn Alles zu ernſt, und verletze vielleicht oft Andre, gerade wenn ich es am beſten meine, aber Sie müſſen mir doch zugeben, daß man dafür nicht kann. Auch bin ich jetzt faſt immer heiter und recht innerlich in mir ſelbſt vergnügt. Die äußere Einſamkeit hat doch deshalb einen großen Werth, weil ſie die innere Einſamkeit und Sammlung des Gemüths begünſtigt, und wie viel leichter wendet ſich wieder in dieſer Sammlung unſre Seele zu Gott, der allein durch ſeine innere Gegenwart jede Sehnſucht befriedigen kann. Ich habe nun die Briefe von Horaz auch geleſen, und finde ſie noch ſchöner als ſeine übrigen Gedichte, auch die Ars poetica hat mir ſehr gefallen. Zwar können dieſe Vorſchriften keinen Dichter bilden, doch iſt viel Lehrreiches darin. Daß es in der Poeſie keine Mittelmäßigkeit giebt, und der, welcher nicht die Höhe erreicht, Göttern und Menſchen verhaßt iſt, iſt ein ſchönes Wort. Die Ilias habe ich nun auch

geendigt, und erſt ſeit ich ſie griechiſch geleſen habe, iſt es mir als kenne ich ſie, ich bin ganz glücklich, ganz entzückt geweſen, faſt immer wenn ich darin las, und ſie ſcheint mir doch höher zu ſtehn als die Odyſſee. Halten Sie es wohl für einen bloßen Zufall, daß in dieſem Gedichte die Muſe zum Erzählen, in jenem zum Singen aufgefordert wird? Die Luſiade habe ich geleſen, ich kann aber noch zu wenig Portugieſiſch und habe mich zu viel mit der Grammatik und einem ſchlechten Wörterbuch dabei quälen müſſen, um die Schönheit recht zu genießen, ich werde ſie nun wieder von vorn anfangen. Vor kurzem hat Vater uns in zwei Abenden den Zerbino vorgeleſen: es iſt doch ein herrliches Gedicht, und faſt nirgends die Poeſie ſo als das aufgeſtellt, was ſie iſt: der Troſt des Lebens, der Schmuck der Welt. Der Garten der Poeſie iſt wohl mit das ſchönſte, was je gedichtet iſt, die Stelle über Goethe iſt jetzt doppelt bedeutſam. Ich kann nicht beſchreiben, wie mich immer dieſe Dichter in ihrer einfachen Sprache rühren, es kommt wohl mit daher, weil ich auch dabei immer an meinen Vater denke. Wie einſam ſtanden ſie da in ihrem Leben, und wie unverſtanden nach ihrem Tode. Wie ſchön ſagt Cervantes: die Irdiſchen haben uns nie begriffen, das iſt wohl ein tiefes Wort, und ich bin ſo wenig der Meinung der Pietiſten, daß ich glaube, es gehört ein wahrhaft religiöſes und vom Irdiſchen abgewendetes Gemüth dazu, um die Dichtkunſt nur begreifen zu können. Darum iſt ja auch faſt kein einziger der großen Dichter das geweſen, was man gewöhnlich glücklich nennt, es iſt ein von der Welt verkanntes Prieſterthum. — —

Mein Vater hat mit Brockhaus wegen der Roſamunde geſprochen, der will aber nur wenig dafür geben, er hat nun noch an Reimer und Andre geſchrieben, ob es da vielleicht beſſer geht. Es iſt mir lächerlich und rührend zugleich, daß durch ſolche Armſeligkeiten den Menſchen ein Gedicht vorenthalten wird, das noch Tauſende entzücken wird, wenn wir alle längſt geſtorben ſind. Vater läßt Sie zugleich fragen, wie weit Sie mit Ihren Chaldäern ſind? er meint, wenn die gleich mit ge-

druckt werden könnten, gäbe es einen hübschen Band, und für das Theater sind sie ja doch nicht. Gott erhalte Ihnen nur Gesundheit und Lust zum Arbeiten, theuerster Freund, die Chaldäer werden gewiß eins der herrlichsten Gedichte. Was Sie mir über das Düsseldorfer Theater schreiben, sind fromme Wünsche, an deren Ausführung ich keinen großen Glauben habe, seit ich die Sache genauer kenne. Hier ist nichts Merkwürdiges vorgefallen, außer daß die Schuld neu einstudirt ist, es gefiel aber wenig und war schon bei der ersten Vorstellung nicht voll, die Zeit ist auch vorbei, ob es aber besser ist, seit man den Enzio bewundert, weiß ich nicht.

Leben Sie nun wohl, mein allerbester Freund. Ich hätte Ihnen schon eher geantwortet, aber ich habe den Cymbeline abgeschrieben, das ist ein schrecklich langes Stück und hat mir viel Zeit gekostet. Auch hatte ich einige Weihnachtsgeschenke zu machen. Gott schenke Ihnen ein fröhliches Weihnachtsfest und glückliches neues Jahr.

Dresden, den 8. März 1833.

Indem ich eben Ihren letzten Brief wieder lese, sehe ich, daß er schon recht alt ist, und ich in eine größere Schuld gegen Sie gerathen bin, als ich dachte: es sind aber wirklich nur Geschäfte, die mich am Schreiben gehindert habe; denn schriebe ich so oft, als ich es gern thäte, so würde es Ihnen zu viel werden. Wenn Sie es noch nicht gehört haben, daß ich mit an der Uebersetzung des Shakespeare arbeite, so vertraue ich es Ihnen hiermit als ein Geheimniß an. Leider ist es in Berlin bekannt, wie meine Schwester mir gesagt hat, das ist mir unangenehm, und ich weiß auch nicht, wie es zugeht; Reimer, der es freilich wissen mußte, hat doch wohl davon gesprochen. Ich habe es keinem Menschen gesagt, und bitte auch Sie sehr ernstlich darum; lassen Sie es sich auch nicht gegen meinen Vater merken, denn er würde böse sein, daß ich es Ihnen gesagt habe. Aber es giebt so wenige Menschen, die wirklich Antheil an mir nehmen; ich rechne Sie zu diesen Wenigen, und darum ist es mir Be-

dürfniß, Ihnen Alles mitzutheilen, was ich thue und treibe. Die Arbeit, die mich länger als drei Jahre beſchäftigt, und mir ſo viel Freude gemacht hat, iſt nun bald beendigt. Seit Neujahr bin ich mit dem Macbeth beſchäftigt, das iſt das letzte der mir zugetheilten Stücke, ich bin nun ſchon beim Abſchreiben, und weil ich darin keine große Fertigkeit habe, koſtet es mir viel Zeit. Dies alſo als Entſchuldigung für mein langes Schweigen. Ich kann Ihnen nicht ſagen, welch großes Vergnügen mir die Arbeit gemacht hat; wenn man ſelbſt nichts erſchaffen kann, iſt es doch gewiß der größte Genuß, ſich in die Schöpfung eines großen Geiſtes ſo ganz zu vertiefen, wie man es beim Ueberſetzen thun muß. Jedes Stück, an dem man eben arbeitet, erſcheint Einem als das ſchönſte und jeden Charakter gewinnt man lieb, als hätte man ihn perſönlich gekannt; das iſt aber auch die einzige Freude, denn gerade wenn man das Original ſo genau kennt, kann man nie glauben, daß die Ueberſetzung eine gelungene Arbeit ſein kann, und man fühlt nur, wie viel verloren geht. Erſt habe ich immer jedes Stück für mich ganz fertig gemacht, und dann meinem Vater vorgeleſen, wobei denn natürlich noch ſehr vieles verändert iſt. Die große Mühe, die wir angewendet haben, wird wohl nie jemand darin wieder finden; an dem großen Monolog des Macbeth z. B. haben wir drei Tage corrigirt, und jedes Mal eine Stunde. Auch bei den Stücken, die Baudiſſin überſetzt hat, habe ich faſt immer den Corrigirſtunden beigewohnt und dadurch viel Engliſch gelernt, beſonders Shakeſpeare's Sprache.

Was Sie mir darüber ſchreiben, daß Sie ſich oft einſam fühlen, verſtehe ich ganz; glauben Sie nicht, daß ich darin Klage oder Unzufriedenheit ſehe. Auch ich fühle mich immer einſamer, je älter ich werde, ich habe auch mehr Mißtrauen gegen die Menſchen, was mir gar nicht lieb iſt und für mich ein quälendes Gefühl, weil es gar nicht zu meinem Charakter paßt. Mit Baudiſſin's waren wir ſonſt faſt täglich, und jetzt ſehen wir uns höchſtens alle paar Wochen einmal; obgleich wir freundlich mit einander ſind wie ſonſt und nichts vorgefallen iſt, ſo iſt es doch

eine schmerzliche Erfahrung, daß ein Verhältniß, was man für so fest gehalten hat, so locker werden kann. Die Lüttichau ist die einzige, die sich immer gleich bleibt und der ich unbedingt vertraue, darum will ich auch nicht klagen; denn es ist wohl genug im Leben, Eine Seele gefunden zu haben, mit der man Alles theilen kann und von der man immer verstanden wird. Daß Sie so fern von Ihren Eltern sind, muß Ihnen sehr traurig sein; sie müssen doch auch schon alt sein, und wenn man so sehen muß, wie sie schwächer werden, dann ist die Liebe zu den Eltern ein wahrhaft herzzerreißendes Gefühl. Es ist wohl ein großer Mangel an Frömmigkeit und Ergebung in mir, aber ich kann den Gedanken, sie je zu verlieren, gar nicht ertragen, und ich suche mich nur immer damit zu trösten, daß ich doch vielleicht eher sterbe.

Loebell*) kommt auf einige Tage her, und wird oben in Ihrer kleinen Stube wohnen, und ich freue mich sehr, ihn einmal wieder zu sehen. Gegen Ostern kommt auch Raumer, dem soll es immer noch sehr schlecht gehn. Was diesen Sommer über uns bestimmt ist, und ob wir eine Reise machen, weiß ich noch gar nicht, Vater spricht von so Etwas immer erst, wenn es geschieht; er ist im Ganzen den Winter sehr wohl gewesen, hatte auch eine neue Novelle angefangen, da bekam er eine Halskrankheit und heftigen Katarrh, der ihn sehr angriff, nun ist die Arbeit wieder unterbrochen. Es ist wohl ein wahres Unglück, daß er nicht fleißiger sein kann, wie vieles wird der Welt dadurch entzogen. Reimer bekommt die Rosamunde auf keinen Fall, Vater ist mit Brockhaus in Unterhandlungen; sie können aber noch nicht einig werden, weil der gar so wenig geben will. Der Alexander ist hier noch nicht wieder aufgeführt, es wäre auch unpassend, ihn ohne die Gley einzustudiren; so bald sie hier ist, wird er gewiß so schnell als möglich gegeben, beide Devrients sind sehr dafür. Für mich ist es eine Art von Beruhigung, daß Sie den Spartacus erst vollenden; Sie wissen, daß ich ihn

*) J. W. Loebell, Verfasser des „Gregor von Tours", gest. 1863 als Professor in Bonn.

nicht gleich so auffassen konnte wie die Chaldäer, Vater meint, Sie möchten sich nicht zu sehr mit orientalischen Studien aufhalten, so wie Sie das Gedicht angelegt hätten, schiene ihm dies nicht nothwendig.

Neulich habe ich die Zeichnung von einem neu ausgegrabenen Mosaikbild in Pompeji gesehn. Es soll die Schlacht bei Arbela vorstellen, in dem Augenblick, wo der Sieg sich für Alexander entscheidet; es ist ein ganz herrliches Blatt, Zeichnung und Ausdruck wie in Raphaels Constantinschlacht. Ich habe dabei recht lebhaft an Ihr Gedicht gedacht. Es ist zu verwundern, daß nicht öfter Dichter wie bildende Künstler Alexander zu ihrem Gegenstand gewählt haben; mir scheint, nichts könnte so sehr begeistern, da er so ganz einzig in der Geschichte dasteht. Ich möchte nur Karl den Großen mit ihm vergleichen, was jener für die Welt, war dieser für Deutschland, und beide wirkten wohl in einem ähnlichen Sinn. Wenn man bedenkt, wie Alexander mittelbar durch Verbreitung griechischer Sprache und Bildung auch auf die Ausbreitung des Christenthums gewirkt hat, so ist er auch in dem Sinn eine große Erscheinung. Sie haben es für immer festgestellt, wie er gedacht und dargestellt werden muß, und ich glaube nicht, daß nach Ihnen sich noch jemand daran wagen kann.

Die Generalin L. hat sich in einem Brief an die S. sehr boshaft über unsern Briefwechsel geäußert, und diese, die die L. sehr verehrt, hat gleich in demselben Ton gegen unsre Gräfin wieder davon gesprochen. Meine Eltern sind zum Glück zu vernünftig, als daß solche Klatschereien ihnen wichtig sein könnten; ich habe mich aber doch sehr geärgert, daß man auch das Einfachste und Unschuldigste nicht thun kann, ohne daß andre Leute sich darum kümmern.

Dresden, den 20. Mai 1833.

Nehmen Sie meinen Dank, mein theuerster vortrefflichster Freund, dafür, daß Sie mich diesmal nicht lange auf Ihre Antwort haben warten lassen: ich sehnte mich danach, mehr noch

als sonst; denn ich hatte meinen letzten Brief kaum abgeschickt, so bereute ich schon Alles, was ich Ihnen geschrieben hatte. Ich dachte, Sie würden mich noch für weit boshafter und kleinlicher halten als andre Leute, daß ich Ihnen solche Geschichten wieder erzählte, Sie würden mir am Ende gar nicht mehr schreiben. Und doch hatte mich eine innere Stimme angetrieben, Ihnen Alles zu sagen. Denn man wollte mir durch die S. ein Mißtrauen gegen Sie beibringen, mich bereden Ihnen nicht mehr zu schreiben, kurz, ich hatte das Gefühl, als ob man uns trennen wollte, und ich dachte man würde es dort bei Ihnen eben so versuchen. Lassen Sie uns immer ganz wahr und offen gegen einander sein, ich fühle mich oft recht einsam in der Welt, und immer einsamer nur; je mehr Menschen ich sehen muß, um so mehr möchte ich mich in mein Inneres zurückziehen; doch wenn ich Ihnen schreibe, geht mir das Herz auf, und es ist mir, als brauchte ich nichts zu fürchten oder zurück zu halten. Recht betrübt macht es mich immer, daß dies äußere Treiben die schöne innere Einsamkeit und Sammlung stört, und daß die Welt doch immer so viel Einfluß auf uns behält. So lebe ich recht oft in Zwiespalt mit mir selbst, und meine Sehnsucht nach dem Kloster erwacht dann aufs Neue; denn seit meiner Kindheit war dies immer das höchste und einzige Glück, was ich mir denken konnte, und hätte mich nicht die Liebe zu meinen Eltern zurück gehalten, ich wäre schon in meinem fünfzehnten Jahr in's Kloster gegangen; ob ich wohl gethan hätte, ist sehr die Frage, denn ich dachte mir dies Leben, wie es sonst war, wie ich es aus den Geschichten der Heiligen kannte, nicht aber wie es jetzt wohl großentheils sein mag. Unsre Zeit scheint dazu berufen, alles Schöne zu zerstören, und so bleibt einem Gemüth, das der Stille bedarf, nichts übrig, als durch tausend Kämpfe nach dem innern Frieden zu ringen.

Daß Loebell im März bei uns war, wissen Sie wohl schon, ich habe mich recht gefreut, ihn nach so langer Zeit wieder zu sehen, und ich finde ihn heitrer und liebenswürdiger als sonst. Er hat gewiß ein treues redliches Gemüth, selbst

ſeine Hülfloſigkeit und Ungeſchicklichkeit in manchen Dingen iſt mir nicht ſtörend, man freut ſich, daß man ihm helfen, etwas für ihn thun kann. Die bekannten Verſe aus dem Taſſo von den ausgebliebenen Grazien werden oft auf Loebell angewendet, ich finde aber dies ſehr unpaſſend, denn dort kann doch weder von Schönheit noch einer gewiſſen Leichtigkeit im Umgang die Rede ſein, ſondern von einem zarten Sinn, der die Empfindung des Andern zu verſtehn und zu würdigen weiß, und dieſen kann man Loebell gewiß nicht abſprechen. Jetzt iſt die berühmte Schechner hier, Sie wiſſen wohl, daß ſie mit einem Bruder des Berliner Waagen verheirathet, und alſo unſre Couſine iſt; wir ſehen ſie und ihren Mann täglich, ſie gefällt mir gut, denn ſie hat ein ganz einfaches, natürliches Weſen. Zum Singen iſt ſie noch nicht gekommen, ſie wird vermuthlich hier nur im Freiſchütz auftreten. Sie thun ſehr wohl, wenn Sie den Shakeſpeare nur im Original leſen; da Sie es wollen, nenne ich Ihnen aber die Stücke, welche von mir überſetzt ſind, wir haben öfter die älteren und beſſeren Lesarten des Folio angenommen, und dadurch wird manches anders erklärt, nur in ſofern kann unſre Arbeit Ihnen vielleicht von einigem Nutzen ſein. Im Anfang arbeitete ich mit Baudiſſin zuſammen, in Viel Lärmen um nichts ſind die Verſe von mir und die proſaiſchen Scenen von ihm. Die Widerſpänſtige haben wir beide ganz überſetzt, hernach iſt von jedem das Beſte behalten. Auf dieſe Art ging es aber zu langſam und machte ſich auch nicht recht, weil wir eigentlich verſchiedenen Grundſätzen folgten, und wir theilten uns nun die Stücke. Ich bekam die Veroneſer, Timon von Athen, Coriolan, Macbeth, Wintermährchen und Cymbeline. Coriolan und Macbeth haben mir die größte Freude gemacht. Baudiſſin hat viel Talent für das Leichte, Komiſche und die Wortſpiele, darum ſind ihm auch die Irrungen und Love's labour's lost, was wir Liebesluſt und Leid genannt haben, vorzüglich gelungen, im letzteren ſind einige Sonette von mir. Was Sie über Immermann ſchreiben, finde ich ſehr ſchön, und es erklärt mir nur mein eignes Gefühl. Ich halte ihn für edel

und verehre sein Talent, aber ich könnte nie Vertrauen zu ihm fassen, das kommt wohl von dem Zwiespalt in seinem Innern, der wohl in uns Allen ist, in ihm aber auffallender und schneidender, als ich es noch bemerkt habe. Wohl bestehen wir Alle aus Widersprüchen und sie sind ein Bedingniß unsers Daseins, so lange wir auf dieser Welt leben, doch diese Widersprüche müssen sich wie die Dissonanzen und Assonanzen lösen und wieder verschlingen, daraus entsteht die Musik des Lebens; bei ihm ist es aber, als ständen sie in Fels gehauen da, darum ist er gewiß sehr unglücklich und macht auch unglücklich. Ich habe immer die Ueberzeugung gehabt, daß er in dem Glebof sich und sein Verhältniß geschildert hat, denn dieser Charakter scheint mir mit mehr Schärfe und Bitterkeit gezeichnet als alle die andern. Wir haben kürzlich sein Tulifäntchen gelesen und es hat uns viel Vergnügen gemacht. Daß Sie nichts arbeiten, ist sehr betrübt, und ich wollte ich wüßte Ihnen etwas zu sagen, was Sie antreiben könnte; denken Sie aber nur, welche Freude es Ihnen sein wird, wenn Sie die Chaldäer beendigt haben. Ich las jetzt die ersten Bücher der Könige, und dachte recht viel an das, was Sie mir von Ihrem Plan zu dem David erzählt haben, das kann auch ein schönes Gedicht werden. Denken Sie nur, wie viel noch vor Ihnen liegt, und wie die Nachwelt Ihren Namen nennen wird, wenn auch die jetzige armselige Zeit Sie nicht erkennt, so wie Sie es verdienen, auch muß der Dichter seine Mitwelt vergessen können, da er nicht nur für sie lebt und arbeitet.

Was diesen Sommer aus uns wird, weiß ich noch nicht. Vater ist mit seinen Arbeiten noch sehr zurück, er schreibt jetzt eine Novelle für Brockhaus, dann soll der Novellenkranz noch herauskommen. So wird wohl nichts aus einer Reise werden, und das wäre mir recht lieb, denn ich müßte mitreisen, und Agnes bliebe mit der Mutter hier, eine solche Trennung ist mir aber immer sehr schmerzlich. Sollten wir noch reisen, hoffe ich aber gewiß, Sie, liebster Freund, zu sehen, das wäre das Einzige, was mich wahrhaft erfreuen und über die Trennung von der

Mutter tröſten könnte. Was iſt es auch, vieler Menſchen Städte zu ſehen, gegen die Freude über ein einziges theures Menſchenangeſicht? Sollten wir nicht bis Düſſeldorf kommen, ſo müßten wir uns irgend wo am Rhein treffen, Sie machen doch wohl jeden Sommer eine kleine Reiſe. Ueber das Alles ſchreibe ich Ihnen noch. Dazu, daß Sie im Herbſt wieder herkommen, iſt wohl keine Ausſicht? Loebell ſchrieb von Berlin aus, Sie hätten eine andere Stelle bekommen. Schreiben Sie mir doch, ob das wahr iſt, ob Sie einigen Vortheil davon haben, und welchen Titel man Ihnen nun geben muß. Ihr Vetter, der kleine blaſſe Wagner, war einmal bei uns. Er erzählt unglaubliche Begebenheiten von ſeinen Reiſen, in denen ſein Heldenmuth immer die größte Rolle ſpielt, man will ihm nicht Alles glauben; Einige ſind ſogar ſo boshaft zu behaupten, er habe bloß hier in der Nähe in der Verborgenheit gelebt und Reiſebeſchreibungen geleſen. Ihr Freund Robert iſt nun auch verheirathet, denn wir haben ihn in der Kirche aufbieten hören. Agnes iſt aber nicht zur Hochzeit eingeladen worden.

Leben Sie nun wohl, mein theuerſter Freund. Alle grüßen Sie herzlich. Verzeihen Sie mein langes Geſchwatze. Ihnen zu ſchreiben, und noch mehr einen Brief von Ihnen zu bekommen, iſt eine von den wahren und echten Freuden meines Lebens.

Dresden, den 20. Juli 1833.

Mein theuerſter Freund!

Seit ich Ihnen ſchrieb, haben ſich unſre Pläne für dieſen Sommer ganz verändert, wir ſehen uns nun nicht, und ich kann ſelbſt Ihren ſchönen Brief nur flüchtig beantworten. Weil mein Vater in ſeinen Arbeiten noch ſehr zurück iſt, hat er die Reiſe für dieſen Sommer ganz aufgegeben, dagegen aber meiner Mutter vorgeſchlagen, mit mir und Agnes auf einige Wochen nach Schleſien zu gehen, und ihre Brüder dort zu beſuchen. So werden wir alſo den Auguſt im Gebirge zubringen. Wir reiſen ſchon Donnerſtag, gehen über Teplitz und Prag,

wo wir uns einige Tage aufhalten, und sind auf jeden Fall in den letzten Tagen des August wieder hier. Den Rückweg nehmen wir über Bautzen, und wenn Zeit und Geld zureicht, wünsche ich sehr Ihre Schwester in Görlitz zu besuchen und auch nach Heidersdorf zu fahren; Sie machten mir, als Sie bei uns waren, Muth dazu, und es würde mich sehr erfreuen, Ihre Eltern und Ihre Heimath kennen zu lernen, doch alles dies ist noch unbestimmt.

Was Sie mir über die Bedingungen wegen der Rosamunde schreiben, habe ich meinem Vater vorgelesen, und er meint, es sei so recht gut, und Sie möchten es nur annehmen. Wegen der Recension hat er sich gar nicht geäußert, auch vermag ich gar nichts über ihn und er kann es nicht einmal vertragen, wenn man ihn wegen so Etwas frägt. Auch ist er jetzt sehr fleißig und mitten in der Arbeit. Eine Novelle, die Sommerreise, ist fertig, und kommt in die Urania, es ist viel Schönes darin, doch gehört sie für mich zu den unbedeutenderen; weil fast Alles selbst erlebt und geschehen ist, so hat sie eine gewisse Frische und Lebendigkeit, doch auf den innern Zusammenhang ist wenig gegeben. Jetzt schreibt er nun eine für Reimers Taschenbuch, sie heißt: der Tod des Dichters, und dieser Dichter ist Camoens, ich habe einige Bogen davon gehört und bin überzeugt, daß dies eines der schönsten und großartigsten Werke wird. Ich freue mich schon darauf, wenn Sie es lesen werden, schreiben Sie mir nur recht viel darüber. In 14 Tagen soll diese Novelle fertig sein, dann will er die Noten zum letzen Bande des Shakespeare schreiben. Wenn ich Ihnen rathen darf, so meine ich, es wäre am besten, Sie schrieben etwa in drei Wochen dem Vater noch einmal selbst, dann entschließt er sich vielleicht schnell Ihnen die Recension zu machen.

Sie schreiben, daß Sie trübe gestimmt sind, das thut mir recht leid, Ihretwegen, und auch wegen Ihrer Arbeiten. Ich bin heitrer als ich es war, seitdem ich nichts mehr von der Welt hoffe und wünsche, und auch das kleinste Gut als ein unerwartetes Geschenk empfange. Doch hat man sich auch der Welt entschlagen, so viel dies überhaupt möglich ist, so trägt

man doch immer noch ſchwer genug an ſich ſelbſt. Deshalb bin ich auch oft noch ſehr melancholiſch, und habe einen rechten Widerwillen gegen mich ſelbſt. Ich begreife es dann nicht, wie Gott noch meine Lauigkeit und Schwäche in allem Guten ſo lange erträgt.

Dresden, den 12. September 1833.

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Ihre Frage wegen des Luſtſpiels, was Sie meinem Vater geſchickt haben, will ich ganz einfach und ohne Vorrede oder Umſchweif beantworten: es hat ihm nicht gefallen und er räth Ihnen, oder vielmehr, er bittet Sie dringend, es nicht drucken zu laſſen, da er meint, es würde Ihrem Rufe ſchaden, denn weder Plan noch Ausführung ſei Ihres Talentes und deſſen, was man von Ihnen erwartet, würdig. Da ich ſelbſt das Stück noch nicht habe leſen können, hat er mir ſein Urtheil auch nicht ausführlicher ſagen können, und ich hätte nicht einmal Gelegenheit gehabt, mehr mit ihm zu ſprechen, da wir Beſuch bei uns haben. Vielleicht hätte ich dieſe Mittheilung, die Ihnen natürlich nicht angenehm ſein kann, mit ſchönen Worten umgeben ſollen, aber unter Freunden halte ich die ungeſchminkte Wahrheit für die erſte Pflicht, und die Sache bleibt ja doch dieſelbe. Ich kann mir wohl denken, daß Ihre tragiſche Muſe ſich ungern zu leichten Spielen herab läßt, und warum wollten Sie ſie zwingen? Ihr Beruf als Dichter iſt groß und ſchön, und vielleicht verbindet ſich mit einer ſo ausgezeichneten Gabe für das Tragiſche das Gegentheil nicht. Schon Ihre ganze Sinnesart und Ihre Anſicht der Welt verſchließt Ihnen vielleicht jene Gegend im Garten der Poeſie. Sie haben keinen Leichtſinn, und, aufrichtig geſagt, traue ich Ihnen auch die Menſchenkenntniß und Beobachtung der Menſchen nicht zu, die ein Luſtſpieldichter wohl haben muß. Mit einem Wort: Sie leben mehr in ſich als in

der Außenwelt. Nehmen Sie mir meine Offenherzigkeit nicht übel, mein theuerſter Freund, und glauben Sie ja nicht, daß dies, was ich ſage, als Tadel gemeint ſei; mir ſind Sie deshalb nur um ſo lieber, und keiner Ihrer Freunde, der Sie kennt und verehrt, wie ich, würde Sie anders haben wollen. Es kommt mir eigentlich ſonderbar vor, daß ich Ihnen dies Alles ſage, und ich habe mich auch wohl ſehr ungeſchickt ausgedrückt, doch ich habe das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie meine herzliche Freundſchaft nicht verkennen.

Doch nun muß ich Ihnen von unſrer Reiſe erzählen: wir gingen von hier durch Böhmen nach Schleſien. In Prag hielten wir uns zwei Tage auf, und dieſe herrliche Stadt mit ihrer ſchönen Lage und den prächtigen Kirchen und Paläſten hat wieder einen großen Eindruck auf mich gemacht. So eine alte, katholiſche Stadt iſt doch etwas Wundervolles, und es kann mich ein wahres Heimweh ergreifen, wenn ich daran zurückdenke. Das Wetter war ſehr ſchön, wir beſtiegen den Ratſchin einigemal und machten Spaziergänge, beſuchten viele Kirchen und auch zwei Frauenklöſter, die Eliſabethinerinnen und Carmeliterinnen. In einer ſolchen Stille und Zurückgezogenheit zu leben, iſt doch gewiß das größte Glück, dem es Gott vergönnt hat; wie viel ſchneller muß man doch zur Ruhe gelangen, und wie wird dort jeder Kampf erleichtert. Verbindet ſich ein ſolcher Beruf noch mit einer ſo thätigen und aufopfernden Nächſtenliebe wie bei den Eliſabethinerinnen, ſo iſt es etwas ganz Herrliches. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Dresden, den 30. October 1833.

Ich habe es diesmal recht lange verſäumt, Ihren ſchönen Brief zu beantworten, theuerſter Freund; doch es iſt für mich ſelbſt am ſchlimmſten, da ich nun auch um ſo ſpäter Nachricht von Ihnen bekomme. Seit wir wieder allein ſind, hatte ich viel zu thun, denn ich mußte meine ganze Wintergarderobe in Ordnung bringen und ſo habe ich immerfort genäht: ich bin

aber ſehr vergnügt dabei geweſen; denn ich mache alle dieſe Handarbeiten ſehr gern.

Wir freuen uns Alle darüber, daß Sie wieder an den Chaldäern arbeiten; möchte Ihnen doch die Stimmung und Luſt daran bleiben, und Sie es bald beendigen. Der Tod des Dichters iſt nun ganz gedruckt und ich habe es ſchon öfter geleſen. Es gehört zu den größten Dichtungen meines Vaters, denn es iſt aus einer reinen Begeiſterung hervorgegangen. Dadurch, daß es ſo frei von aller Bitterkeit und Uebertreibung iſt, wird es ſo unbeſchreiblich rührend: wir blicken in die Tiefe des Lebens, wie es wirklich iſt. Nur die Zerſtreuungen der Welt und unſer eitler Sinn macht es uns immer wieder vergeſſen, daß eine ſo edle Reſignation, und ein gänzliches Aufgehen unſrer Seele in Religion, Poeſie und Kunſt das Einzige iſt, was uns beglücken kann. Dabei iſt die ganze Zeit, die Landesart, der Kriegszug, der Ruhm und Fall von Portugal vortrefflich geſchildert. Wenn mich etwas ſtört, ſo iſt es der lutheriſche Katechismus; denn ein ſo kleiner Kinderkatechismus mit Fragen und Antworten kann wohl keinen Menſchen tröſten und erbauen; dann glaube ich auch nicht, daß die Jeſuiten richtig aufgefaßt ſind; in jener, ihrer ſchönſten Zeit, haben ſie viel für Poeſie und Wiſſenſchaft gethan, und waren nichts weniger als beſchränkt und bigott. Ich kann die Novelle nicht oft leſen, ſo wehmüthig ſtimmt ſie mich, ich komme mehrere Tage nicht aus den Thränen und obgleich dieſe Wehmuth höchſt lieblich iſt, ſo bin ich doch dann unfähig, etwas Anderes zu thun, und mit den Menſchen fortzuleben auf die gewöhnliche Weiſe.

Wenn Ihnen mein Wohl irgend am Herzen liegt, liebſter Freund, ſo wünſchen Sie es nicht, daß wir für immer nach Berlin kommen; mich macht der Gedanke an die Möglichkeit ſchon unglücklich. Ich habe mich hier in ein ſo ſtilles, kloſterliches Leben hinein gelebt, und mich ſo viel es ſich nur irgend thun läßt, von allem Umgang zurückgezogen, nur darin kann ich Frieden und Heiterkeit finden, außer dem Hauſe iſt die Kirche und die herrliche Gegend mir ein unbeſchreiblicher Genuß; denke

ich mich nun in jene Mauern eingeſchloſſen ohne alle Natur, in tauſend geſellige Verhältniſſe verwickelt, die wir dort nicht vermeiden könnten, es iſt mir als wäre es mein Tod. Könnte ich mich überzeugen, daß mein Vater dort glücklicher leben würde, ſo müßte ich mich ſelbſt darüber vergeſſen; aber ich glaube gerade das Gegentheil. Wir könnten es nicht vermeiden, die ſtolzen Verwandten unſrer Gräfin zu ſehen, und wir ſelbſt haben dort zu viel und verſchiedenartige Verwandte, in allen dieſen Verhältniſſen würde er ſich nicht wohl fühlen, überhaupt iſt Berlin gewiß kein Ort für ihn. Sie tadeln mich vielleicht hart wegen meiner Aeußerungen; ich kann es aber nicht ändern, daß ich ſo bin, obgleich ich es gewiß nicht loben werde. Kann doch kein Menſch ſeiner Länge etwas zuſetzen, und ſo hat jeder ſein eignes Element, in dem er nur leben und athmen kann: Einſamkeit und ſtille Thätigkeit iſt das Einzige, worin mein ſchwacher Geiſt ſich zurechte findet.

Vater hat einige Zeit ſehr an Zahnſchmerzen gelitten, jetzt geht es ihm wieder beſſer und er ſchreibt die letzten Noten zum Shakeſpeare. Raumer war auf ſeiner Rückreiſe von Wien einige Tage bei uns; er iſt ſehr munter und freut ſich ſeines neu gekauften und eingerichteten Hauſes. Ich habe angefangen, den erſten Theil ſeiner neuen Geſchichte zu leſen. Mit großem Vergnügen leſe ich den ganzen Calderon durch. In den unüberſetzten Luſtſpielen liegen noch große Schätze von Poeſie und Erfindung verborgen. Fände ſich doch Jemand, der ſie mit Geſchick für das Theater bearbeiten könnte. Die Schriften des heiligen Bernhard habe ich auch geleſen, Silbert hat zwei Bände herausgegeben, die auch recht gut überſetzt ſind. Es ſind herrliche Gedanken darin, er iſt gewiß der lieblichſte von allen Kirchenvätern, und ich fühle wohl, weshalb Dante ſich von dieſem Sänger der Liebe in den höchſten Himmel einführen läßt, nachdem Beatrice ihn verlaſſen hat.

Es freut mich, daß Sie Loebell wieder geſehn haben. Er bat mich ihm zuweilen zu ſchreiben, und ich konnte es ihm nicht abſchlagen, da er ſonſt keine Nachricht von uns bekäme. Seine

Briefe ſind ſehr ſchön, und die Beantwortung macht mir immer etwas Angſt: was man ſchöne Briefe nennt, kann ich nicht ſchreiben, und wo ich nicht ſo ganz frei und offen ſein kann wie gegen Sie, iſt es mir immer etwas Peinliches.

Dresden, den 20. Juni 1834.

Mein theuerſter Freund, noch vor unſrer Abreiſe muß ich Ihnen ſchreiben, und Ihnen für Ihren ſchönen Brief danken. Den 24., gerade am Johannistag, treten wir unſre Reiſe an, und ich bitte Sie dringend, ſo wie auch mein Vater, Ihre Herbſtreiſe ganz nach Ihrem erſten Plan zu machen, wir ſind auf jeden Fall zurück; da mein Vater diesmal nur der Kur wegen reiſt, keine Umwege, keinen Aufenthalt an andern Orten machen will, ſo kommen wir wahrſcheinlich Mitte Auguſt zurück; glauben Sie nicht, daß er ſo unbeſtimmt iſt, wenn es gilt und Andre ſich darauf verlaſſen, er hat ſich ſogar ſo genau ausgeſprochen, daß er ſagt, er wolle gerade 50 Tage ausbleiben. Sie können ſich danach berechnen, daß wir auch im ſchlimmſten Fall einer Verzögerung durch ſchlechtes Wetter, die doch immer nur einige Tage währen kann, noch im Auguſt wieder hier ſind.

Ich ſchreibe Ihnen heut mit ſchwerem Herzen, und kann Ihnen nur erzählen, wie viel Kummer und Sorge ich ſeit einigen Monaten ausgeſtanden habe. Meine arme Mutter hat ſchon ſeit längerer Zeit viel zu leiden, trinkt ſeit vier Wochen hier Karlsbad, und bis jetzt ohne den mindeſten Erfolg. Ich kann nicht beſchreiben, wie ſehr ich mich geängſtigt habe, und wie ſchrecklich mir der Gedanke iſt, ſie in dieſem Zuſtande zu verlaſſen. Ich habe unſern Arzt auf ſein Gewiſſen gefragt, und er hat mir verſichert, Gefahr könne nicht eintreten, das Uebel ſei hartnäckig, er hoffe aber ſie noch ganz davon zu befreien, und verſichert, daß die guten Folgen des Brunnens noch nachkommen werden. Ich halte ihn für ſehr geſchickt und gewiſſenhaft, und das iſt noch das Einzige, was mich beruhigt. Da Agnes hier bleibt, und wir ein ſehr gutes treues Mädchen haben, fehlt es meiner

Mutter nicht an Pflege und Gesellschaft; man macht es mir zur Pflicht, den Vater, der doch auch krank werden könnte, nicht zu verlassen, und so bleibt mir denn nichts anders übrig als meinen Willen zu unterwerfen. Es wird mir aber unbeschreiblich schwer und ich kann meine Thränen nicht zurückhalten, wenn ich nur an die Reise denke. Jemand, den man liebt, leidend zu wissen und nichts für ihn thun zu können, nicht zu erfahren, wie es ihm geht, ist zu schmerzlich, dabei die weite Entfernung, wo man alle Nachrichten erst so spät bekommt; vorzüglich macht es mir einen so plötzlichen Abschnitt, da ich in der letzten Zeit fast jede Beschäftigung aufgegeben habe, um immer mit meiner Mutter zu sein.

Daß mein Vater einen Orden vom König von Baiern bekommen, wissen Sie wohl schon, die Art und Weise giebt dieser Ertheilung einen Werth, den sie sonst nicht hat; der Geschäftsträger kam am Morgen seines Geburtstages, und brachte ihm das Kreuz und ein Schreiben vom König selbst. Es hat mich besonders überrascht, da der Vater doch früher die vortheilhafte Stelle in München ausgeschlagen hatte, und ich dachte, der König werde empfindlich sein und nichts mehr von ihm wissen wollen. Vater ist sehr wohl, ich glaube aber doch, daß ihm die Reise wohl zu rathen ist, da er nun Dresden seit vier Jahren gar nicht verlassen hat, und auch geistig erfrischt wird durch einen solchen Ausflug. Ich bin gesund aber sehr angegriffen und Alles wird mir auch deshalb doppelt schwer zu tragen. Ich soll in Baden Selterbrunnen mit Milch trinken und alle paar Tage baden. Verzeihen Sie, theurer Freund, daß ich Ihnen heut so viel vorklage, ich kann Ihnen aber nicht anders schreiben, als mir zu Muthe ist. Ich habe auch Vertrauen zu Gott, daß Er mein Gebet erhören und Alles zum Guten wenden wird; meine übertriebne Angst und Schwermuth ist wohl zum Theil körperlich und verliert sich vielleicht auf der Reise, besonders wenn ich erst gute Nachrichten von hier bekomme. Möchten wir uns doch im September fröhlich wiedersehen. Täglich wenn wir beim Frühstück sitzen, denke ich daran, wie schön es sein wird,

wenn wir erſt wieder ſo vereinigt ſind, und Sie in unſrer Mitte; denn ich ſetze voraus, daß Sie die Wohnung oben in dem kleinen Stübchen wieder freundlichſt annehmen; iſt es auch der hohen Treppen wegen etwas unbequem, ſo ſieht man ſich doch mehr als wenn Sie wo anders wohnen wollten.

Dresden, den 30. Septbr. 1834.

Ich hätte Ihren Brief gern gleich beantwortet, theurer Freund, ich erhielt ihn aber in den Tagen der größten Angſt und Sorge um meine Mutter, die Krankheit*) war nämlich ſeit dem Juli ſchon wieder ſo ſchlimm geworden, daß eine zweite Operation nicht länger verſchoben werden durfte: dieſe iſt denn am Sonnabend den 27. vorgenommen worden, und ſehr gut, und beſſer als die erſte gegangen. Wie es nun weiter wird, das müſſen wir Gott empfehlen, noch kann man es gar nicht beurtheilen; aber die Mutter iſt kräftiger, als man es nach ſo langer Krankheit erwarten durfte, und heute, da ſie zuerſt außer Bett iſt, benutze ich den erſten freien Augenblick, Ihren Brief zu beantworten. Was Ihr Herkommen betrifft, ſo wird es uns eine große Freude ſein, wenn Sie es ſich einige Zeit wollen bei uns gefallen laſſen. Sie kennen unſre häusliche Einrichtung, wiſſen, wie wenig Umſtände wir mit ſo guten Freunden, wie Sie ſind, machen, und können wohl denken, daß Ihr Beſuch uns nur erfreulich ſein kann und nicht im mindeſten ſtörend. Meine Mutter hat gewiß ſchon in acht Tagen ihre Kräfte völlig wieder und dann ſehen wir fürs erſte einer guten Zeit entgegen. Wir erwarten Sie alſo auf jeden Fall den 15. oder 16. Alles Uebrige erſpare ich mir bis dahin, da ich heut nicht viel Zeit habe.

Dresden, den 21. Novbr. 1834.

Mit großer Ungeduld habe ich auf Ihren Brief gewartet, mein theuerſter Freund; denn eine ſo weite Reiſe in dieſer Jahreszeit, bei einer zarten Geſundheit wie die Ihrige, hat doch

*) Waſſerſucht.

immer etwas Aengſtliches, und wie leicht hätten Sie auch mit dem tollen Poſtillon ein Unglück haben können. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ſchmerzlich mir der Abſchied von Ihnen war. Gott weiß, ob und wie wir uns einmal wieder ſehen und welchen Leiden ich entgegen gehe; ſo lange Sie hier waren, ſchien mir Alles leichter zu tragen, und ich hatte mich in der kurzen Zeit ſo daran gewöhnt, als wäre es immer ſo geweſen, und müſſe immer ſo bleiben. Es freut mich ſehr, daß es Ihnen in Düſſeldorf wieder ſo wohl gefällt, und Sie ſich dort heimiſch fühlen, Sie haben doch ſehr wohl gethan, Ihren Wohnort nicht zu verändern. Ich wurde bald nach Ihrer Abreiſe recht krank, zwar nur an Zahnſchmerzen, ſie dauerten aber Tag und Nacht ſo ununterbrochen fort und in einem ſolchen Grade, daß ich glaubte, ich würde ein Nervenfieber bekommen. Ich entſchloß mich endlich, mit Carus zu ſprechen, und er gab mir mehrere Mittel, die mir auch bald Linderung verſchafften. Mein Vater ſchilt immer, wenn ich unwohl bin, er meint, ich ängſtige mich zu viel, und ſollte mehr Faſſung und Ruhe haben; er hat nicht Unrecht, doch auch ich kann mir deswegen keine Vorwürfe machen; ich glaube, in ſo ſchweren Zeiten hat Gott viel Erbarmen und Geduld mit unſrer Schwäche, meine Seele unterwirft ſich auch täglich und ſtündlich ſeinem Willen; wer kann aber für Blut und Nerven. Daß die Geſundheit bei ſo fortdauernder Sorge leidet, iſt wohl natürlich, und das geringſte Uebel. Mit der armen Mutter ging es auch immer ſchlimmer, die Krankheit ſtieg ſo, daß ſie gar nicht mehr ſchlafen und kaum im Bett ausdauern konnte, bei ihrer großen Entkräftung glaubte ich nicht, daß ſie noch eine Operation würde ertragen können, es war wieder eine höchſt betrübte Zeit. Wenn ich mir dieſen Verluſt als nahe und unvermeidlich denken muß, verläßt mich alle Kraft und ich fühle mich wie ein zertretener Wurm. Auch Sie werden meine Schwäche tadeln, aber ſeien Sie nicht zu hart gegen mich, mein liebſter Freund; denn auch Sie können nicht ganz fühlen, was ich verliere, ich bliebe wirklich ganz allein in der Welt, und würde mich als Fremdling fühlen im väterlichen

Hause, es zu verlassen verböte mir sowohl meine Pflicht wie mein Gefühl, denn mein Vater würde mich vermissen, und es kann doch noch einmal eine Zeit kommen, wo ich ihm nothwendig sein werde. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie viele Empfindungen und Gedanken mein Herz von neuem zerrissen haben; so kam der 10. Novbr. heran, der wieder zu der Operation angesetzt war, und dem ich mit großer Seelenangst entgegen sah. Es ging aber über Erwarten gut. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — Ich kann es nicht lassen, Gott unaufhörlich um ihre Heilung anzuflehen, ich bin überzeugt, daß wir ihn auch um das Irdische bitten sollen, und daß es ihm wohlgefällig ist, wenn wir seiner Hülfe vertrauen, auch wenn sie sich verzögert. Mit der größten Rührung lese ich jetzt die Erzählungen alle der wunderbaren Heilungen im Evangelium, besonders die von dem cananäischen Weibe, deren Vertrauen erst durch eine scheinbare Härte geprüft ward, und die durch die Demuth und Beharrlichkeit ihres Gebetes Erhörung fand. Jeder Kummer führt uns immer tiefer ein in die Geheimnisse der göttlichen Liebe, und so ist das Leiden wieder eine unendliche Wohlthat. Jeder Schmerz, den wir leiden, ist, mit dem Kreuzestode Christi vereint, eine fortgehende Erlösung für uns und unsre Brüder. Könnten wir nur ganz in diesen Empfindungen aufgehen, doch das Irdische will auch sein Recht haben, und wir können und sollen es vielleicht nie ganz abstreifen. Ich habe in den letzten acht Monaten unendlich viel gelernt, und es ist mir, als hätte ich ein ganzes Leben an Gedanken und Empfindungen durchgemacht. Die beständige Beschäftigung mit der Pflege meiner Mutter hat mich von alle dem entfernt, was mich sonst so sehr erfreute. Wenn ich jetzt daran denke, mit welchem Eifer ich die Sprachen trieb und am Shakespeare arbeitete und wie die Poesie so ganz mein Gemüth erfüllen konnte, so liegt jetzt das hinter mir, als wären 20 Jahre dazwischen, Alles scheint nur wie durch einen grauen Nebel und ich weiß nicht, ob dies Interesse je wieder so lebendig in mir werden kann. So groß von Kindheit auf meine Sehnsucht nach dem Klosterleben auch gewesen ist, so dachte ich doch immer, es

würde mir sehr schwer werden, dies Alles zu entbehren; das scheint mir jetzt nicht mehr so, und für eine völlige Einsamkeit und Abgeschiedenheit von der Welt dünkt mir kein Opfer zu groß. Vielleicht wird es mir noch einmal wieder anders. Ich denke nicht einmal an die nächste Zukunft und suche nur in der Gegenwart zu leben. Eine irdische Zukunft giebt es ja auch eigentlich nicht für uns, da weder Jugend noch Gesundheit und Glück die mindeste Sicherheit gewährt, und wir jeden Tag abgerufen werden können. Ich gehe gar nicht aus, und war auch nicht im Theater, seit wir die Vestalin zusammen hörten, die Lüttichau ist die Einzige, die ich zuweilen besuche. Es ist sonderbar, wie schnell die Zeit in dieser Einförmigkeit vergeht, ich kann es mir oft gar nicht denken, daß wir schon so tief im Winter sind. Wenn ich es irgend bei der Pflege der Mutter möglich machen kann, gehe ich täglich in die Kirche, es fehlt mir sehr, wenn ich einen Tag nicht Messe hören kann. Ich schreibe Ihnen dies nur, um Ihre schlechte Meinung von mir, die Sie aber wohl für eine gute halten, zu berichtigen. Die erste Messe wird hier schon früh um 6 gelesen und dieser frühe Gottesdienst in der Dunkelheit ist besonders schön. Die ganze Kirche finster, nur der Altar erleuchtet, und die einzelnen kleinen Lichter der Betenden; in der Adventszeit sind dann auch die sogenannten Rorate-Messen, die mit dem Gebet anfangen: Thauet ihr Himmel, ihr Wolken thuet euch auf und lasset den Gerechten herab kommen.

Die Sitzungen bei David hatten schon angefangen, als Sie noch hier waren. Die Arbeit ist wunderschön geworden, und ich hätte nie geglaubt, daß in einer colossalen Büste ein solches Leben und solche Aehnlichkeit sein könnte, er hat nachher noch ein kleines Portrait vom Vater gemacht, die ganze Gestalt in einem Sessel sitzend, in der Dimension wie der kleine Goethe, es ist auch sehr ähnlich, weniger das Medaillon, was er die letzten Tage noch arbeitete und was in Bronze gegossen werden soll.

Daß Sie wieder arbeiten, ist mir eine sehr erfreuliche

Nachricht, fahren Sie nur ja fort und laſſen Sie ſich von keiner Unluſt abhalten, Arbeit bleibt immer Arbeit, auch in der Poeſie, und kann nicht immer mit Vergnügen getrieben werden. Sie ſind es ſich und der Welt, faſt möchte ich hinzuſetzen, auch uns ſchuldig, da Sie uns dies Gedicht ſchon ſo lange verſprochen haben.

Vater hat einen Brief von Immermann bekommen, der ihm Wunder von ſeinem Theater erzählt; es iſt ſchwer zu glauben, da er einen Komiker, den wir in Baden oft ſpielen ſahen, und der in Carikaturrollen nicht übel war, den Macbeth ſpielen läßt, dies muß ſchrecklich ſein, denn der Menſch hatte weder Geſtalt noch Stimme, und konnte durchaus nichts Edles darſtellen, was wir ſahen, da er einmal eine ernſte Rolle in einem bürgerlichen Stück ſpielen mußte.

Ich muß nun ſchließen, denn meine Zeit iſt beſchränkt, ich kann nur in abgeriſſnen Augenblicken ſchreiben. Sie ſagten mir beim Abſchiede noch, ich ſolle Ihnen vertrauen, und ich vertraue Ihnen auch ganz, mein herzlich geliebter Freund. Der feſte Glaube an Ihre Theilnahme und Freundſchaft iſt mir ein Troſt auch in der Ferne. Nächſt meiner Mutter und der Lüttichau ſind Sie der Einzige, mit dem ich ganz offen und aus freiem Herzen reden kann, denn ich glaube, wenn Sie auch Vieles an mir tadeln, werden Sie es doch verſtehen. In dieſem Vertrauen zu Ihnen handle ich eigentlich gegen meine Ueberzeugung, denn ich halte es für unmöglich, daß eine Freundſchaft zwiſchen einem Mann und einem Frauenzimmer Beſtand haben kann, die Verſchiedenheit in den Richtungen und Bedürfniſſen iſt zu groß. Ein kluger Mann iſt uns im Verſtande zu ſehr überlegen, in dieſer Gegend iſt bald nichts mehr zu ergründen, und dann erſcheinen wir langweilig und unbedeutend, und unſer Gefühl verſtehen die Männer nicht, und halten für Schwäche und Weichlichkeit, was wohl oft einen beſſern Namen verdient, ſo gehen die Wege auseinander, und das macht das Unglück ſo vieler Menſchen. — — —

Ich will immer aufhören und komme immer wieder hinein.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Dresden, den 21. Jan. 1835.

Haben Sie den herzlichsten Dank für Ihren schönen Brief, mein theuerster Freund. Ich fürchtete immer, es möchten unangenehme Geschäfte schuld an Ihrem langen Schweigen sein, und kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich mich gefreut habe zu hören, daß Ihr Fleiß die einzige Ursach davon war. Ich verspreche mir unendlich viel von Ihrem Gedicht, und wünschte nur, wir wären beisammen, um den Genuß daran zu theilen, der für uns nun wohl noch auf lange hinausgeschoben sein wird.

Gewiß wird es Sie erfreuen, daß ich Ihnen heut mit leichterem Herzen schreibe als das letzte Mal. Der Zustand meiner Mutter hat sich doch etwas gebessert, ist es auch nicht bedeutend, so ist es doch ein großer Trost, weil es bis dahin immer schlimmer und schlimmer ging, und man kann doch wieder Hoffnung und Muth fassen. — — — Ich kann Ihnen nicht beschreiben, welche Rührung und Dankbarkeit mich erfüllt für diese unverhoffte Gnade, ist auch in ihrem Alter nicht die Aussicht für eine vollkommne Heilung da, so kann man doch jetzt hoffen, daß das Uebel sich mildert und sie lange dabei erhalten wird. Der Vater ist bis auf etwas Husten und Schnupfen immer wohl gewesen, er hat fleißig gearbeitet, und zwei kleinere Novellen geschrieben, die mit einigen der alten bei Marx gedruckt werden, wir haben noch nichts davon gehört, da er die böse Gewohnheit hat, alle seine Sachen gleich abzuschicken, so wie sie fertig sind. Der Vater ist unbeschreiblich gut und sorgsam für die Mutter, und sucht Alles für sie zu thun, was ihr ihr Leiden erleichtern kann; bei ihr hat die Krankheit auch jedes Schroffe und Heftige in ihrem Charakter gemildert. — — — So führt jedes Leiden seinen Segen mit sich, und ich genieße, bei aller Sorge, die ich doch fortwährend um die Mutter habe, dabei eines äußern und innern Friedens, wie er mir nie zu Theil ward. Ich denke oft, dies Glück ist zu groß und kann deshalb nicht dauern, es ist der letzte Glanzpunkt meines Lebens, und es muß ein großes Unglück oder ein schmerzlicher Verlust darauf folgen.

Daß Sie keine Hoffnung auf Verbeſſerung Ihrer Umſtände haben, thut mir leid, erſt Ihretwegen, dann kann ich aber auch nicht laſſen dabei an mich zu denken. Wenn es ſo ſteht, werden Sie wohl das nächſte Jahr nicht kommen können, oder vielmehr dies Jahr, und darauf hatte ich doch im Stillen gehofft, und es mir, ſeit ich wieder wage an die Zukunft zu denken, als eine ſchöne Ausſicht für den Herbſt gedacht. So wie man den Kopf wieder etwas oben hat, kann man es doch nicht laſſen, mit den Gedanken weit voraus zu gehen und an Glück und Freude zu denken. Das Herz hängt doch immer an dem Irdiſchen, vielleicht ſoll man ſich aber auch nicht ganz davon losmachen, ſo lange man auf der Erde lebt.

Sie haben auf jeden Fall wohl daran gethan, nicht nach Elberfeld zu gehen, ich denke mir Ihr Leben in Düſſeldorf ſehr angenehm, wie hübſch iſt es, daß man Ihnen zu Weihnachten eine Freude gemacht hat. Wir haben dies Jahr gar keine Feier gehabt, das erſte Mal in unſerm Leben, ſonſt iſt immer ein Baum ausgeſchmückt worden. Wir leben ſehr ruhig und darum beſſer als ſonſt, den Abend kommen gewöhnlich Einige her und es wird nicht immer geleſen. Eine unbeſchreibliche Theilnahme und Freundlichkeit zeigt ſich uns von allen Seiten.

Da ich jetzt mehr Gemüthsruhe und auch Zeit habe, fange ich meine gewohnten Beſchäftigungen wieder an. Ich habe die Promessi sposi von Manzoni wieder geleſen und mit immer neuem Vergnügen. In der Darſtellung, Zeichnung der Charaktere und Geſinnung übertrifft dies Buch faſt jedes andre. Sie müſſen es wirklich leſen, liebſter Freund, es iſt unbegreiflich, daß dies Buch nicht mehr Aufſehen gemacht hat; aber es ſteht zu hoch für dieſe Zeit und wird erſt künftig die volle Anerkennung finden. Immermann's Hofer las mein Vater neulich einmal wieder vor, er hat mir aber beim zweiten Leſen ſehr wenig gefallen. Es iſt immer, als wenn der Hofer ſelbſt ſeine Einfachheit mit einer gewiſſen Eitelkeit zur Schau trüge. Bei Immermann's Gedichten ſoll überhaupt immer das Bewußtſein, mit dem jedes Wort geſchrieben iſt, und die Schärfe des Ver-

ſtandes Poeſie und Begeiſterung erſetzen, und bei dem Dichter muß doch Alles mehr aus der Ahndung hervorgehen. Neulich habe ich ein indiſches Gedicht geleſen, von Rückert überſetzt, Nal und Damajanti, es hat viel Schönes und gefällt mir beſſer, als was ich ſonſt wohl aus dem Indiſchen geleſen habe; es erinnert doch einigermaßen an unſre Heldengedichte aus dem Mittelalter, ich weiß freilich nicht, wie viel durch die Bearbeitung hineingekommen iſt.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Dresden, den 27. Juli 1835.

Indem ich Ihren Brief hervorſuchte, um ihn noch einmal zu leſen und dann zu beantworten, erſchrecke ich wirklich über ſein Alter; denn ich dachte nicht, daß es ſchon ſo lange her iſt, ſeit Sie mir ſchrieben, mein theuerſter Freund. Immer wollte ich Ihnen ſchreiben, aber in dem ſchönen einförmig ruhigen Leben, welches ich führe, vergeht die Zeit ſo ſchnell, daß ich nicht weiß, wo der Sommer geblieben iſt. Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen ſchon ſchrieb, daß wir einen Garten gemiethet haben, wo die Mutter ſich bei ſchönem Wetter den ganzen Tag aufhält und eine von uns Beiden immer mit ihr iſt, das iſt ein ſehr ſchönes, einſames Leben, und die freie Luft und Ruhe thut der Mutter ſo wohl, daß ſie täglich an Kräften zunimmt, und das Uebel ſich ſo bedeutend vermindert, daß wir die Hoffnung faſſen können, ſie noch ganz wieder hergeſtellt zu ſehen. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, mit welch eignem Gefühl von Dank und Rührung mich dieſe ganz beſondre Gnade Gottes erfüllt, denn ſie war doch den Winter ſo elend, daß alle Aerzte wie Nichtärzte ihre Erhaltung und Herſtellung für unmöglich hielten. Wie viel ſchwere Kämpfe hat es mir nicht gekoſtet, wenn ich mir ſagte, wie ich mich in Gottes Willen ergeben müſſe, und es nicht konnte, und immer nur von Neuem um ihr Leben und ihre Geneſung bat. Es muß doch gar zu ſchrecklich ſein, die Eltern zu verlieren, und ich kann mir nicht

denken, daß den Eltern der Verluſt der Kinder ſo viele Schmerzen macht. Das Gefühl, daß ich bei einem ſolchen Unglück keine Ergebung haben werde, quält mich oft.

Mein Vater war bis jetzt immer wohl, hat aber ſeit einigen Tagen viele Schmerzen, es kommt wohl von der plötzlichen Veränderung des Wetters, denn es wurde recht kalt, und iſt erſt heute wieder ſchön. Ich glaube nicht, daß er etwas über die Roſamunde ſchreiben wird, er entſchließt ſich gar zu ſchwer zu einer ſolchen Arbeit, und dieſe Unſchlüſſigkeit nimmt mit den Jahren zu. Von den Recenſionen über Ihr Gedicht wußten wir nichts, da die Blätter nicht zu uns kommen, ich kann mir denken, wie es Sie kränkt, und finde das auch ganz natürlich; wir leben einmal in einer höchſt erbärmlichen Zeit, und das iſt keine Freude. Laſſen Sie ſich nur dadurch nicht vom Arbeiten abſchrecken; Goethe ſagt: Wenn die Nachwelt mit genießen ſoll, ſo muß des Künſtlers Mitwelt ſich vergeſſen; und ſo muß auch der Künſtler ſeine Mitwelt bei der Arbeit vergeſſen, und auch ohne zu ſchreiben und zu dichten, finde ich, muß man das thun, um das Leben und ſein eignes Daſein zu genießen. Es mag wohl nicht allen Menſchen ſo gehen, aber mir iſt immer, als wäre ich ſo in die jetzige Zeit hineingerathen und paßte gar nicht dazu, darum wird es mir immer mehr Bedürfniß, mich ganz zurückzuziehen, und dann iſt mir ſo recht wohl und heimlich zu Muthe.

Was Sie mir über den Blaubart ſchreiben, iſt mir ſehr erfreulich, und ich erwartete Nachricht von Ihnen, da ich mich doch auf Immermann's Bericht, der meinem Vater gleich geſchrieben hatte, nicht ſo ganz verlaſſen wollte; die beiden Briefe lauten aber faſt ganz gleich und man ſollte ſchon aus dieſer Uebereinſtimmung auf eine gegenſeitige Annäherung ſchließen; ſchreiben Sie mir doch, ob dieſe zuſtande gekommen iſt. Wohl hätte mein Vater viel für die deutſche Bühne thun können, und er wäre gewiß der Einzige geweſen; doch mir iſt es nicht gegeben, mich mit meinen Gedanken in dergleichen Möglichkeiten zu vertiefen, auch wenn man immer von Goethe ſagt: er würde

viel mehr vollendet haben und Größeres, wäre er nicht Minister in Weimar gewesen. Jedes Leben hat doch seine Nothwendigkeit und seine Bedingnisse in sich, und das Schicksal hängt wieder so genau mit dem Charakter zusammen. In dieser irdischen Welt ist einmal dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und so sind jedem Genius seine Flügel und seine Fesseln mitgegeben.

Doch nun endlich zum Hauptpunkte meines Briefes: Wie ist es mit Ihrem Herkommen in diesem Herbst? Nach einem früheren Briefe von Ihnen hoffte ich ganz gewiß darauf, unser Porth,*) der bei Ihnen war, meint aber, Sie würden nicht kommen, und wie wird es dann mit Ihren Chaldäern? wenn Sie nicht kommen können, schicken Sie uns die doch wohl? Ich hoffe aber immer noch Sie kommen selbst. Sie fänden uns doch ruhiger und heitrer als im vorigen Jahre, und ich könnte die schöne Zeit mit Ihnen mehr genießen.

Dresden, den 7. October 1835.

Diesmal, mein theuerster Freund, ist es nicht meine Nachlässigkeit, daß ich Ihnen nicht eher geantwortet habe; im Gegentheil, das Warten wurde mir recht schwer, da aber mein Vater mitschreiben wollte, mußte ich wohl warten, und es blieb mir nichts übrig als ihn täglich zu erinnern. Da dies bis jetzt nun nicht geholfen hat, werde ich endlich ungeduldig und schreibe ohne ihn, aber sage es ihm nicht, damit er keinen Vorwand hat, gar nicht zu schreiben, sein Brief mag dann nachgeschickt werden. Jetzt ist nun Raumer hier, und die Proben zum Egmont nehmen einige Zeit weg, so möchte es doch zu lange dauern, ehe Sie Nachricht bekämen. Daß mein Vater mit Ihrem Gedicht sehr zufrieden ist, kann ich Ihnen vorläufig sagen, und durchaus nichts darin zu tadeln fand als einige unbedeutende Ausdrücke und Verse. Er war sehr erschüttert, als er es uns vorgelesen hatte, und sagte: ein so tiefsinniges, origi-

*) Hofschauspieler.

nelles Werk müsse er öfter lesen und viel überdenken, ehe er etwas darüber sagen könne, er wolle Ihnen auch deshalb selbst schreiben. Ueber alle diese Einleitungen habe ich aber, wie ich sehe, die Hauptsache vergessen: nämlich, Ihnen herzlich dafür zu danken, daß Sie uns Ihr Gedicht gesendet; es hat einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich gemacht, und ist wieder so ganz eigenthümlich und ganz anders wie Ihre früheren Sachen. Der Charakter des Königs ist sehr schön durchgeführt und gegenüber die Gestalt des Jeremias so großartig und ganz, wie man sich die Propheten und Verkünder des Messias denkt. Die Stellen, wo uns das Bild des Heilandes in seiner Niedrigkeit und Schmach vorgeführt wird, sind ergreifend und es scheint mir gerade sehr schön, daß nicht mehr und deutlicher von ihm gesprochen wird, weil dies auch so ganz der Ton der Propheten ist. Ihr Gedicht hat mir in dieser Zeit immer im Kopf gelegen und ich habe mich so viel damit beschäftigt, daß ich mir denke, es muß auf Alle, welchen die Poesie nicht ein bloßer Zeitvertreib sein soll, einen großen Eindruck machen. Sie haben sich recht in den Ton der Propheten hineingelesen, der Schluß macht wirklich ganz den Eindruck wie die Klagelieder Jeremiä, die ich immer so sehr geliebt habe, und doch steht das Ganze wieder so eigenthümlich da und hat für sich eine so große poetische Kraft und Schönheit. Ich möchte Ihnen gern recht viel darüber sagen, mein theuerster Freund, und fühle mich doch im Schreiben so ungeschickt und es gelingt mir so wenig meine Gedanken auszusprechen. Diese Ungeschicklichkeit nimmt sehr bei mir zu, und ich versinke, ohne es zu wollen, immer mehr in mich selbst. Wären Sie nur gekommen, mündlich und durch gegenseitige Mittheilung verständigt man sich viel eher. Im ersten Augenblick verursachte mir die Ankunft Ihres Briefes mit dem Packet einen kleinen Schreck, weil ich doch halb und halb noch immer darauf gehofft hatte, Sie würden selbst kommen, das wäre dann freilich sehr schön gewesen. Doch ich will und darf nicht klagen, und jede Unzufriedenheit, worüber es auch sein mag, kommt mir sündlich vor, da ich so große Ursach habe

dankbar gegen Gott zu ſein, und es vergeht auch wohl keine Stunde, in der ſich mein Dank gegen ihn nicht erneuert, da es meiner Mutter ſo gut und über alle Hoffnung und Erwartung gut geht, daß wir ſie faſt wie ganz geneſen anſehen können. Ich fühle erſt jetzt, was ich das ganze verfloßne Jahr hindurch gelitten habe, und ich kann jetzt nicht begreifen, wie ich es nur aushielt. Vater iſt auch recht wohl, und wir leben ruhig und heiter. — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Dresden, den 20. Jan. 1836.

Ihr Brief, mein theuerſter Freund, hat mich, wenige Tage nachdem ich Ihnen geſchrieben hatte, von aller Beſorgniß Ihretwegen befreit, und ich ärgerte mich recht, daß ich den dummen, kleinen Zettel abgeſchickt hatte, der noch dazu, ſo viel ich mich erinnere, ſehr confuſe war; aber ich fühlte mich recht krank, als ich ihn ſchrieb, und hatte meine Gedanken nicht beiſammen; ich bekam auch noch ein Zahngeſchwür, das mir ſo ungeheure Schmerzen machte, daß ich das neue Jahr mit ſtrömenden Thränen begrüßte, obgleich ich eigentlich ſehr heiter war und Gott nicht genug danken konnte, da er meiner Mutter ſo gnädig durch den böſen Winter hilft; denn am vorigen Neujahrstage glaubte ich nicht, daß wir ſie noch lange behalten würden. Jetzt habe ich mich völlig erholt und fange meine gewohnte Lebensweiſe wieder an. Nehmen Sie den beſten Dank für Ihren Brief und das ſchöne Geſchenk. Ich ſehe Ihre Stücke als mein Eigenthum an und ſtelle ſie in meinen Bücherſchrank, dies gereicht nicht ſowohl mir als allen Andern zum Vortheil, da ſie ſo leicht zu finden ſind, und Vaters Bücher dagegen in der großen Maſſe meiſt immer verlegt ſind. Wir haben die Babylonier neulich wieder geleſen und das Gedicht wird immer ſchöner, je genauer man es kennen lernt. Auf Ihre neue Arbeit*) bin ich ſehr begierig; denn ich kann mir gar

*) Albrecht Holm.

nicht vorſtellen, wie Sie ſich erzählend und in Proſa ausnehmen. Vielleicht bringen Sie im Herbſt ſchon etwas davon mit, das würde auch meinen Vater ſehr erfreuen, der immer meint, Sie könnten ſchneller und weniger ängſtlich arbeiten. Vom ſogenannten jungen Deutſchland höre und ſehe ich nichts, es wird ſich wieder ſehr über den Waſſermenſchen erzürnen, der mit mehreren älteren Novellen abgedruckt iſt. Mir iſt nie wohler, als wenn ich nichts von der Welt und der Gegenwart erfahre; bei einem Mann iſt das etwas ganz anderes und ich finde es ſehr natürlich, daß Sie ſich um alle dieſe Dinge bekümmern. Vater iſt jetzt ſehr fleißig geweſen und hat die Novelle vom jungen Tiſchler vollendet, die er ſchon vor 20 Jahren angefangen hatte. Ich liebte immer dieſen Anfang ganz beſonders und las ihn oft. Wenn man etwas ſo lange kennt, kann man es nicht laſſen, die Geſchichte in Gedanken fortzuſpinnen, und ſich an den Charakteren zu erfreuen wie an wirklichen Menſchen, ſo iſt es wohl natürlich, daß mir nun in der Entwicklung nicht Alles gefällt, weil es nicht ſo kommt, wie ich es mir gedacht hatte. Wir haben immer ſtückweiſe gehört, was eben geſchrieben war, und nun muß man auch freilich das Ganze erſt im Zuſammenhange hören; auch dieſe Freude, hoffe ich, werden wir mit Ihnen genießen. Seit ich wieder geſund bin, war ich einige mal im Theater und lernte mit großem Entzücken den Titus von Mozart kennen, den ich noch nie gehört hatte. Von Raupach wird hier viel gegeben, obwohl das Publikum zwar kein lautes aber doch ein ſtilles Mißfallen dagegen zeigt; die Stücke ſind aber auch wirklich recht ſchlecht, das merkt man erſt recht, wenn man mehrere ſieht. Ueberhaupt ſteigt wohl unſre Verehrung für einen Dichter immer höher, je mehr wir von ihm kennen lernen und in jedem Werk eine neue Welt entdecken; wie hingegen ein Nicht-Dichter immer tiefer ſinkt, der im Anfange noch ſo mitzulaufen ſchien. In meiner Krankheit habe ich eine traurige Erfahrung gemacht: um mir eine rechte Freude und Erheitrung zu bereiten, fing ich an den Arioſt zu leſen, den ich noch gar nicht kannte und von dem ich mir einen großen

Genuß verſprach. Zu meinem Leidweſen muß ich nun ſehen, daß mir aller Sinn für dieſen Dichter, der doch zu den erſten gehört, entgeht. Ich kann, ſo ſehr ich mir auch Mühe gebe, keine Freude an dieſen willkürlich zuſammengewürfelten Erzählungen finden, die immer mit einer eignen Caprice abgebrochen werden, wenn man eben anfängt, ſich dafür zu intereſſiren. Ich leſe wirklich das Buch nur aus Pedanterie aus, und ſehe, daß mir der Sinn für eine Seite der Poeſie ganz verſagt iſt, denn was gilt meine Dummheit gegen die Stimme der ganzen Welt und der Jahrhunderte; aber mir iſt der jetzt ſo verachtete Taſſo weit lieber, und mir ſcheint in der ſchönen Rede über den Arioſt in Goethens Taſſo mehr Poeſie zu liegen als in dem Dichter ſelbſt. Die Buttlar lebt wieder hier und ich beſuche ſie zuweilen, es iſt eine gar zu gute Frau, ſo harmlos, kindlich und demüthig iſt ihre Seele, und ſie hat doch ein ſo ſchweres Schickſal. Ich bin nie bei ihr, ohne mich zu demüthigen und zu fühlen, wie viel ſchlechter und boshafter ich bin; man lernt überhaupt recht viel von ſo ſtillen, unſcheinbaren Menſchen, das habe ich oft erfahren.

Dresden, den 20. September 1836.

Ich ſitze jetzt faſt den ganzen Tag oben in meiner Stube und arbeite ſehr fleißig an meiner Ueberſetzung, mit der ich gern im November fertig werden wollte. Abends leſen wir einen Roman, den meine verſtorbene Tante, die Schweſter meines Vaters, kurz vor ihrem Tode geſchrieben, und den mein Vater jetzt, mit einem Vorwort begleitet, herausgegeben hat: er heißt Evremont und der erſte Band gefiel mir ganz außerordentlich, ſo daß ich in Verſuchung gerieth, ihn den Epigonen vorzuziehen, im zweiten Band iſt aber ein ſehr bedeutender Abfall und auch der dritte und letzte Band, den wir nun angefangen haben, ſcheint ſich nicht wieder zu heben. Leſen Sie doch das Buch, es iſt immer der Mühe werth.

Zu meinem Kummer muß ich geſtehen, daß mir die letzte Novelle meines Vaters, die wir erſt kennen lernten, ſeit er

zurück gekommen ist, nicht sehr gefällt, ich glaube aus der Anlage hätte sich mehr machen lassen, und sie mag wohl wieder zu flüchtig gearbeitet sein, er schrieb sie, indem er oft gestört und unterbrochen ward, und mußte sie gerade zu der Zeit schreiben, um sich dadurch das Geld zu der unglücklichen Reise zu erwerben. Ich gestehe, daß ich wünschte, Novelle und Reise wären unterblieben.

Wir hatten noch herrliches Wetter und ich hoffe, Sie haben es in Schlesien recht genossen. Ich habe dabei oft an Sie gedacht, was ich überhaupt sehr häufig thue. Ueber Alles, was mir wichtig ist, möchte ich immer gern mit Ihnen sprechen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Aus Berlin werden Sie mir wohl nicht schreiben, wenn Sie aber erst in Düsseldorf sind, hoffe ich recht bald Nachricht von Ihnen zu erhalten. Meinem Vater that es sehr leid, Sie verfehlt zu haben, und er fragte mich noch, ob ich Ihnen auch gesagt hätte, wie außerordentlich er mit Ihren Babyloniern zufrieden sei.

Dresden, den 1. November 1836.

Gestern, mein theuerster Freund, erhielt ich Ihren Brief und ich eile Ihnen sogleich zu antworten, damit meine Zeilen Sie noch in Berlin treffen. Was soll ich Ihnen sagen? Meine Freude über die unerwartete Nachricht ist eben so groß wie meine Ueberraschung, und ich kann nichts thun, als Ihnen aus voller Seele Glück wünschen und Gott bitten, Ihr ferneres Leben ebenso segensvoll sein zu lassen, als Ihre Wahl verständig ist. Ich sage dies nicht etwa, um Sie zu erfreuen, sondern aus fester Ueberzeugung, daß Sie nicht besser hätten wählen können. Sie wissen, daß Balans den ganzen vorigen Sommer hier waren und wir sie viel gesehen haben; Marie gefiel uns gleich von Anfang an außerordentlich, sie hatte etwas so Sinniges und Verständiges, und zeigte oft ein so schönes Gemüth, daß sie uns Alle für sich gewann. Agnes hat ein inniges freundschaftliches Verhältniß mit ihr geschlossen, sie schreiben sich öfter und Agnes ist immer über

jeden Brief sehr erfreut, weil, wie sie sagt, eben so viel Geist als Gemüth sich in Allem ausspricht, sie läßt Ihnen sagen, sie sei sehr stolz darauf, daß Sie eine ihrer liebsten Freundinnen gewählt haben. Auch meine Eltern tragen mir die herzlichsten Glückwünsche auf.

Ich traue Marie Gefühl genug zu, um ihr Glück ganz zu erkennen; denn an Ihrer Seite zu leben und zu Ihrem Glücke, mein theuerster Freund, etwas beitragen zu können, ist wohl das schönste Loos, das einem Mädchen werden kann. Ich muß Ihnen gestehen, daß mir durch diese Verlobung wirklich eine Sorge abgenommen wird: ich glaubte nämlich, Sie würden gar nicht heirathen, und das fand ich eigentlich sehr traurig, denn mir scheint es fast unmöglich, daß ein Mann, der unverheirathet bleibt, einem traurigen, einsamen Alter entgehen könnte. Zweitens fürchtete ich auch, und Sie müssen mir das nicht übel nehmen, Sie könnten einmal eine recht unpassende Wahl treffen; denn die Männer lernen uns doch nie recht kennen, und die Klügsten oft am wenigsten. Dieser Sorgen bin ich nun überhoben, die mich oft beschäftigt haben, das darf ich jetzt wohl sagen; denn was kann mir wohl mehr am Herzen liegen als Ihr Glück? Ich bin seit gestern so heiter, wie ich lange nicht war, und immer sind meine Gedanken bei Ihnen. Wenn es Ihnen irgend möglich ist, schreiben Sie mir recht bald, wie Alles so schnell gekommen, und wie es nun künftig werden wird.

Ich bin heut in großer Eile, denn morgen wird unter unsern nächsten Bekannten auch eine Hochzeit gefeiert. Carus' älteste Tochter wird getraut und heut Abend auf dem Polterabend ist Comödie dort, in der ich mitspielen muß, deshalb habe ich noch sehr viel zu thun. Es ist ein eignes kleines Festspiel gedichtet, in dem ich als Muse auftreten soll und die Liebenden vereinigen. Ich fürchte aber, daß ich meine Rolle wieder vergessen werde, denn seit gestern habe ich für nichts Gedanken als für Sie. Ich habe diese Rolle überhaupt sehr ungern genommen, denn ich habe gar keine Uebung in dergleichen Dingen, und komme mir vor wie der alte Magister im Tischlermeister, als man ihm zumuthet,

in der Larva aufzutreten. Doch es fand ſich Niemand mehr zum Mitſpielen und ich mußte mich darin finden.

Es hat mich ſehr gerührt, daß Sie mir ſogleich von Ihrem Glücke Nachricht gegeben, und dieſer Beweis der Freundſchaft läßt mich hoffen, daß auch unter den neuen Verhältniſſen Sie mir ein Plätzchen in Ihrem Andenken laſſen werden. Grüßen Sie Marie auf das herzlichſte von mir und vergeſſen Sie nicht ganz Ihre alte Freundin

Dorothea.

Dresden, den 27. Dezember 1836.

Schon lange, mein theuerſter Freund, hätte ich Ihren Brief beantworten ſollen; ich hatte aber ſo viel zu thun, daß es mir wirklich nicht möglich war: ich wollte nämlich mit dem Perſilas noch vor dem Feſte fertig werden und mußte deshalb ſehr fleißig ſein; ſeit Anfang November habe ich faſt nichts gethan als abgeſchrieben, indem ich dabei ſah, daß ich mir dieſe Mühe hätte ſparen können und die Ueberſetzung gleich ins Reine ſchreiben, denn es iſt ſehr wenig und nur Kleinigkeiten darin verändert worden. Zuletzt habe ich noch die Vorrede und Dedication überſetzt, die ſehr ſchön ſind, und die der Dichter einige Tage vor ſeinem Tode ſchrieb; auch einige Sonette waren noch übrig, vor denen ich mich ſehr fürchtete, und die, wie ich glaube, recht gut gelungen ſind. Die vorige Woche habe ich nun das Manuſcript nach Leipzig geſchickt.

Bei uns geht es leidlich, und mit meiner Mutter, obgleich ſie öfter leidend iſt, doch beſſer als den ganzen Sommer. Vater hat mitunter Schmerzen im Nacken und kann den Hals gar nicht drehen. Ich fürchte, das wird ſo bleiben. Es kann wohl nicht anders ſein, als daß im Alter Leiden kommen; bei den Eltern dieſe Periode kommen zu ſehen iſt aber ein großer Schmerz, und es gehört Zeit dazu, um ſich in dies Unabwendbare zu ergeben. Es iſt, als ginge mit ihrem das eigne Leben ſeinem Ende entgegen, und wäre es doch ſo! Aber immerfort und fort zu leben! Es muß eine Kraft dazu gehören, die ich nicht habe

und mir nicht denken kann, die mir aber Gott gewiß nicht versagen wird, wenn ich sie bedarf, ich wünsche mir ja nichts Anderes als völlige Ergebung in seinen Willen. Wie sind jetzt unsre Lebenswege verschieden: Sie denken mit Hoffnung und Freude an die Zukunft, und ich gebe mir immer Mühe, gar nicht daran zu denken, und Alles in die Hände Gottes zu legen. Möchten Sie doch so glücklich werden, als ich es wünsche und täglich darum bete.

Endlich, nach langer Erwartung, sind nun auch die Düsseldorfer Bilder hier angekommen, und ich weiß wirklich nicht recht, wie ich es anfangen soll, Ihnen etwas darüber zu sagen: die Erscheinung ist so groß und mächtig, so ganz überraschend und unerwartet trotz dem Guten was wohl schon da ist, daß man gar keinen Uebergang findet von allem bisher Gesehenen zu dieser Höhe der Kunst. Wie ist dieser Hussitenprediger gemalt, man glaubt den Blick, den Schritt, die Bewegung der Arme zu sehen, und wird diese Gestalt nie vergessen, als hätte man den Menschen persönlich gekannt. Fast eben so alle andern Köpfe, Alles so frei, so großartig, wie durch wenige Mittel erreicht, die Luft sieht man zwischen den Gestalten, so hebt sich jedes vom Andern ab. Ebenso die Baumstämme, die Stoffe, alle Nebensachen, man möchte den Riemen an dem Schilde fassen, der im Vordergrunde liegt, und doch hat alle diese genaue Ausführung so gar nichts Kleinliches und zieht die Aufmerksamkeit nicht mehr als nöthig ist auf sich. Kurz es läßt sich gewiß nie zu viel von diesem Bilde sagen. Der Heinrich in Canossa von Begas hängt daneben und der Abstand in jeder Hinsicht ist fast zu groß, man bekommt ein gewisses Mitleid mit dem andern Bilde.

Und doch, — was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen gestehen muß, daß mir für mein Gefühl der Jeremias noch unendlich viel höher steht, und daß ich nicht begreifen kann, wie man nicht von diesem Bilde schon viel mehr hat sprechen hören. Hier vergißt man ganz darüber nachzudenken, wie es gemalt ist, die Einzelnheiten zu bewundern. Wie eine mächtige Offenbarung steht es da. Man glaubt die ganze Weltgeschichte zu erblicken,

alles Große, was war und untergegangen ist, alle Schmerzen, die die Seele bewegen, und doch ist dies Gefühl so wohlthuend, beruhigend, erhebend. In dem Angesicht des Propheten lesen wir die Trauer über das erwählte Volk, das sein Heil nicht erkannte, und ein Opfer der eignen Verblendung fiel; ja, die Hoffnung auf den kommenden Erlöser, den dies Volk zu seinem eignen Verderben nicht erkennt und aus den Thoren der wieder erbauten Stadt zum Tode führt. Doch warum versuche ich, Ihnen meine Rührung, meine Bewundrung, alle die Empfindungen zu schildern, die ich vor diesem Bilde hatte, und die ich mir selbst kaum klar zu machen weiß.

Ich war schon öfter mehrere Stunden dort und gestern ist mein Vater endlich auch da gewesen. Sie können denken, wie gespannt ich darauf war, was er sagen würde. Im Ganzen scheint er meine Empfindung zu theilen, weiß sich aber besser auszudrücken, und ich habe Sie, liebster Freund, in diesen Tagen recht oft her gewünscht, um diese Freude mit Ihnen zu erleben. Sagen Sie den Künstlern unbekannter Weise von uns Alles, was Sie aus meinen schwachen Ausdrücken in eine bessere Sprache übersetzen können.

Einige recht schöne Landschaften sind noch mitgekommen, vorzüglich eine Winterlandschaft, dann die Burg Elz, auch eine unbedeutende Gegend, einige Bauerhäuser an einem Strom. Doch es ist wirklich recht schwer, neben Jeremias noch auf etwas Andres zu achten. Ich kann dies Bild nur mit dem Dante, und mit wenigen großen Eindrücken meines Lebens vergleichen, und werde es immer für ein Glück meines Lebens achten, es gesehen zu haben.

Seit ich mit meiner Uebersetzung fertig bin, habe ich wieder sehr viel im Dante gelesen, und mir kleine Auszüge aus den historischen Noten gemacht. Dante ist ein Buch, das ich schon unzählige Mal gelesen habe und nie aufhöre zu lesen, ich werde nie damit fertig und es gehört wirklich ganz zu meiner Existenz.

Ich weiß Ihnen übrigens recht wenig von hier zu erzählen. Unser Leben geht seinen ruhigen Gang fort, Vater liest auch den

Abend öfter vor, aber auch oft unbedeutende Sachen. Auch im Theater ist nicht viel vorgefallen. Porth hat den Lear gespielt und sehr gefallen, obgleich ich ihn ziemlich schlecht fand, ich habe mich aber herzlich über den Erfolg gefreut, der ihn sehr glücklich machte.

Ich denke mir eigentlich, mein theuerster Freund, Sie sind jetzt zu glücklich, als daß Alles dies Interesse für Sie haben kann. Ich kann mir Sie in dem neuen Zustand noch gar nicht denken und bin sehr gespannt darauf, Sie im Frühling wieder zu sehen.

Ich hatte mir eigentlich vorgenommen, Ihnen noch Manches mitzutheilen, habe es aber über den Jeremias vergessen; ein solcher Eindruck macht wirklich zerstreut und auf einige Zeit verdrängt er manches Andre, was uns sonst beschäftigte. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Dresden, den 6. März 1837.

Ihr Brief, mein theuerster Freund, hat mir sehr wohl gethan. Ich hätte Ihnen gern schon vorher geschrieben, ich war aber von so vielen Seiten bedrängt und hatte so viele Briefe an die Verwandten zu schreiben, daß es mir nicht möglich war. Jetzt habe ich Zeit zu Allem, aber Muth und Kraft fehlt auch für das geringste Geschäft. Es ist mir, als wäre mir Alles genommen, wodurch ich lebte, als müsse ich auf eine andre Weise, als durch das Einathmen der Luft, zu leben lernen. Ich fühle mich mit einem Male so völlig fremd in der Welt, als wäre meines Bleibens gar nicht länger, ich weiß nicht, von welcher Seite ich das Leben wieder ergreifen soll. Was thut nicht die süße Gewohnheit eines ganzen langen Lebens? Und selten giebt es wohl eine Verbindung zweier Seelen, wie die unsrige war*), sie war mir Mutter, Freundin, Alles, und wenn ich mit ihr war, fühlte ich mich so völlig befriedigt, und bedurfte gar nichts weiter. Es war zu schön für diese Erde, um länger zu währen,

*) Mit der eben gestorbenen Mutter.

und ich muß wohl noch durch viele Schmerzen geläutert werden, um das Glück, wieder mit ihr zu sein in einem Leben, wo es keine Trennung giebt, zu erringen. Sie können wohl mit Recht sagen, daß Sie eine Freundin verloren haben, denn für Sie hatte sie eine wahre, zärtliche Freundschaft, wie für wenige Menschen, und Ihr Besuch war eine der letzten Freuden Ihres Lebens, wie oft sprachen wir noch von Ihnen seit Ihrer Verlobung. Auch in der letzten Krankheit hatte sie noch dieselbe liebevolle Theilnahme für Alles, aber ihre Gedanken und ihre Sehnsucht war nur nach dem Himmel gerichtet, täglich sprach sie uns von ihrem unbeschreiblichen Verlangen nach dem Tode, es war als wäre ihre Seele so geläutert und bereit, daß sie in dieser Verbannung nicht länger ausdauern konnte. Und dennoch traf dieser Schlag uns so unvorbereitet, und wir hofften gerade in den letzten Tagen so bestimmt auf Besserung. Eine so lange dauernde Krankheit, wo es schon so oft schlimm war und wieder besser ward, giebt eine gewisse Sicherheit. Wie oft habe ich mir gesagt, daß es endlich so kommen müsse, und doch ist es, wenn es geschieht, so ganz anders als man es sich dachte, und so unbeschreiblich schwer zu ertragen. Ich möchte Ihnen noch so Vieles von ihr und den letzten Tagen ihres Lebens erzählen; das Schreiben greift mich aber so sehr an, ich kann es nicht lange aushalten.

Sie und ich, wir haben uns nun seit lange alles Erlebte und so manche Empfindung mitgetheilt. Während Sie nun das höchste Glück des Lebens errungen, fühle ich den tiefsten Schmerz, den ich je empfinden kann. Und doch berühren sich beide Zustände und sind nicht so verschieden, wie man denken sollte. Wie nüchtern wäre das Leben ohne Schmerz? und auch im Gefühl der höchsten Wonne, und gerade wenn wir das erreichten, wonach unsre Sehnsucht schmachtete, fällt gewiß ein Schatten in unser Herz und wir fühlen die geahndete Befriedigung nicht. Verzeihen Sie, mein theuerster Freund, ich sollte Ihnen dies vielleicht nicht sagen, aber ich kann gegen Sie nicht anders als ganz aus der Seele sprechen und ich bin schon seit vielen Jahren

ſo von dem Gefühl einer unendlichen Sehnſucht durchdrungen, die, wie ich mir denke, in jeder Seele lebt und hier auf Erden nie ihr Genüge finden kann. Hätte ich mich dieſer Sehnſucht nur erſt ganz hingegeben, ſo wäre auch mein Schmerz ruhig und geläutert. Hätte der Schmerz über jedes andre Gefühl geſiegt, ſo würde ich nur ſeine Süßigkeit empfinden. Ich fühle mich jetzt ſo fremd auf der Erde, und der Gedanke ängſtigt mich am meiſten, es könnte mir je wieder heimiſcher werden. Weshalb ſollen wir nicht dem Tode näher ſtehen als dem Leben? es iſt doch im Grunde ſo viel natürlicher.

Vater hat ſich in jeder Hinſicht ganz herrlich benommen, er theilte alle unſre Empfindungen und war ſo tief erſchüttert, wie ich ihn nie in meinem Leben geſehen habe. Er ſprach in den erſten Tagen ſehr viel mit uns, richtete Alles ſo ein, wie wir es wünſchten, und die Gräfin blieb meiſt in ihrer Stube. Ich muß den Vater oft mit Wehmuth betrachten, ſeit dem Sturz und der Krankheit iſt er doch verändert, auch von dieſem Schlage wird er ſich nicht ganz erholen, ich glaube nicht, daß er noch lange bei uns bleibt. Mir iſt, als müſſe nun nach und nach Alles von mir ſcheiden, was mich noch an die Erde bindet, oder als wäre für mich die Stunde des Scheidens nahe. Ich habe ein dunkles Gefühl, als ſtünde mir noch etwas Großes bevor, als würde es nicht ſo bleiben, wie es jetzt iſt.

In der erſten Woche war uns das wahre ächte Mitgefühl, das wir bei den Freunden hier gefunden, eine Erleichterung, namentlich dem alten Sternberg werde ich es nie vergeſſen, und er kann für mich nun ſo viele Novellen ſchreiben, als er Luſt hat, ſein ſchönes Gemüth habe ich in dieſer Zeit ſchätzen lernen. Das Leben kommt nun nach und nach wieder in ſeine alte Ordnung, aber das iſt gerade das Schwerſte, da der Mittelpunkt fehlt, das, wofür ich lebte und was namentlich in den drei letzten Jahren der Inhalt meiner Sorge, aller meiner Gedanken war. Ich ſitze immer mit Agnes in der Mutter ihrer kleinen Stube, beſchäftigen können wir uns faſt gar nicht, ſelbſt nicht mit Handarbeiten, neulich habe ich ihr die Hymnen an die Nacht

von Novalis vorgeleſen. Für mich leſe ich nur die Schriften der heiligen Thereſia.

Abends kommen immer einige der näheren Bekannten, geleſen hat Vater noch nicht wieder. Mir werden die geſelligen Stunden am allerſchwerſten, weil ich dann meinen Gedanken nicht ſo ungeſtört nachhängen kann; meines Vaters wegen zwinge ich mich auch an manchen Geſprächen Theil zu nehmen, ich fühle ganz, was ich ihm ſchuldig bin und ſo gern ſein möchte.

Es iſt mir ein eignes Gefühl, daß die Mutter nicht länger bei uns bleiben wollte, daß auch die Sorge um uns ſie nicht mehr berührte, ſie ſah alles Irdiſche ſchon in einem höheren Lichte, ſie liebte mich doch ſo unbeſchreiblich und wußte, welche Schmerzen mich nach ihrem Scheiden erwarteten. Meine Gedanken finden ſeitdem keinen Ruhepunkt mehr auf Erden. Sie können ſich das wunderbare Gefühl nicht denken, was uns ganz durchdringt, wenn wir die Seele, die wir auf der Welt am meiſten geliebt haben, jenſeit wiſſen. Wie plötzlich jedes Grauen vor dem Tode verſchwindet, vor Allem was ihn begleitet, und was uns doch ſonſt oft durchſchauerte, auch bei der zuverſichtlichſten Hoffnung auf ein ewiges, herrliches Leben. Ich glaube, ich könnte jetzt mit der größten Ruhe mein eignes Grab graben ſehen, der dunkle Weg iſt erleuchtet und alles Grauen, alle Dunkelheit hat ſich in das Leben geflüchtet. Das iſt ſehr ſchwer zu überwinden, der Gedanke an die Länge der Zeit, die immer wiederkehrenden Tage, und nun vollends die wiederkehrenden Jahreszeiten und langen Jahre, und der Gedanke, den Verluſt zu verſchmerzen, ihn einſt weniger zu empfinden, iſt mir der allerſchrecklichſte, und ich glaube, was man Milderung durch die Zeit nennt, iſt nur, daß man ſich an den Schmerz, der uns anfangs etwas Fremdes iſt, gewöhnt, und er uns Bedürfniß wird. So viel wie möglich ſuche ich mich des Gedankens an die Zukunft zu entſchlagen, ſollen wir doch nicht wie die Heiden ängſtlich um Speiſe und Kleidung ſorgen, und Der, welcher verhieß uns daran nicht Mangel leiden zu laſſen, wenn wir das Reich Gottes ſuchen, weiß ja, daß wir Kraft und Licht noch weit mehr bedürfen als Alles deſſen, was

den Leib erhält. Könnte ich mich jetzt nur alles Aeußeren entschlagen und mich, wonach ich mich schon oft so unbeschreiblich gesehnt habe, in die tiefste Einsamkeit zurückziehen, ich würde bald den Frieden finden, und doch muß ich es als ein unbeschreibliches Glück erkennen, daß ich noch für Andre leben kann, noch Pflichten für Vater und Schwester zu erfüllen habe. Aber es ist eine seltsame Erfahrung, die ich jetzt mache, daß uns eigentlich der erste schwere Schlag, den wir erleben, Alles raubt, weil uns dann erst die Unsicherheit jedes Besitzes klar wird, und auch weil das Leben geknickt ist und das Gefühl fast wie erstorben.

Jetzt, wo ich fast für nichts Gedanken habe, dachte ich doch oft an den Jeremias und hatte eine wahre Sehnsucht, das Bild noch einmal zu sehen. Ich sah es noch mit der Mutter und sie freute sich so sehr daran, auch würde sich mein Schmerz in dem Anblick erhoben fühlen, wie durch die schönsten Sprüche der heiligen Schrift.

Ich schreibe Ihnen so viel, mein theuerster Freund, und Alles durcheinander, Sie werden kaum daraus klug werden. Wären Sie hier, ein Blick könnte Ihnen mehr sagen als alle Briefe. Wir werden uns ja bald wiedersehen und beide in sehr verändertem Zustande. Wenn Sie Zeit und Stimmung haben, schreiben Sie mir doch noch einmal. Das gewöhnliche Treiben der Menschen trifft mich schmerzlich, aber jedes Wort der Liebe und Theilnahme wirkt wie lindernder Balsam auf mein verwundetes Herz, und ich nehme es mit der größten Dankbarkeit auf. Gott sei mit Ihnen, mein liebster Freund, und bewahre Sie noch lange vor Schmerzen, wie ich sie jetzt empfinde.

Dresden, den 6. April 1837.

Als ich von dem Heimgang Ihres verehrten Vaters hörte, wollte ich Ihnen sogleich schreiben, da ich aber eine Antwort von Ihnen erwartete, dachte ich, die Briefe würden sich kreuzen, was ich nicht gern habe, und verschob deshalb das Schreiben. Die Nachricht hat mich tief erschüttert, obgleich ich Ihren theuern Vater nicht kannte, und meine Gedanken waren immer bei Ihnen.

Ich weiß, wie Sie die Ihrigen lieben, und wie tief dieſer Verluſt Sie ſchmerzen wird, auch fällt in ein Herz, das der Freude geöffnet iſt, der Kummer doppelt ſchwer, und die Hoffnung auf ein baldiges und ſo frohes Wiederſehen hatte Ihnen gewiß den Gedanken des Verluſtes noch mehr aus den Augen gerückt als ſonſt. Was Sie mir über den Vater ſchreiben, hat mich unbeſchreiblich gerührt. Auch er hat vielfache Leiden getragen. Gott vergüte ihm jeden irdiſchen Schmerz durch ewige, unendliche Freuden! Meine Gedanken ſind faſt ununterbrochen mit dem Tode beſchäftigt, und ich möchte ſagen: nur dadurch wird es mir möglich das Leben zu ertragen. Seit ich das geliebteſte Weſen, was die Erde für mich trug, kalt, ſtarr und bleich geſehen, und die Augen auf immer geſchloſſen, die mich nie anders als mit unendlicher Liebe anſchauten, fühle ich es zu deutlich, wie ich auf Erden nie wieder heimiſch werden kann. Ich beſuche das Grab mit Agnes ſehr oft, und wenn ich nicht hingehen kann, ſo ſind doch meine Gedanken dort; jetzt, denke ich dann, ſcheint die Sonne darauf, jetzt breitet die Nacht ſich darüber hin mit ihren Sternen. Ich habe früher nicht geglaubt, daß eine ſolche Erfahrung, ein Fall, den man ſich doch ſo oft als möglich, ja als nothwendig denken mußte, ſo mächtig auf eine Seele wirken kann, die doch auch früher nicht einzig und allein dem Irdiſchen zugewendet war; jetzt fühle ich erſt, wie ſehr ich es doch, mir ſelbſt unbewußt, noch geweſen. Bei Ihnen, mein theurer Freund, iſt das nun wohl anders, da das Leben Ihnen noch ſo viel Schönes bietet. Ich habe auch eine gewiſſe Ruhe erlangt, von der ich früher keine Ahndung hatte, ich weiß, Gott kann mir noch Manches nehmen, aber den tiefſten Schmerz, den ich fühlen kann, habe ich empfunden, und dies Bewußtſein giebt eine Kraft, die ich früher nie gefühlt.

Geſtern haben wir Bendemann geſehen, ich war ſehr darauf geſpannt, und dies iſt wirklich das Erſte, was mich lebendig aufgeregt hat. Es iſt ein ganz eignes Gefühl, einen ſolchen Genius, der ſo ſichtlich von Gott begeiſtert iſt, in ſeiner körperlichen Erſcheinung zu ſehen, und in unſerm gewöhnlichen Zimmer. Ich denke mir immer, ſo muß dem Abraham geweſen ſein, als die

Engel zu ihm eintraten. Ein solcher Geist ist doch auch ein Bote aus jener herrlichen Welt, der uns in seinen Werken eine Kunde von dort herunter bringt, einen Abglanz der ewigen Schönheit, nach der wir uns Alle sehnen, und in deren Strahlen auch Ihr Vater und meine Mutter nun sich erquicken. Es war uns eine große Ueberraschung, als wir hörten, Bendemann sei in Dresden. Ich hatte eine kleine Furcht ihn zu sehen, ich dachte, es würde mich sehr betrüben, wenn er mir persönlich gar nicht gefiele. Er ist aber ein ganz allerliebster Mensch. Schon aus seinen schönen Augen strahlt sein herrlicher Geist, dann ist sein Wesen und seine Rede so einfach, anspruchslos und kindlich. Er kam gestern Vormittag und saß lange bei uns, er gerieth gleich mit dem Vater in ein sehr gründliches Gespräch über Kunst, besonders über Michel Angelo, er sagte seine Meinung so einfach und ohne alle Scheu, das gefiel mir sehr. Vater sprach mit vieler Lebendigkeit seine Liebe und Verehrung für ihn aus, und dabei wurde er immer roth bis über die Stirn. Den Mittag aß Vater mit ihm bei Carus, den Abend war er bei uns und es kamen viele Menschen ihn zu sehen. Vater las auf seinen Wunsch den Cäsar. Ich faßte mir ein Herz und sprach dann auch etwas mit ihm, nur ist es mir in einem solchen Augenblick nie möglich, Worte für mein Gefühl und meine Verehrung zu finden. Und doch fühlt man einem solchen Geist gegenüber die gewöhnliche Verlegenheit nicht, wie sonst gegen einen Fremden, man möchte mit ihm reden wie mit einem Bekannten. Sagen Sie ihm doch etwas von unsrer Verehrung, er war nicht in Düsseldorf, als sein Bild hier war, und hat also auch damals nicht erfahren, was ich in unser Aller Namen darüber schrieb. Wie würde sich die theure Mutter an ihm gefreut haben! Dieser Gedanke und die Rührung, diesen von Gott so hoch begnadigten Menschen in unserm Hause zu sehen, hat mich sehr angegriffen; die körperliche Schwäche kommt jetzt erst bei mir nach, und ich bedarf nach jeder Aufregung oder Anstrengung der Einsamkeit, wo sich dann in strömenden Thränen das Gemüth und die Nerven wieder beruhigen. Das Leben wird mir jetzt sehr schwer,

oft mehr als im Anfang. Vater kann es nicht ertragen, mich traurig zu ſehen, er macht mir jedesmal Vorwürfe und hält meinen Schmerz für ein Zeichen von Mangel an Liebe zu ihm. Ich thue deshalb für die Geſelligkeit mehr, als ich eigentlich aushalten kann, und die Gewalt, die ich mir anthun muß heiter zu ſcheinen, iſt mir eine große Qual.

Der gute Raumer iſt ſeit vierzehn Tagen hier, theilnehmend und freundlich wie immer; doch kann ich mein innerſtes Gefühl gegen ihn nicht ſo ausſprechen wie gegen Sie. Sein Geiſt iſt ganz auf das Leben, auf das Praktiſche gerichtet. Er beſteht darauf, daß ich mich beſchäftigen ſoll, und hat ſehr recht, ich muß mich dazu zwingen, ich habe auch eine Arbeit, die er mir aufgetragen, angefangen, nur iſt mein Kopf ſo ſchwach, daß mir das Leichteſte nicht gelingen will. Die Beſchäftigungen, welche ich bis jetzt nur zum Vergnügen und um dem Vater zu helfen getrieben, werden mir vielleicht einmal ſehr nothwendig ſein. Raumer nimmt ſich unſrer Angelegenheiten an, und hat mir und Agnes in dieſer Hinſicht eine ſehr trübe Ausſicht in die Zukunft eröffnet; Alles ſteht ſchlimmer, als wir es denken konnten, Gott ſei Dank, daß die liebe Mutter, die ſich wohl viele Sorgen darüber machte, ſich doch unſre Zukunft nicht ſo ſorgenvoll dachte, als ſie nach menſchlicher Einſicht ſein wird. Wenn wir uns wiederſehen, will ich Ihnen das Alles deutlicher erklären, zum Schreiben iſt es zu weitläufig. Wenn wir den Vater überleben ſollten, wünſche ich nur, daß wir nicht gezwungen ſein mögen, ich und Agnes nämlich, uns dann zu trennen. Wir fühlen erſt jetzt, wie wir uns lieben und einander nicht entbehren könnten.

Das Leben iſt doch ſehr ſchwer! Sonſt konnte ich oft aller Noth vergeſſen und die Welt erſchien mir ſo ſchön, ich konnte mich in Natur, in Poeſie verſenken wie in ein Meer von Wonne. Das wird nie wiederkommen, mit dem Tode der Mutter iſt alle Jugend, alle Poeſie verſchwunden und außer meinem namenloſen Schmerz werden mir auch ſchwere Laſten und Pflichten auf die ſchwache Seele geladen. Vater war lange Zeit ſehr ſchwach und leidend, er war mehrere Monate nicht aus der Stube gekommen

und sah ganz elend aus. Wir dachten oft, wir könnten ihn auch verlieren, es könne plötzlich eine Krankheit ausbrechen. Gottlob geht es jetzt besser, seit Raumer hier ist, war er öfter mit diesem aus und ist wieder kräftiger und heitrer geworden. Wir sehen auch wohl Alles schlimmer, als es ist; nach einem solchen Unglück ist es immer, als müsse nun Alles zusammenbrechen, und man denkt mit einer gewissen Ruhe daran, die früher unmöglich gewesen wäre. Vater liest jetzt wieder oft, ich höre aber gewöhnlich nicht zu; ein Lustspiel anzuhören wäre mir unmöglich. Neulich las er Ihre Babylonier, die habe ich angehört und sie haben einen größeren Eindruck auf mich gemacht als sonst je.

Da Sie nichts darüber schreiben, denke ich es bleibt wohl dabei, daß Ihre Hochzeit im Mai ist, und wir sehen uns also bald wieder. Ich denke jetzt schon mit tiefer Rührung an dies Wiedersehen, wir Beide in so ganz verändertem Zustand. Gott gebe Ihnen viele viele Freuden! Ein recht tiefer Schmerz erweckt eine innige Theilnahme an dem Glück der Menschen, die uns sonst vielleicht gleichgültig waren, da können Sie denken, wie mir das Ihrige jetzt am Herzen liegt, wirklich noch weit inniger als sonst. Leiden verschließen das Herz nicht, sondern öffnen es jedem schönerem Gefühl. Deshalb müssen Sie auch Nachsicht mit mir haben und mir wegen dieser langen, schlechten und verwirrten Briefe, die ich unter Thränen schreibe, nicht böse werden, mein liebster Freund. Ich erschrecke eben vor den zwei Bogen, auf denen fast nur von mir die Rede ist. Ihnen gegenüber geht meine ganze Seele auf und es ist mir Trost und Erleichterung, Ihnen zu schreiben. Ich sollte mehr von Ihrem Schmerz sprechen. Doch was kann ich Ihnen darüber noch sagen. Sie kennen ja mein Gefühl und es könnte mir nicht einfallen, Sie trösten zu wollen. Den Schmerz recht tief fühlen ist der einzige Trost.

Tausend Grüße tragen Vater und Schwester mir auf. Gott sei mit Ihnen, mein einzig theuerster Freund, und führe Sie durch Leid und Freude auf seinen lichten Wegen!

Mit inniger treuer Freundschaft

Ihre Dorothea.

Dresden, den 10. November 1837.

Ihr Brief, mein theuerſter Freund, hat mich ſehr erfreut, da er nur Gutes enthält, und mir zeigt, wie glücklich Sie ſind. In einer ſolchen Stimmung iſt das Schreiben ein Vergnügen, anders iſt es mit mir, und ich verſchob es deshalb von Tage zu Tage, Ihnen zu antworten. Ich kann nicht ſagen, daß ich unzufrieden bin, aber das Leben hat ſo alle Farbe und allen Reiz für mich verloren, daß es mir ſchwer wird, mich mitzutheilen oder etwas zu erzählen, ich habe mich ſelbſt noch nicht entſchließen können, etwas zu leſen, und bin faſt immer mit der trocknen, theilweiſe langweiligen Arbeit an den Waſhington'ſchen Briefen beſchäftigt. Es iſt mir ein beruhigendes Gefühl, auf dieſe Weiſe doch etwas für die Zukunft meiner Schweſter thun zu können; denn für mich ſelbſt dünkt es mich kaum der Mühe werth.

Seit Ihrer Abreiſe iſt hier ſo Manches vorgefallen, erſtlich hat Vater zwei Novellen geſchrieben, von denen die eine, kleinere mir vorzüglich gefällt, beide ſind ſehr heiter, und zeugen von einer Stimmung, die beſſer ſein muß, als man es denken ſollte, wenn man ihn täglich ſieht, er klagt aber nicht, und auch ſeine Geſundheit iſt erträglicher als den Sommer.

Es war mir ſehr intereſſant, Ihren Bruder Rudolph kennen zu lernen, er hat ſo viel Aehnlichkeit mit Ihnen, und iſt doch wieder ſo ganz anders. Loebell war drei Wochen hier, ich fand ſein Ausſehen elend, er war aber heitrer und vernünftiger als ſonſt, wir haben uns wenig um einander bekümmert, und ſo ging es recht gut. Vater las in der Zeit die beiden Novellen zuerſt vor, und ſie machten Loebell große Freude. Es iſt recht ſchade, daß die Novellen zu ſpät fertig geworden ſind, und nicht mehr in der Urania, oder wozu ſie ſonſt beſtimmt waren, aufgenommen werden konnten, nun können ſie erſt künftigen Herbſt gedruckt werden.

Im vorigen Monat waren Raumers, die uns ganz unerwartet und überraſchend kamen, eine Woche hier; es freute mich

recht, die kleine Agnes, die ich nur als Kind gesehen hatte, kennen zu lernen, sie hat etwas sehr Originelles, und jede wahre Eigenthümlichkeit, sie mag sein wie sie will, finde ich immer interessant. Alle waren von ihrem Aufenthalt in Paris sehr entzückt und erzählten viel, Steffens kamen an, als Raumers noch hier waren, sie hatten Baiern, Salzburg und Tirol bereist, und sich noch einige Wochen in Wien aufgehalten, auch sie wußten viel zu erzählen. Ich habe es in der Zeit recht empfunden, wie abgestumpft ich bin; denn alle diese Erzählungen interessirten mich gar nicht, ich wünsche weder fremde Länder und Orte zu sehen, noch davon zu hören, und alle meine Wünsche beschränken sich auf Stille und Einförmigkeit. In den Abendstunden haben wir jetzt Steffens neuestes Buch, die Revolution, mit einander gelesen, und ich finde es so unbeschreiblich schwach, und so gar nichts daran zu loben, daß es mir förmlich einen melancholischen Eindruck gemacht hat, weil man glauben muß, nur ein Mensch, dessen Geisteskräfte schon sehr abgenommen haben, kann ein solches Buch schreiben.

Das Neueste und Wichtigste, was in Dresden vorgefallen, ist, daß Bendemann wieder hier war, und einen Auftrag vom König bekommen hat, der ihn wohl mehrere Jahre in Dresden festhalten wird, er soll einen großen Saal im Schlosse ausmalen, und ist so liebenswürdig diese Arbeit zu übernehmen. Mich erfreut es wahrhaft, daß Dresden so hoch geehrt wird, an uns denke ich eigentlich dabei nicht, denn ich glaube kaum, daß wir Bendemann viel sehen werden, wenn er ganz hier lebt. Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber unsre Häuslichkeit wird immer stiller und trauriger, und wir sitzen Abends oft allein, theils kommen weniger Menschen zu uns, oft läßt auch Vater Alle abweisen, weil er sich doch angegriffen fühlt. Die kurze Zeit, wo Bendemann jetzt hier war, kam er oft zu uns, er aß auch einen Mittag hier und war unbeschreiblich liebenswürdig. In seiner milden einfachen Weise hat er wirklich etwas von einem Engel.

In der Singacademie ist der Paulus von Mendelssohn einstudirt, und ich habe vorgestern die Hauptprobe gehört. Es ist

ein himmliſches Werk und ſeit dem Meſſias von Händel und der Bach'ſchen Paſſion hat keine Muſik mich ſo entzückt. Montag werde ich es in der Aufführung zum zweiten Mal hören, es ging recht gut, beſonders die Chöre, und Agnes hat die kleine Solopartie ſehr ſchön geſungen.

Die Zeit ſeit Sie bei uns waren iſt mir ſo ſchnell vergangen, daß ich es kaum begreifen kann, wie ein ganzer Sommer dazwiſchen liegt. Wie habe ich mich vor dieſem Sommer gefürchtet. So liegt die Vergangenheit mit allen ihren Leiden und Schmerzen hinter uns, und jeder Tag bringt uns dem Ziele näher, wo dann keine Zeit und kein Schmerz mehr iſt. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie dieſe Betrachtung mich oft mit dem Leben und dem Tode verſöhnt, dann iſt es mir auch, als wären alle meine Sünden getilgt, und die ſchwere Rechenſchaft für mein ganzes Leben ſchreckt mich nicht mehr wie ſonſt. Gott macht Alles gut, und offenbart ſich uns im Schmerz am allerliebevollſten und vertraulichſten.

Doch das Blatt geht zu Ende und das iſt gut, ſonſt fände ich auch noch kein Ende, mit Ihnen zu ſprechen. Tauſend herzliche Grüße an Ihre liebe Frau, Agnes dankt ihr für ihren ſchönen Brief und wird nächſtens ſchreiben. Leben Sie wohl und glücklich!

Ihre Dorothea.

Dresden, den 7. Januar 1839.

Vorgeſtern, mein theuerſter Freund, erhielt ich Ihren Brief, den ich wahrlich nicht verdient habe. Denken Sie nicht, daß ich mich entſchuldigen werde, ich ſage nur peccavi und bekenne, daß ich mich ſelbſt ganz ſchändlich und mein Betragen unverzeihlich finde; doch glauben Sie es mir, wenn Sie es noch nicht wiſſen ſollten: ein jedes Verbrechen führt die Strafe mit ſich, das habe ich in den Gewiſſensbiſſen empfunden, die mich quälten, ſo oft ich an Sie dachte. Daß Sie böſe ſind, freut mich ſehr; denn ich ſehe daraus, daß es Ihnen noch nicht ganz gleichgültig iſt, ob Sie etwas von mir hören oder nicht, und ich habe bei dieſer

Gelegenheit die Erfahrung gemacht, wie ich doch noch nicht so ganz unempfänglich für die Freude bin, als ich es oft glaube. Daß ich absichtlich nicht geschrieben hätte, weil Sie mich damals so lange warten ließen, kann Ihnen wohl nie im Ernste eingefallen sein, im Gegentheil nahm ich mir vor, als Ihr lange erwarteter Brief kam, sogleich zu antworten.

Obgleich ich mich nicht entschuldigen wollte, muß ich Ihnen doch im Ernste sagen, weshalb ich so ungern schreibe, und mir oft vornehme es gar nicht mehr zu thun, und allen Verkehr mit meinen Freunden, oder vielmehr mit Ihnen, denn Sie sind der Einzige, den ich wahrhaft so nennen kann, abzubrechen. Ich hätte Ihnen so Vieles zu sagen, was sich so schwer schreiben läßt, und nur so Weniges, das sich für einen Brief eignet. Ich mache mir fast Vorwürfe, über meine Lage und meine Verhältnisse nachzudenken, und möchte mich am liebsten nie darüber aussprechen; Sie sind der Einzige auf der Welt, gegen den ich mir eine Mittheilung erlaube, doch wie viel leichter würde es mir mündlich werden — — —. Ich weiß nicht, worin es liegt, es ist aber, als wäre mit dem Scheiden der Mutter Alles weit schlimmer geworden, und doch wünsche ich sie nicht zurück. Weshalb sollte sie das auch noch empfinden, was mich so tief betrübt, und was sie nun im helleren Lichte sieht. Wenn ich daran denke, was mein Vater mit seinem großen Geiste für Deutschland und für künftige Geschlechter hätte sein können, wie er durch sein herrliches Gemüth die Seinigen hätte beglücken können, so ergreift mich bei diesem Gedanken eine Schwermuth, ein so tiefer Lebensüberdruß, daß ich schwere Kämpfe mit mir selbst durchzumachen habe, um das Gleichgewicht nur einigermaßen wieder herzustellen. Wie schrecklich sind die Folgen dieser unnatürlichen Verbindung für den armen Vater in seinem ganzen Leben gewesen! Seine schriftstellerische Laufbahn ist dadurch gehemmt, seine schönste Kraft gebrochen worden, sie hat ihn verhindert, sich eine sorgenfreie Existenz zu begründen, alles häusliche Glück und Familienleben für immer zerstört, und welche bittre Früchte trägt sie nun seinen Kindern und ihm selbst in seinem Alter! Als ich noch für

meine geliebte Mutter leben und ſchaffen konnte, habe ich Alles dies nicht ſo ſcharf empfunden, und meine angeborne Heiterkeit kämpfte den trüben Vorſtellungen entgegen; ſeitdem iſt es aber anders, und ich bin im eigentlichen Sinne alt geworden. Mein Sinn für das Göttliche hat ſich erweitert und geſtärkt, dort fühle ich mich in lichten wonnevollen Räumen, aber für die Welt tauge ich wirklich nicht mehr; um in und mit der Welt fortzuleben, iſt doch einige Friſche des Gefühls und Lebensluſt unentbehrlich. Können Sie es mir wohl, nach dieſen Bekenntniſſen noch verdenken, wenn ich ungern ſchreibe? Ich wünſche oft, kein Menſch bekümmerte ſich mehr um mich und früge nach mir. Was ſoll es nutzen? Und nun vorzüglich Sie, Sie ſind glücklich, und Alles, was ich Ihnen mittheilen kann, trübt entweder Ihre Heiterkeit oder dünkt Ihnen, was ich noch eher glaube, übertrieben und eingebildet.

Mein Verhältniß mit Agnes iſt ſo ſchön, wie ich es mir nur wünſchen kann, nur daß ich ſie nicht glücklich ſehe, iſt ein doppelter Schmerz. Sie empfindet Alles noch heftiger, was uns beide drückt, und es erregt in ihr noch mehr Bitterkeit, weil ſie jünger iſt. Ich glaube, ich habe alle Liebe, mit der ich an der Mutter hing, auf ſie übertragen; es iſt wohl ſehr natürlich, daß wir uns lieben, da wir ſo ganz und ausſchließend auf einander angewieſen ſind, mir iſt es oft, als lebten wir auf einer wüſten Inſel mit einander. Die hieſigen Bekannten erzeigen uns viele Freundlichkeit und ich bin ihnen auch ſehr dankbar dafür, da man aber Niemanden in die innern Verhältniſſe mag blicken laſſen, kann auch kein Vertrauen entſtehen, und es bleibt nur ein erheiternder Umgang, was allerdings ſehr zu ſchätzen iſt, und was wir auch nicht vernachläſſigen.

Sie werden mich ausſchelten, theuerſter Freund, aber ich quäle mich immer mit dem Gedanken, die Schweſter wird mir auch noch genommen werden, weil ich es fühle, wie ich ſie zu ſehr liebe, wie es das einzige, aber auch ein mächtiges Band iſt, was mich noch an die Erde feſſelt. Um ſie zu begleiten, gehe ich, wenn ſich die Gelegenheit findet, in Geſellſchaft, und

weil ich dann mit ihr darüber sprechen kann, besuche ich fleißig das Theater, beides erheitert und zerstreut mich dann oft. Ja, dies Verhältniß ist ganz ungetrübt, und daher mein Glaube, daß es nicht dauern kann. Auch arbeite ich nur deshalb so fleißig und suche etwas zu erwerben, weil ich denke, es kann ihr vielleicht mal das Leben erleichtern. Jetzt kann ich mit Iphigenie sagen: Ich habe dir mein tiefstes Herz entdeckt, und vielleicht schelten Sie mit Thoas auf die weibliche Schwäche. Deshalb bleibe ich immer dabei, es ist besser, daß solche Briefe ungeschrieben bleiben, und wie sollte ich Ihnen wohl anders schreiben? einen Höflichkeitsbrief, eine abgetragene Schuld? Das kann ich noch weniger. Schwerlich wird ein Mann je begreifen können, welche Kämpfe eine Frau zu bestehen hat, die ihren Beruf verfehlte, der entweder darin besteht, einem Hauswesen vorzustehen und für Andre zu sorgen, oder sich von der Welt zurückzuziehen und in stiller Verborgenheit zu leben. Ersteres war wohl ursprünglich die Bestimmung meiner Schwester, letzteres die meinige. Gott gefiel es, uns auf einer rauheren Bahn zu führen, und deshalb sollte auch jede Klage verstummen.

Haben Sie denn des Vaters Novelle: Des Lebens Ueberfluß, gelesen? und wie gefällt sie Ihnen, mir hat sie sehr gefallen. Weniger das Liebeswerben, was auch in diesem Jahre erschienen ist. Münchhausen lasen wir des Abends gemeinschaftlich, Sie haben Recht, die zweite Hälfte des ersten Theils gehört zu dem schönsten, was ich je gelesen habe. Dies Naturgefühl, diese vortreffliche Bauernwirthschaft, und vor Allem der Jäger und das blonde Mädchen. Wie sie vor der Blume kniet und er sie betrachtet, es ist ein Bild, das ich nie vergessen werde. Die erste, komische Hälfte hat mich sehr ergötzt, mir aber doch nicht so durchgängig gefallen, Einiges finde ich zu stark, ja geradezu ekelhaft, am meisten gefiel mir, was keine unmittelbare Beziehung hat, z. B. das Volk mit dem langen Namen, auf dem grünen Plateau und den Schlippermilchskühen, dann der Schulmeister, wie er sich Schilf aus dem Eurotas schneidet und die Erklärung, wie dem Baron das Kupfer ins Blut getreten ist.

Raupach's Lebensgeschichte hat mich vergnügt, weil ich seine Stücke nicht leiden kann, ich habe mir aber selbst über das Vergnügen Vorwürfe gemacht. Sollte ein so scharfer, persönlicher Angriff nicht schon zu dem Unerlaubten gehören? Wissen Sie denn nicht, wann der zweite Theil erscheinen wird?

Zur Strafe dafür, daß mein armer Persilas Ihnen nicht mehr gefallen hat, werde ich Ihnen, sobald sie vollendet ist, meine Uebersetzung des Washington schicken, und wenn Sie diese lesen, was Sie aber nicht thun werden, können Sie dabei in grenzenloser Langeweile alle Ketzereien abbüßen, die Sie gegen den himmlischen Cervantes vorgebracht haben; denn für einen Dichter scheint mir Ihr Urtheil doch, so viel Wahres auch daran sein mag, im Ganzen ketzerisch. Während des Sommers habe ich den ersten Band dieses weitläufigen Werkes, welcher Washington's Leben erhält, übersetzt und er wird jetzt gedruckt; im großen Octav, wie die Hohenstaufen, werden es ungefähr 36 Bogen, den zweiten Theil füllen dann Briefe von Washington und andre Aufsätze, welche sich auf ihn beziehen. Im Original sind dies eilf Bände; Raumer hatte eine Auswahl in diesen getroffen, von dem, was ich übersetzen sollte, im Frühling als er und Brockhaus hier waren, zeigte es sich aber, daß der zweite Band, im Verhältniß zum ersten, zu schwach wurde, und ich muß nun alle 11 Bände durchlesen, um in meiner Uebersetzung aufzunehmen, was mir noch merkwürdig scheint. Das ganze Werk ist von der äußersten Trockenheit, geht in die kleinsten Details, und läßt die großen Momente vorüber gehen, ohne ein Gewicht darauf zu legen, aus den Briefen, die ich in meine Uebersetzung aufnehme, werden Sie urtheilen können, wie die sind, welche ich als uninteressant weggelassen habe, es sind Ordres an die Generale, Berichte an den Congreß über Gefangene, Proviant, Recruten. Als Quellenstudium kann dies Werk von Nutzen sein, es wird aber gewiß nur wenig Leser finden, denn es ist zu unkünstlerisch geschrieben, und oft so unlogisch und schlecht stylisirt, daß mir dadurch die Arbeit schwer wurde, und ich manchen Satz völlig umkehren muß, um ihn nur ver-

ständlich zu machen. Uebrigens scheint mir der Verfasser von einer edlen Gesinnung zu sein und mit Liebe zu seinem Helden gearbeitet zu haben, er hält sich nur zu streng an die vorliegenden Documente, und ist der Sprache nicht mächtig. Raumer muß Alles verantworten; denn er hat mich eigentlich zu dieser Arbeit gezwungen. Ich habe mich auf einem mir völlig fremdem Meere ohne Lootsen eingeschifft; denn als ich die Sache unternahm, versprach mir Raumer, meine Uebersetzung durchzulesen; da ich mitten in der Arbeit war sagte er aber, das sei zu umständlich und mein Manuscript müsse gleich nach Leipzig in den Druck. Ich bin im militairischen und diplomatischen Fach auf tausend Dinge gestoßen, die mir völlig fremd waren, und wo ich auch in keinem Lexicon Hülfe fand, es muß nun gehen wie es kann, an Mühe habe ich es nicht fehlen lassen, und Vater thut mir den Gefallen, die Correcturbogen, welche ich mir schicken lasse, durchzulesen, bei den Kriegsschiffen und dem englischen Gelde hatte ich einige Confusion angerichtet, sonst ist bis jetzt Alles gut gewesen, der arme Vater seufzt aber immer sehr, wenn ich ihm einen Bogen bringe. Man beklagt mich wegen dieser trocknen Arbeit, hat aber ganz unrecht; denn es giebt wohl wenig Dinge, für die ich mich nicht interessiren kann, wenn ich mich ernstlich damit beschäftige. Die Arbeit hat mir Freude gemacht, obgleich ich die Fehler des Buches sehr gut erkannte, und ich habe Washington so lieb gewonnen, daß ich beim Schreiben einen ganzen Vormittag in Thränen zubrachte, als ich an die Stelle kam, wie er von der Armee Abschied nimmt, ebenso ging es mir bei seinem Tode. Wenn Sie das Buch auch nicht lesen, müssen Sie doch etwas darin blättern, um die heldenmüthige Ausdauer und Geduld dieses Mannes verehren zu lernen, die man wohl noch nie so erkannt hat, wie aus diesem Buche. Der Spruch des weisen Salomo ist mir oft eingefallen, daß der, welcher sich selbst überwindet, größer ist, als wer Städte erobert; denn nicht in glänzenden Thaten, sondern in einer fortgesetzten Selbstüberwindung liegt seine Größe.

Wann lassen Sie denn nun endlich einmal drucken, theu-

erſter Freund, ich fürchte, Sie ſind zu ängſtlich und durch zu vieles Feilen kann Ihr Werk an Friſche einbüßen.

Daß Raumer im Frühling nach Italien reiſt, um wenigſtens ein Jahr auszubleiben, wiſſen Sie wohl ſchon; uns ſchien dieſe Reiſe, auf ſo lange Zeit und ohne eigentlichen Zweck, etwas ſonderbar, die Lüttichau ſchreibt mir aber aus Berlin, bei den mannigfachen Kränkungen und Zurückſetzungen, die er erfahren müſſe, laſſe es ſich begreifen. Die Lüttichau bringt den ganzen Winter in Berlin bei ihrem Vater zu, die Mutter iſt im Frühling geſtorben. Lüttichau macht indeſſen eine große Reiſe, nach London, Paris und Italien, um die erſten Theater zu ſehen, und Maſchinerien und Ausſchmückung des hieſigen danach einzurichten; denn der Bau des neuen Schauſpielhauſes iſt im Sommer ſchon ziemlich weit gediehen. Wir haben jetzt viel neue Stücke gegeben, die mittelmäßig, auch wohl ſchlecht ſein mochten, ſich aber durch die ganz vollendete Darſtellung zu wahren Kunſtwerken erhoben; daran ſieht man, daß die Kunſt des Schauſpielers doch eine ſelbſtändige iſt. Zu dieſen Stücken rechne ich mehrere von unſrer Prinzeß, dann Louiſe von Ligne-rolle aus dem Franzöſiſchen, und die Geſchwiſter von Leutner, was von dem verſtorbenen Prinzen Karl von Mecklenburg ſein ſoll, auch ein Stück von dem Berliner Devrient, die Verirrungen. Mit den klaſſiſchen Stücken gelingt es uns weniger, der Egmont iſt eine durchaus ſchlechte Vorſtellung, recht gut geht hingegen der Macbeth, der vor kurzem wieder war. Julius Cäſar wird auch von neuem einſtudirt.

Von einem kleinen Amte, was ich verwalte und was mich vielfach beſchäftigt, muß ich Ihnen doch auch noch erzählen. Schon ſeit lange gehöre ich zum katholiſchen Frauenverein, die Mitglieder deſſelben führen die Oberaufſicht über die verſchiedenen Schulen und Anſtalten. Vor länger als einem Jahre wurde mir die Aufſicht über die kleine katholiſche Schule in der Friedrichſtadt übergeben, die faſt nur von ganz armen Kindern beſucht wird. Ich habe nur die Handarbeiten zu leiten, und die Lehrerin ſteht unter mir, ich muß Alles einrichten und kaufen,

was dazu gehört, und alle Mittwoch bringe ich dort den ganzen Vormittag zu, und gebe selbst Unterricht im Nähen und Stricken. Zu Weihnachten habe ich auch allen Kindern beschеert, meist Kleidungsstücke, die ich selbst gearbeitet hatte, und das machte mir viel zu thun. Der einzige wahre Nutzen, der aus diesen Bemühungen hervorgeht, ist, daß ich doch zuweilen Gelegenheit finde, für ganz verlassene Kinder zu sorgen. Ich habe schon mehrere ganz verwahrloste Mädchen bei rechtlichen Frauen untergebracht, wo sie ganz einfach und nach ihrem Stande erzogen werden. Zwar kann ich das nicht Alles aus eigenen Mitteln bestreiten, ich finde aber vielfache Unterstützung, und es wird mir oft mehr gegeben, als ich für den Augenblick brauche. Diese unbedeutende Beschäftigung hat mich schon oft mit dem Leben ausgesöhnt, ich habe dabei viel zu laufen, was besonders im Winter gut ist, wo man sonst nicht viel ausgeht. Ich mache dabei die Erfahrung, daß die immer zunehmende Armuth, und das grenzenlose Elend doch hauptsächlich aus der großen Verderbniß der niederen Stände herrührt. Die meisten der armen Kinder gehen zu Grunde, weil im Hause keine Ordnung und Rechtlichkeit ist, und entweder der Vater, oder die Mutter, oft auch beide ein schlechtes Leben führen. Nicht nur für verwaiste Kinder muß man sorgen, viele kann man nur dadurch retten, daß man sie den Eltern wegnimmt, die denn auch froh sind, sie los zu werden, und gar nicht einmal fragen, wie es ihnen geht. Daher kommt es denn, daß die reichlichen Sammlungen und vielfachen Almosen doch nie ausreichen; denn die Wohlthätigkeit hier bei uns ist sehr groß und man muß bewundern, wie viel selbst wenig bemittelte Familien thun.

Ueber die religiösen Angelegenheiten würden wir uns wohl nie ganz vereinigen können. Sie glauben in der Mitte zu stehen und haben gewiß die beste Meinung, verzeihen Sie mir aber, wenn ich diese Stellung bezweifle. Sie sind einmal ein Protestant, in dieser Ueberzeugung erzogen, und werden es auch bleiben. Sie kennen die Kirche nur von außen her, nur als etwas Historisches. Nie haben Sie die Heiligkeit der Messe, die Kraft

der Sacramente, die Gemeinschaft der Heiligen empfunden, selbst von der tiefen Bedeutung der hohen christlichen Feste ist Ihnen nur ein Schatten geblieben. Deuten Sie mir diese Aeußerungen nicht übel und halten Sie mich deshalb nicht für intolerant; ich gestehe aber auch gern ein, daß ich nicht in der Mitte stehe und auch nicht darnach strebe. Den Glauben an innige dereinstige Vereinigung, die vielleicht durch alle diese traurigen Ereignisse eher gefördert als aufgehalten wird, werde ich nie aufgeben; denn er gehört zu meinen heiligsten Ueberzeugungen. Nur denke ich mir diese Vereinigung vielleicht etwas anders als Sie. Alle diejenigen, welche Gott mit gläubigem Herzen anhangen und die Wahrheit mit Eifer suchen, gehören ja zu seiner Kirche, wenn sie sich auch äußerlich nicht zu ihr bekennen, und der ewige Hirt wird sie aufsuchen, erleuchten und mit seiner Herde vereinigen; ob dies bald oder später geschieht, kann uns wohl ängstigen und bekümmern, doch Der, vor welchem tausend Jahre sind wie Ein Tag, hat von Ewigkeit bestimmt, wann und wie es geschehen soll, und die Menschen mögen thun was sie wollen, sie befördern nur seine Zwecke, auch wenn sie das Gegentheil zu thun scheinen. In diesem Glauben kann ich, wie Vieles mich auch jetzt betrübt, ruhig sein.

Je mehr sich die äußere Welt vor mir verschließt, desto herrlicher erscheint mir das kirchliche Leben. Der Umlauf des Kirchenjahres ist wie eine Reihe göttlicher Gedichte, immer neue Lichter steigen auf, neue Geheimnisse erschließen sich, das dünkt mir oft so herrlich, daß ich denke, man bedürfte weiter gar keines Glückes auf Erden, ja man würde sich selbst nicht nach dem Tode sehnen, lebte man ungestört in diesen Betrachtungen.

Doch nun endlich genug, ich hatte mich ganz davon entwöhnt, mich Ihnen mitzutheilen, und glaubte auch, es sei so besser, und doch hat es mir nun so wohl gethan. Wenn Sie mir erst wegen meines langen Schweigens zürnten, thun Sie es nun vielleicht noch mehr wegen dieses langen Briefes. Daß Sie mir Beides vergeben, können Sie mir am besten dadurch beweisen, daß Sie mir recht bald wieder schreiben. — — —

## Eduard von Bülow*) an Fr. von Uechtritz.

Dresden, den 9. März 1841.

Verehrter Herr Baron!

Ihrem Wunsche gemäß beeile ich mich Ihnen wieder Nachricht von Tieck's zu geben. Sie erinnern sich vielleicht, auch schon früher von der großen Aengstlichkeit der Tieckschen Familie gegen ansteckende Hautkrankheiten gehört zu haben, die sich nun so sehr hat rechtfertigen sollen? — Es war daher für uns Alle ein wahrhafter Donnerschlag, als wir vor fünf Wochen hörten, Agnes sei erkrankt und Carus glaube, daß es die Masern. Daß Agnes selbst gut durchkomme, bezweifelte merkwürdiger Weise gleich kein Mensch. — — — Dorothea pflegte Agnes auf das getreuste, und wich 14 Tage lang nicht von ihrer Seite. Schon stand Agnes wieder auf und wagten Einige zu hoffen, Dorothea werde von der Ansteckung frei bleiben. Da legte sie sich auch und nach einem 4tägigen Zögern erklärten sich die Masern. Tieck hatte einen grünen Vorhang vor die Nebenthüre machen lassen, um A. nicht durch das Sprechen im Salon zu stören, und nahm einige Fremde sogar wieder an; allein von der Krankheit zu sprechen vermied er, und man sah ihm zuletzt die Angst wegen Dorothea fast fortwährend an. Er sagte mir, sie habe ihn wie ein Gespenst Tag und Nacht verfolgt. Dorothea überstand die Masern gut und fast leicht, aber doch konnte sich Niemand recht herzlich freuen, wenn auch Keins sich deshalb dem Andern mittheilte. Sogar die Nacht des 12. Februar, des Todestages ihrer Mutter, überstand sie gut und wenn sie vorher schon öfter geäußert hatte, daß sie sich gefährlich krank glaube, so sagte sie nun, daß sie, nachdem sie diese Nacht überstanden, selbst an die Möglichkeit ihrer Genesung glaube. Leider! hatten sich wohl in dieser schlaflosen Nacht beide Schwestern zu sehr alterirt. Die Abschälung trat ein und zwar nervös. Von dem Moment an hatte Carus, wie er aber erst jetzt ausspricht, große Besorgnisse gehabt. Von der Zeit an, etwa fünf Tage vor dem Tode, sah

*) Vater Hans von Bülow's.

Tieck keinen Menschen mehr, und wiewohl die Krankheit scheinbar still stand, bereitete sich doch wohl schmerzlos so das Ende vor. Am Tage war Dorothea wohl, wenn auch schwach, sogar heiter, aber Nachts in äußerster Unruhe. Dennoch ahnte Niemand die Nähe der Gefahr, bis sie plötzlich am Freitage anfing zu phantasiren und dann gar zu schreiben (wie sie sagte an Luise Bülow); das allerschlimmste Anzeichen! — Da Agnes noch zu schwach war, pflegte sie meist Marie Solger*) mit großer Aufopferung und bewundernswürdiger Energie. Die Sacramente hat sie nicht empfangen. Carus hatte daran erinnert, Agnes aber nicht zu sehr aufregen wollen, da sie doch noch an Rettung glaubte. Doch betete sie Sonnabend Abend noch die Epistel vom nächsten Sonntage aus dem Gedächtnisse her, wie M. sagt, mit wunderbar starker Stimme. Als A. sie fragte: Aber Dorothea, was soll ich ohne dich hier? hat sie geantwortet: sterben, denn ich sterbe jetzt! und sich nach der andern Seite gewendet. Ich glaube, das sind mit ihre letzten Worte gewesen. Sie starb Sonntag früh gegen ¼ auf 11 Uhr und zwar so ruhig, daß A. und M. ihr Verscheiden nicht einmal gleich gemerkt hatten. — T. hat D. nicht wieder gesehen, seitdem sie erkrankt war. Sonnabend Abend erst machte C. ihn auf die Gefahr aufmerksam und fragt ihn, ob er sie sehen wolle? T. sagt gleich, er sei jeden Augenblick bereit mit ihm hinüber zu gehen. Da besinnt sich C. und sagt: morgen früh ist es am besten. — Da war es denn aber zu spät! — Das Begräbniß fand am Mittwoch früh 6 Uhr statt und viele Freunde und Freundinnen begleiteten es, noch mehrere fanden sich auf dem Gottesacker ein, wo D.'s Beichtvater Doctor Zeller eine schöne einfache Rede, ganz in ihrem Geiste hielt, und die Kinder, deren Schulvorsteherin sie war, ein geistliches Lied, sowie vier Künstler das Lied von Salis an das Grab sangen. — Die Familie wußte die Stunde des Begräbnisses nicht und A. war gleich nach dem Tode D.'s zur Solger hinaufgeschafft wor-

*) Tochter des Philosophen Solger.

den, wo sie noch ist. Tieck sah erst den 5. oder 6. Tag mich und Sternberg wieder und war lange in einem Zustande dumpfer Betäubung gewesen, bis ein Zufall die ängstliche Spannung gelöst hatte. Es war nämlich den Leuten geboten worden, alle Erinnerungen an das Begräbniß vor T., der nicht von seinem kleinen Sopha kam, zu verheimlichen. Da schickte nun die Königin und Prinzeß Amalie Kränze und Palmen und däucht das dem kleinen Bedienten so merkwürdig, daß er sie zu T. trägt, dem dieser Anblick die Wohlthat eines endlosen Thränenergusses verschafft. Seitdem hat er sich um vieles erleichtert gefühlt; doch sieht er noch Niemand und sitzt den ganzen Tag und Abend allein in seinem Zimmer oder nur in Gesellschaft der Gräfin. A. ist mehrmals bei ihm unten gewesen und diese Besuche scheinen Beiden wohlgethan zu haben. Ueber Dorothea spricht er sonst mit Niemand und hat seine Freunde bitten lassen, sie nicht zu erwähnen, er sei noch nicht im Stande es auszuhalten. Ein Umstand, der mir Dorotheens Tod noch rührender macht, als er es an sich selbst ist, ist ihr wahrhaft ideales freundschaftliches Verhältniß zu der Gräfin Luise Bülow-Dennewitz, der Tochter des Feldherrn, die mit ihrer Mutter seit einem Jahre hier lebt. Ich habe in der Wirklichkeit nie ein so unendlich poetisches Verhältniß zwischen zwei Menschen gesehen und D. war darin ganz glücklich und sollte doch nur diese Freundin gefunden haben, um sofort wieder von ihr getrennt zu werden. Auch hatte sich seitdem ihr ganzes Wesen wie verklärt, und wenn sie früher zuweilen schroff und äußerlich unfreundlich, selbst gegen ihre ältesten Freunde war, so schien sie seitdem theilnehmender und zutraulicher als je; ihr Wesen war die höchste edelste Resignation und gab sich doch dabei mit der wahrsten Menschenfreundlichkeit allen kleinen Freuden des Lebens so harmlos hin, wie es nur der Hoffende Glückliche und Genießende vermag. — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ihr ergebener

E. von Bülow.

# Briefwechsel

zwischen

## Fr. von Uechtritz und C. Schnaase.

## Uechtritz an Schnaase.

Düsseldorf, den 1. November 1854.

Laß mich, mein theurer Schnaase, diesen Brief damit beginnen, daß ich Dir von unsern weitern Reisebegebnissen seit unserer Trennung in Kurzem Nachricht gebe. Wir wandten uns, wie Dir noch erinnerlich sein wird, von Nürnberg zunächst nach dem Bodensee. Nachdem wir uns in Friedrichshafen an dem ersten Anblicke desselben und seines reichen Farbenspieles entzückt hatten, begannen wir von diesem Orte aus, unser Hauptgepäck hier zurücklassend, eine Tour von einigen Tagen in seine Umgebungen mit einem kleinen Ausfluge in die Schweiz verbunden. Wir wandten uns zunächst nach Schaffhausen, genossen das majestätische, erschütternde, betäubende Naturschauspiel des Rheinfalls von allen dazu diesseits und jenseits eingerichteten Punkten aus, gingen von da nach Constanz, um das Andenken Hussens an den von seinen letzten Schicksalen zeugenden Stätten zu feiern, sodann über Rorschach nach St. Gallen, von wo uns bei himmlischem Wetter in offnem bequemem Wagen mit rüstigen, von einem netten saubern Schweizerbuben trefflich gelenkten Pferden eine Fahrt, die entschieden zu den Höhepunkten unseres Lebens gehört, über die herrliche Aussicht von Böglisec, über Teuffen, Gais und Appenzell bis Weißbad führte. Du, der so viel noch Größeres und Gewaltigeres an Gebirgen und Gebirgshäuptern geschaut hast, wirst Dich kaum mehr in das Entzücken versetzen können, womit uns noch nicht so verwöhnte Menschenkinder der Anblick der Appenzeller Alpen, des schneebedeckten Säntis erfüllte. Wir verbrachten die Nacht in Appenzell bei der als die schöne Appenzellerin bekannten, noch immer reizenden, im vollen Schmucke der Landestracht etwas coquett prangenden Wirthin, erfreuten uns auf einem um Sonnenuntergang gemachten Spaziergange eines vollen poetischen Ein-

drucks schweizerischen Daseins mit klingelnden Kuhglocken auf den fetten Matten zum Geläute der Abendglocke vom dörflichen Städtlein her und röthlichen Abendwolken über der erhabenen Alpenreihe uns gegenüber, und genossen (d. h. ich genoß) am Morgen das Glück, von einer wunderhübschen, sittsamen Schweizerdirne — rasirt zu werden; ein Glück, das nur einigermaßen durch das scharfe Nasenquetschen getrübt wurde, womit die bei aller Zartheit kräftige Jungfrau für nöthig hielt, mir eine Warnung gegen jedes unziemliche Verständniß ihrer Dienstleistung zu geben. — In Stuttgart, wo wir von Friedrichshafen aus am 23. August anlangten, verweilten wir, auf Briefe von Schwägerin Emmi wartend, in sehr comfortabeln Räumen des Hotel's Marquart über acht Tage, die uns durch die überaus herzliche Aufnahme, die uns von Seiten meines Freundes Grüneisen und seiner Familie sowie der Familie des von Hamburg übergesiedelten Buchhändlers Besser, eines Bekannten aus dem Wolf'schen Hause, zu Theil wurde, sowie die Aufmerksamkeiten des preußischen Gesandten*), eines Freundes Schwager Hermann's (in dessen Hause ich die Bekanntschaft Wolfgang Menzel's machte) gar angenehm vergingen. Wir sahen bei Grüneisen's und Besser's Gustav Pfitzer und seine Frau, den Professor Schwab, Sohn Gustav Schwab's u. s. w. Im Ganzen hat mir jedoch die Stuttgarter Geselligkeit nicht den Eindruck einer geistig besonders angeregten gemacht; die Stunden, die wir mit Grüneisen im Schooße seiner Familie allein verbrachten, boten in dieser Beziehung das Beste, wie sie uns überhaupt immer ein liebes Andenken bleiben werden. Im Allgemeinen kann ich aber nicht sagen, daß sowohl die umgebende Natur als der Character der Stadt und das gesellige Leben eine besondere Sehnsucht in mir geweckt hätte, in Stuttgart meinen dauernden Aufenthalt nehmen zu dürfen. Durch die Gefälligkeit des guten Besser wurden mir mehrere Dichterwerke meines neuen Marienbader Freundes Friedrich Hebbel zugeführt und habe ich mich

*) Graf Seckendorff.

theils hier, theils ſpäter in Dürkheim mit den Schriften deſſelben näher bekannt gemacht. Das, was Einem entſchieden und unleugbar entgegentritt, iſt eine gewaltige poetiſche Kraft mit großer Meiſterſchaft in der äußern Form verbunden; wie denn ſeine dramatiſche Proſa in der Judith und Marie Magdalene, ſowie ſeine Behandlung des dramatiſchen Jambus in der Genoveva und Herodes und Mariamne in unſerer Litteratur nichts Vollendeteres über ſich haben. Leider ſtört in ſeinen meiſten Werken eine wohl durch franzöſiſche Muſter angeregte Hinneigung zum Seltſamen, Abſonderlichen, vom Wege der einfachen geſunden Natur Abliegenden, ſich in pathologiſch-pſychologiſche Vertracktheiten Verirrenden. Trotz dieſer Mängel begegnen wir aber in ſeinen Dichtungen einer ſo markigen, mit ſo klarem Gepräge genialer Urſprünglichkeit ausgeſtatteten poetiſchen Urkraft, daß dieſem Dichter (ſo wenig als einem Heinrich von Kleiſt oder Achim von Arnim) eine ehrenvolle Stelle in unſerer Litteratur zu verweigern ſein wird. Auch liegen bereits einzelne Werke, wie z. B. Herodes und Mariamne, von ihm vor, die ich für durchaus groß und gelungen und dem Beſten von Kleiſt an die Seite zu ſetzen halten muß. Wenn Goethe irgendwo von dem Don Juan Byron's äußert, daß Ein Vers davon hinreiche, um das ganze befreite Jeruſalem zu vergiften, ſo kann man gewiß mit eben ſo vielem Recht von Hebbel ſagen, daß Ein Vers von ihm die ganze Poeſie eines Dutzend neuerer Lyriker und Naturmärchenſänger zu vergiften die Kraft habe.

An Freund Grüneiſen lernte ich eine mir intereſſante Anomalie der religiös theologiſchen Stellung kennen. Ich fand ihn nämlich auf der einen Seite ebenſo liebenswürdig duldſam in Beziehung auf Theater, Schauſpieler und Theaterbeſuch, als auf der andern bis zur Peinlichkeit ſtreng in Beziehung auf die äußere Sonntagsfeier. Er duldet keine nicht unumgänglich nothwendige, irgend in das Gebiet der Arbeit fallende Beſchäftigung bei ſeinen Kindern und Dienſtboten, perhorrescirt das Stricken an dieſem Tage und würde, wie uns die Tochter erzählte, am liebſten blos Reisbrei eſſen, um der Köchin nicht mehr Arbeit als

durchaus nöthig zuzumuthen, wenn ihm die Tochter nicht hinsichts des sonntäglichen Bratens einen bis jetzt ungebrochenen Muth entgegensetzte. „Das setzt er doch nicht durch," schloß sie ihre Erzählung. Dagegen findet er kein Bedenken dabei, den Schauspieler Gruner in seinem Hause und in seinen Gesellschaften zu sehen und hier die eine und andre dramatische Vorlesung zu veranstalten, auch an andern Orten als Stuttgart das Theater selbst zu besuchen. Er steht mit Eduard Devrient, jetzt Theaterdirector in Karlsruhe, in freundschaftlichem Umgange und Briefwechsel und wurde durch das vortheilhafte Bild, das er uns von diesem und seiner Theaterleitung gab, die Veranlassung, daß wir uns von Stuttgart nach Karlsruhe wandten.

Ebensosehr der Wunsch, doch irgendwo auf unserer Reise des Genusses einer guten theatralischen Vorstellung theilhaftig zu werden (denn München mit seinen Mustervorstellungen war uns entgangen und in Stuttgart hatte das Theater gerade Ferien) als die Aussicht, einmal in das Getriebe einer würdigen Theaterleitung zu blicken, bestimmte uns dazu. Wir wurden denn auch von Devrient mit höchster Freundlichkeit und Gastlichkeit aufgenommen, mußten gleich den ersten Abend in seinem Hause zubringen und haben uns einiger sehr gelungenen Darstellungen zu erfreuen gehabt. Devrient ist ein durch und durch gebildeter Mann (das was Tieck einen ächten Menschen nannte) von feinen liebenswürdigen Formen, der Dir gewiß überaus zusagen würde. Auch als Schriftsteller ist er von Werth und Bedeutung. Seine Geschichte der deutschen Schauspielkunst, die mir meine Frau, seine große Freundin und Verehrerin, zum Geburtstag geschenkt hat, ist ein vortreffliches Werk und gewährt (neben dem Unmittelbaren, was sie giebt) gar interessante, mir noch neue Blicke in die Geschichte des deutschen Kulturlebens. Doch vor Allem glaube ich Dir seine kleine Schrift über das Oberammergauer Passionsspiel empfehlen zu dürfen. Auch Dir, bei Deinem Interesse für das Mittelalter, wird dieser noch fortlebende Ueberrest der alten Mysterien und die hohe Wirkung und Bedeutung, die ihm nach Devrient zukommt, von Interesse

sein. Die Schrift ist durch den schönen religiösen Sinn, der sich darin ausspricht, und die Veranschaulichung der heiligen Geschichte, die man durch sie in der lebhaften Vergegenwärtigung jener theatralischen Darstellung erfährt, ein wahres Erbauungsbuch.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

In Dürkheim mußten wir noch mehrere Tage auf erträgliche Trauben warten. Erst vom 25. September an gelangten sie wenigstens für mich (denn meine Frau war toleranter) zu hinreichender Reife, in den letzten beiden Wochen unsers Aufenthaltes aber zu einer goldschillernden Reife und Süßigkeit, die nichts zu wünschen übrig ließen. Auch ermangelte es der Gegend nicht an den mannigfachsten Reizen und wahrhaft balsamischer Luft, und gegen das Ende unseres Aufenthaltes hatten wir auch einen Kreis von lieben Bekannten gefunden, bei dem wir nur bedauern mußten, ihn nicht mit nach Düsseldorf nehmen zu können. Dr. Halle und seine Frau, deren Du Dich aus Nürnberg erinnern wirst und mit denen wir in Dürkheim wieder zusammentrafen und besonders in der letzten Zeit unsres dortigen Aufenthaltes in recht gemüthlichen Verkehr kamen, gehörten darunter. Ich schrieb in ihr, der Frau Halle*), Album:

Wir sind uns so vieler Orten
Begegnet im Laufe des Jahr's,
Daß ich schüchtern wage zu hoffen,
Noch das letzte Mal nicht war's.

Wir zwar, wir geh'n uns zu festen,
In der Heimath zu hemmen den Flug:
Doch Euch lieben wandernden Gästen
Bleibt ja offen die Welt zum Zug.

Wer weiß, ob nicht das Wasser
Eines Brunnen's der Düsselstadt
In Eurer Theemaschine
Zu sieden das Glück bald hat.

*) Hamburgerin, Tochter Salomon Heine's.

Mit diesem Hoffnungstraume
Lindr' ich des Scheidens Weh;
Wir scheiden wohl nicht für immer;
Auf Wiedersehen! Ade!

In Bonn verweilten wir auf unsrer Rückreise einige Tage, die uns im traulichen Verkehr mit den lieben Loebell's, unter anregenden Gesprächen zwischen mir und dem Freunde gar angenehm vergingen. Eine Hauptcontroverse zwischen uns (an der auch die beiderseitigen Frauen, jede auf der Seite ihres Gatten stehend, theilnahmen) drehte sich um die Auffassung und Beurtheilung der Goetheschen Wertherbriefe. Das Loebellsche Ehepaar stand durchaus auf dem in der Vorrede gegebenen Standpunkte der Annahme einer gewaltigen Leidenschaft für Lotte in Goethe und der Bewunderung ihrer heroischen Besiegung, einem Standpunkte, den man (da er der eigenen Darstellung Goethe's in Wahrheit und Dichtung entspricht, auch von der Mehrzahl der Leser jener Briefe und den darüber erschienenen öffentlichen Stimmen getheilt zu werden scheint) als den orthodoxen und legitimen bezeichnen darf; wir unsrerseits dagegen erkühnten uns der ketzerischen Meinung, daß uns jene Leidenschaft gar nicht so übermäßig, sondern eher etwas über ihren natürlichen Verhalt künstlich hinausgeschraubt vorkomme, Goethe dabei recht wohl bei sich selber geblieben sei, und daß (was die Hauptsache) sein Abbruch des Verhältnisses durch plötzliche Flucht nicht sowohl als eine That heroischer Selbstüberwindung anzusehen als aus dem Bedürfnisse hervorgegangen sei, einem durch seine Ueberspannung beläftigenden Verhältnisse zu rechter Zeit einen Schluß zu geben. Doch muß ich allerdings bekennen, die Briefe in Dürkheim nur sehr flüchtig durchlaufen zu haben und daher zu einem so kecken Urtheile auch bloß den Freundesohren gegenüber kaum befugt zu sein.

Wenn wir nach Düsseldorf mit der Voraussicht eines sehr einsamen Winterlebens auf die reichen geselligen Anregungen unserer Reise zurückkehrten, so hat sich diese Besorgniß bis jetzt nicht bewährt. Die hierher zurückgekehrten Schrödter's sind uns

mit großer Freundlichkeit entgegengekommen. — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Doch noch mehr nimmt uns ein andrer Umgang, deſſen wir uns in dieſem Augenblicke hier erfreuen, in Anſpruch. Heinrich v. Arnim befindet ſich nämlich mit ſeiner ebenſo ſchönen als anmuthigen und ſeel- und geiſtbegabten Tochter hier und wir ſehen uns viel mit ihnen. Wie man auch über ſeine politiſche Rolle denken mag (ich bin geneigt, ſehr gut davon zu denken, wenn er auch hier und da vorſichtiger hätte verfahren können), er iſt jedenfalls ein Mann von geiſtiger Bedeutung, eine entſchieden vornehme Natur und voll kräftig patriotiſcher Geſinnung. In Bonn, wo er den letzten Winter zubrachte, ſcheint er ſich durch ſein (ungeachtet ſeiner Zerfallenheit mit der Regierung) ſehr ariſtokratiſches Auftreten viele Feinde gemacht zu haben; wenigſtens Freund Loebell ſpricht ſehr piquirt gegen ihn, — wir haben uns jedenfalls nur großer gemüthlicher Freundlichkeit von ſeiner Seite zu rühmen und werden die mit ihm und der liebenswürdigen Elſe verlebten Stunden immer zu den angenehmſten geſelligen Erinnerungen unſers Lebens rechnen.

## Schnaaſe an Uechtritz.

Berlin, 22. Februar 1855.

Mein theurer Freund!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — Von mir nachher, zuerſt von Deinen Briefen, um mich bei Erwähnung des erſten durch die friſche und freudige Reiſeſtimmung zu erquicken, die mir aus ihm entgegenweht, und die mir die ſchöne und ausführliche Beſchreibung der angenehmen Erlebniſſe verſchaffte, die Ihr Lieben, ſeit wir uns in Nürnberg trennten, wandernd genoſſen habt. Herzlichſten Dank für alles Mitgetheilte, auch für die hübſchen Verſe an Frau Halle, deren lebendiges Metrum auch noch die Bewegung der Reiſe und des wechſelnden Trennens und Begegnens neben den

Worten ausspricht. Ueber Grüneisen (den ich seit vielen Jahren nicht und auch nur kurz gesehen, aber immer eine Art Verwandtschaft zu ihm gefühlt habe) nur meine Verwunderung rücksichts seiner mehr als anglikanischen Sonntagsstrenge. Wohl soll der Sonntag geheiligt werden, aber Feiern besteht eben nicht in Zwang und Aengstlichkeit; gebt positive Feier, dann wird die Arbeit von selbst fortfallen. Ich sehe aber nicht ein, daß es eine Entheiligung ist, wenn man (auch abgesehen von dem Heilen und Aehrenausraufen des Herrn und der Jünger) neben der Feier, die durch breite Ausdehnung an Intensität verlieren müßte, auch Anderes vornimmt. Deine Hinweisung auf Hebbel und auch die auf Devrient's Buch habe ich noch nicht benutzt (über das Oberammergauer Passionsspiel), obgleich mir Letzteres besonders interessant sein würde. Ich werde es mir zu verschaffen suchen, und vielleicht auch ein Mal zu Hebbel greifen, wenn mir etwas von ihm zugänglich wird. Im Ganzen lese ich nicht viel Poetisches. Längere, namentlich dramatische Dichtungen erfordern, wenn man ihnen gerecht werden will, anhaltende, wenig unterbrochene Lectüre und zu der komme ich nicht leicht. Auch wird mein poetisches Bedürfniß theils durch Gegenstände der bildenden Kunst, die mich von verwandter Seite berühren, theils durch ältere Sachen, auf die mich meine Arbeit führt (manches Altdeutsche habe ich neulich wieder oder neu gelesen), theils endlich durch kleinere Arbeiten, welche mir meine hiesigen jüngeren Freunde zuführen (z. B. die allerdings nicht gewichtigen, aber reizenden und zarten Sachen von Storm: „Immensee" und „Im Sonnenschein", die ich in diesen Tagen las) ziemlich befriedigt. In der Frage über den Goethe-Kestner'schen Briefwechsel würde ich mehr auf Loebell's, als auf Deiner Seite gestanden haben. Goethe's Aeußerungen und selbst die Art, wie sie von Kestner aufgenommen wurden, jene wegen ihrer Frische und diese wegen des kälteren, mehr kritischen Charakters Kestner's, scheinen mir überzeugend, daß Goethe's Gefühle völlig wahr und keineswegs künstlich gesteigert, daß seine Flucht wirklich ein kräftiger Entschluß nach und in hartem innerem Kampfe gewesen. Aber es

iſt gewiß, daß ſein hoher Sinn, ebenſo wie er es ihm unmöglich machte, zu verbergen und den Freund zu täuſchen, daß ferner ſein Talent und die Luſt, Wirkliches künſtleriſch umzugeſtalten, ihn vor der Gefahr des Unterganges an dieſer Leidenſchaft ſchon von vorn herein bewahrte, und ein leiſes Gefühl dieſes innern Schutzes mag ihn ſchon vorher begleitet haben Nur durch irgend eine Schuld wird die Liebe zur zerſtörenden Leidenſchaft, Goethe's Offenheit und Flucht mußte nothwendig ihre Kraft brechen, und es blieb nichts übrig als die Liebe, die denn freilich bei Goethe's fernerer Entwickelung und bei ſeinem (vielleicht mit durch jene weniger unglückliche, als vereitelte Liebe verurſachten) Schickſale allmählich ſchwächer und ſchwächer wurde.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Auf Näheres von dem „Heiden und ſeinen Kindern" bin ich begierig. Es iſt ein gar ſchöner Stoff, ſchön durch die Studien, zu denen er Dich führen wird, aber auch an ſich. Meine Abwehr des byzantiniſchen Einfluſſes auf die ſpätere fränkiſch-germaniſche Welt darf Dich freilich nicht erſchrecken. Das Chriſtenthum war ja überhaupt in griechiſcher Form in das Abendland gekommen. Es war die Sprache der erſten chriſtlichen Gemeinden in Rom und an andern Orten, und jene Abwehr bedeutet eben nur, daß jene erſte Ausſaat rein bleibe, daß nicht der von der Griechin geborne Sohn des Gothen für einen Sprößling eines erſtarrten Byzantiners ausgegeben werde. Mein Auge wird müde und mein Wort ziemlich unklar. — — — — —
— — — — — — — — — — — —

## Schnaaſe an Uechtritz.

Berlin, den 6. April 1856.

Mein theurer Freund!

Ich habe Dir für mehrere Briefe zu danken, die ich zu einer Zeit erhielt, wo ich mir ihre unmittelbare Beantwortung verſagen mußte, die mich aber durch ihren liebevollen Ton und

durch den Beweis Deiner bewährten Freundschaft recht innig erfreuten. Gottlob scheint es jetzt wirklich, daß meine Besserung fortschreitet. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dein letzter Brief berührt bei Erwähnung von Perthes' Leben Bd. III ein Paar interessante Fragen, die jetzt freilich schon lange hinter Dir liegen, auf die ich aber noch mit wenigen Worten zurückkommen will. Perthes ist bei seinem tiefen religiösen Sinne und dem bewundernswerthen praktischen Takte, der ihn so oft das Richtige finden lehrte, doch zu sehr Autodidakt, um nicht bei tieferen speculativen Beziehungen von irgend einer einseitigen Auffassung fortgerissen zu werden. So verhält es sich denn auch mit seiner Zustimmung zu dem Tauler'schen Satze über das Selbstbewußtsein. Das Irrige oder Einseitige dabei entsteht, wie mir scheint, dadurch, daß er nicht weiß oder ausspricht, daß in allem geistigen Einzelleben ein polarischer Gegensatz liegt, Selbstsucht und Aufgehen in Gott. Das erfahrungsmäßige Ueberwiegen des Selbstsüchtigen im Menschen hat alle Mystiker dahin geführt, das Aufgehen in Gott in einer Weise zu betonen, welche ihrem Ausdrucke nach nahe an ein pantheistisches Verschwimmen und Verschwinden der Individualität streift, und diese anscheinend selbstlose Theorie hat auch unserm Perthes augenblicklich zugesagt. Das Wahre dürfte aber sein, daß das Aufgehen in Gott eine That der Freiheit ist und bleiben muß und mithin nicht ohne Bewußtsein denkbar ist, so daß dieses die Mitte zwischen den beiden Polen der Selbstsucht und des völlig negativen (pantheistischen) Aufgehens in Gott bildet. — Die zweite Aeußerung über das Unheimliche und Grausame in der Natur hängt mit der ersten zusammen. Die Tücke der Thierwelt ist eben die erste Regung der Freiheit im bloßen Fleische, ohne alles Correctiv durch den Geist. Können wir uns auch nicht darüber völlig klar werden, warum der allmächtige Schöpfer diese schauerliche Zwischenstufe zwischen der reinen Nothwendigkeit der Natur und dem Geistesleben nicht vermieden habe, so dämmert uns doch einiges Licht, wenn wir erwägen, daß er über-

haupt der Natur eine gewiſſe Freiheit gegeben, ihr geſtattet hat, auch in das irdiſche Geiſtesleben zerſtörend einzugreifen, und daß dieſe feindliche Gewalt der Natur offenbar eine Beziehung auf das ſittliche Leben des Menſchen hat, der dadurch theils zur Demuth angeleitet und theils zum Kampfe gegen das Böſe in ihm aufgefordert wird.

Ich habe mich in dieſen Zeiten der Einſamkeit viel mit religiöſen Fragen beſchäftigt, die ich gern mit Dir beſpräche. Freilich würde dies ſchriftlich zu weit führen; indeſſen will ich doch verſuchen, ob ich Dir, dem eingehenden und meine Ausdrucksweiſe ſo genau kennenden Freunde über Einiges verſtändlich werden kann. Es kam mir zunächſt darauf an, mich mit den ſogen. Frommen auseinander zu ſetzen, mich zu prüfen, woran es eigentlich liegt, daß ihre Weiſe, obgleich ich Wärme des Glaubens und der Liebe bei ihnen anerkennen muß, mich abſtößt, ob blos in mir, in meiner Sünde (Vernunft-Hochmuth, Menſchenfurcht u. dgl.) oder auch in ihnen, und worin. Und da glaube ich denn den Grund darin zu finden, daß ihre Betrachtungsweiſe die Schrift nicht in das rechte Verhältniß zu der Offenbarung Gottes in der Natur und in der Vernunft ſtellt. Sie wagen es zwar nicht mehr, das credo quia absurdum est auf ihre Fahne zu ſchreiben, oder die craſſe Eingebungstheorie zu vertheidigen, und noch weniger bekennen ſie ſich zur ſtrengen Prädeſtinationslehre. Aber ſie neigen ſich zu all' dieſem hin. Sie behandeln noch immer die einzelnen Schriftſtellen wie unmittelbare göttliche Ausſprüche, bei denen es nur auf vermeintlichen Wortſinn, nicht auf eine Erforſchung des eigentlichen göttlichen Inhalts unter Berückſichtigung der Perſönlichkeit des Sprechenden und der Umſtände und Beziehungen, unter welchen der Ausſpruch gegeben iſt, ankomme. Sie ſind noch immer geneigt, Jedem, der ſich dieſer Auffaſſung nicht erſchließt, den Mangel an Glauben vorzuwerfen und ihn mit der Bemerkung, daß dieſer „nicht Jedermanns Sache ſei" und von Gott geſchenkt werden müſſe, zurückzuweiſen. Das iſt ſehr einfach und bequem und giebt auch eine gewiſſe beneidenswerthe Energie, welche viele

Opfer leicht macht und zu äußeren Liebeswerken kräftigt. Aber es ist doch theils eine Härte darin, welche sich entschließen kann, ohne Weiteres dem Andern den Glauben, ja selbst die Fähigkeit dazu abzusprechen, theils eine Willkür. Sie erklären den schriftlichen Befehl Gottes für ächt und unzweifelhaft, schmähen Jeden, der es für Pflicht hält, denselben zu prüfen, und bedienen sich am Ende seiner als einer auf sie gestellten Vollmacht. In einer Recension von Bunsen's „Zeichen der Zeit" (die ich übrigens keineswegs vertreten will, in der vielmehr auch nach meiner Ansicht sehr viel Keckes, Anmaßliches und Unverdautes ist) in der evangel. Kirchenzeitung war neulich gesagt: Es genüge noch nicht, daß man Jesus Christus als den Sohn Gottes und als unsern Erlöser und Heiland alles Ernstes anerkenne; das könne auch der Rationalist. Darin liege der Unterschied, daß diesem diese Erkenntniß wie alle andere Erkenntniß zu Theil werde, während sie dem Gläubigen die einzige sei. — Nun in diesem Sinne bin ich auch entschieden Rationalist. Ich würde es für Vermessenheit halten, wenn ich behaupten wollte, daß ich zu Trajan's oder selbst Constantin's Zeiten ebenso wohl ein Christ geworden wäre, wie jetzt; ich halte das große Wunder der Erhaltung des Christenthums durch die Reihe der Jahrhunderte, der Umgestaltung der ganzen sittlichen Welt durch dasselbe für den stärksten Beweis seiner Wahrheit, und halte Denjenigen, welcher durch die Betrachtung dieses Wunders die Ueberzeugung gewinnt und durch sie zum Christenthum gelangt, für einen ebenso legitimen Gläubigen als jeden Andern. Ich weiß überhaupt nicht, wie man zur Erkenntniß der Heilswahrheiten auf anderm Wege als zu den andern Wahrheiten gelangen könne; wir lernen Alles durch Vernunft und Erfahrung, und so auch jene. Gott hat die Thore seines Reiches aber für Alle geöffnet und jene engherzig Gläubigen versündigen sich an ihren Mitmenschen, wenn sie denselben die Predigt des Glaubens nicht in jener einfachen, Allen verständlichen Weise vortragen, und bei den Trägen oder Widerstrebenden den Wahn erwecken, daß der Glaube eine besondere Begabung, einen sechsten Sinn voraussetze. Es ist ein Miß-

brauch, noch jetzt von Rationalismus zu reden, nachdem jene heuchlerische oder doch laue Partei unter den Theologen ausgestorben ist, und uns vielmehr die Gefahr einer ganz andern, viel gefährlicheren und feineren Heuchelei droht. Allerdings giebt die bloße Verstandeserkenntniß noch nicht den seligmachenden Glauben; wer bei jener Erkenntniß kalt bleibt, nicht die innere Erfahrung von ihrer Wahrheit, von der Nähe Gottes und seiner in uns sprechenden Stimme macht, nicht dadurch tief innerlichst erschüttert, zur Buße und zur Erneuerung seines Lebens geführt wird, der ist noch kein Christ im wahren Sinne des Wortes, sondern ein trockener Verstandesmensch; in diesem ungewöhnlichen Sinne ein Rationalist. Aber so gewiß dies in abstracto, so schwer, ja unmöglich ist es, darüber in concreto zu urtheilen, und ein solches Urtheil ist geradezu unchristlich. Auch wird es wohl einerlei sein, ob Einer durch innere Herzenserfahrungen (etwa durch eine plötzliche Erkenntniß der Sünde oder durch eine wunderbare Rettung) zum Christenthum bekehrt wird, oder ob ihm diese Erfahrungen zu Theil werden, nachdem ihm durch verständige Beweise der Aechtheit der Lehre die Augen geöffnet wurden.

Aus dieser falschen Stellung zur Vernunft fließt alles Uebrige. Die crasse Orthodoxie mag ausreichen, um Südseeinsulaner zu bekehren und auf rohe Handwerksburschen und Proletarier günstig einzuwirken. Aber sie kann der evangelischen Kirche niemals die wahre Katholicität geben, und ohne diese sind auch jene Erfolge täuschend und vorübergehend. Es ist eine Schande, daß man in unsern gebildeten Kreisen kaum vom Christenthum sprechen kann, ohne allgemeines Verstummen hervorzubringen, und dies ist nur die Schuld jener falschen Orthodoxie. Die Anforderungen an größere Heiligung mögen der Eitelkeit, Sinnlichkeit und materialistischen Gewohnheit unbequem sein, aber einem ächten und klar vorgetragenen Christenthum würde die überzeugende Kraft nicht fehlen und der Bekehrung des Verstandes würde der Einfluß auf die Sitte folgen. So lange aber jene Partei nur auf die hergebrachten Phrasen etwas giebt, hinter denen sich Hohlheit und Heuchelei birgt, und so lange sie den ausschließlichen Namen

des Christlichen usurpirt, sträubt sich bei Vielen nicht die Sünde, sondern der edelste Rest des Ebenbildes Gottes im gefallenen Menschen, der Sinn für Wahrheit, gegen dies vermeintlich einzige Christenthum. Die Orthodoxie hat den Materialismus der Naturwissenschaft hervorgerufen, jene hat das Beispiel gegeben, sich der Vernunft zu entheben, und diese benutzt es; bei beiden ist ein gedankenloses Fortschreiten, das Läugnen der Wunder, die außerhalb ihrer Gewohnheit liegen, die Herrschaft der Phrase. Aber es kann sein, daß die Reaction gegen den Materialismus heilsam auf die Orthodoxie einwirkt, selbst Hengstenberg findet sich in seinem Vorwort zum neuen Jahrgange der evangel. Kirchenzeitung bewogen, die „natürliche Theologie" als theologische Disciplin und das Studium der Philosophie den Theologen zu empfehlen, und wenn seine jungen Standesgenossen dem Rathe folgen, müssen ihre krassen Parteiansichten an Kraft verlieren.

Auch der Confessionalismus fließt nur aus dieser Quelle. Sie verlangen Worte und immer mehr Worte, weil sie an den Geist nicht glauben. Sie eifern gegen die Union, weil sie Gottes Stimme in der Geschichte nicht verstehen. Sie treiben die Inconsequenz so weit, daß sie einerseits von der Stärkung der Kirche sprechen, und dann wieder jedem Pfarrer erlauben, nach seiner Auslegung einer Bibelstelle sich über das vieljährige kirchliche Herkommen bei Ehescheidungen fortzusetzen.

Ich breche meine Herzensergießungen ab und will das Sündenregister jener Partei damit schließen, daß sie mich verleitet haben, Dir sehr gewöhnliche Dinge in sehr ungeschickter Form vorzutragen, und vielleicht mich in einen unerlaubten und unchristlichen Eifer hineinzureden. Es ist ein Jammer, daß wir Schwachen kämpfen und abwehren müssen, wo wir nur lobsingen und preisen sollten und möchten.

— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

## Uechtritz an Schnaase.

Düsseldorf, 26. Juni 1856.

Seit wie lange lastet es schon schwer auf mir, mein geliebter Schnaase, daß ich auf Deinen letzten Brief vom 6. April d. J. — ich erschrecke über das Datum, indem ich es niederschreibe — so, dem Anscheine nach, unverantwortlich verstummt bin. Denn Du an amtliche Vielarbeit weit mehr Gewöhnter und darin Geübter als ich, kannst mir es bei aller Nachsicht der Freundschaft kaum zur Entschuldigung anrechnen, daß allerdings seit dem Tode Hoffmann's*), der auch Dir gewiß unerwartet und erschütternd gekommen ist, eine das Maß meiner Fähigkeit, den Kopf über dergleichen frei und leicht oben aufzuhalten, übersteigende Fluth von Geschäften mich bedrängt. — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Hingang Hoffmann's fiel in eine Zeit, wo ich mich so recht mitten darin befand, einem Abschnitt meiner „Sittliche Lösung ohne rechtliche Sühne" die letzte Ausarbeitung und abrundende Durchführung zu geben, und ich konnte mich nicht entschließen, mich von dem Werke entschieden zu trennen, ehe ich nicht wenigstens diesen Theil desselben zum Ziele geführt hatte. Es war mir eine gar zu drückende Vorstellung, nach Kissingen (wohin ich wieder beordert bin) zu gehen, ohne jenen Ruhepunkt erreicht zu haben. So kam es, daß ich zunächst alle Zeit, die ich erübrigen konnte, auf die Erreichung dieses Zieles wandte, zu dem ich denn auch vor einigen Tagen glücklich gediehen bin. Ich fühle, daß mir das Dir gegenüber, mit einiger Strenge beleuchtet, keine rechte Entschuldigung giebt; aber Du gehst ja als Freund in meine Art und Weise viel zu nachsichtig ein, um Dich nicht in die Stimmungen eines solchen Festhaltens und Fertigmachenwollens mitten im bedrängenden Strudel und der dadurch herbeigeführten Unfreiheit und Unfähigkeit für jede Thätigkeit, die außer der festgehaltenen und andrerseits aufgedrungenen Arbeit

*) Präsident des Landgerichts in Düsseldorf.

liegt, hineindenken zu können. Es ist eine gar zu harte Aufgabe, sein bestes innerstes Leben so mitten in der Hervorgeburt zappelnd verlassen und stecken lassen zu sollen.

Die erste freie Morgenstunde, die ich nach dem beruhigenden Abschlusse, zu dem ich in meinem Gedichte gelangt bin, gewinne, ist denn auch Dir, mein theurer Schnaase, gewidmet. Die tröstlichen Nachrichten, die uns nicht blos durch Deinen letzten Brief über Dein Befinden geworden sind, haben uns sehr glücklich gemacht. Auch der seelenvolle Brief Deiner lieben Frau, für den ihr Marie den besten innigsten Dank sagen läßt, hat uns darüber frohe Bestätigung zugeführt. — — — — — — So dürfen wir denn in Beziehung auf Dich und Dein Ergehen mit dankbarem Vertrauen auf die bisherigen gnädigen Führungen Gottes und mit vertrauender Hoffnung in die Zukunft blicken.

Das, was Du mir in Deinem letzten Briefe, der mir außer den guten Nachrichten über Dein Befinden, die er enthält, auch durch seinen sonstigen reichen Inhalt große Freude gemacht hat, über einige in Perthes' Briefen geäußerte Ansichten schreibst, ist mir sehr willkommen gewesen. Ein Aufgehen des geschaffenen endlichen Geistes in ein unpersönliches geistiges Dasein ist äqual einem Aufgehen in blauen Dunst. Dagegen glaube ich, daß der Begriff der Persönlichkeit Gottes — wenigstens wie ihn unsre Frommen fassen — einer Läuterung, Erweiterung, Erhöhung bedarf. Ich kann nicht läugnen, daß mich ein gewisses beengendes Gefühl überkommt, wenn ich von dem „persönlichen Gott" höre. Der Begriff eines im pantheistischen Sinne unpersönlichen Gottes ist mir allerdings noch weit unerträglicher; aber ich denke, daß wir in Gott eine Existenz ahnen, für die der Begriff der Persönlichkeit, wie wir ihn uns von der des Menschen zu abstrahiren genöthigt sind, ein zu enger ist. Auch die Lehre der Kirche von den drei Personen in Gott, die doch wieder nur Eine sind, weist ja darauf hin, daß hier von Person und Persönlichkeit in einem ganz andern Sinne gesprochen werde, als auf den uns jene Abstraction führt; daß diese Worte hier nur darum gebraucht werden, weil es

eben keine anderen giebt und unſer Wiſſen nach dem — auch für das Wiſſen der Kirche gültigen — Ausſpruche des Paulus nur Stückwerk bleibt. Es iſt gewiß ein arger Wahn, wenn wir, um Gott aus jener Enge des Begriffes der Perſönlichkeit zu löſen, ihn der weſentlichſten Weſenheiten des geiſtigen Lebens, die für uns nun einmal an dieſen Begriff gebunden ſind, berauben, ihn dadurch, daß wir ihn in die Armuth und Gebundenheit eines bewußtſein- und willenloſen Daſeins zerfließen laſſen, unter jenen Begriff hinabdrücken, ihm eine noch unendlich ſchauerlichere Schranke ſtellen. Aber von der andern Seite muß ich doch dabei bleiben, daß mir für mein innerſtes Ahnen eine Löſung aus der Enge jenes Begriffes noth thut: die Ahnung eines nicht unperſönlichen, aber überperſönlichen göttlichen Daſeins.

Es geht mir damit ungefähr eben ſo wie mit der Lehre von der Unſterblichkeit der Seele. Ich muß Bunſen beiſtimmen, daß der Begriff einer „Fortdauer ohne Ende" dem Begriff des „ewigen Lebens" nicht adäquat iſt. Nur möchte ich Bunſen, den ich gerade an dieſer Stelle auf einer mit dem Inhalte der heiligen Schrift und des Chriſtenthums ganz unvereinbaren Fährte finde, nur möchte ich ihn fragen, ob er denn etwa „ein Aufhören in der Zeit" mit jenem Begriff beſſer vereinbar halte. Gewiß, der in Chriſtus Wiedergeborene genießt ſchon hier die Theilnahme am ewigen Leben, er beſitzt es in jedem Augenblicke, beſitzt es als „ewiges", aber doch nur dadurch, daß dieſe intenſive Ewigkeit nicht nach der andern Seite hin die Sache eines Augenblicks, der Herrſchaft der Zeit unterworfen bleibt; man könnte dann nur von ihm ſagen, daß er einen flüchtigen Schluck aus dem ewigen Leben gethan; aber er hätte das ewige Leben nicht, und es zu haben, iſt ihm verheißen. Auch hier gilt es alſo, ſich zwiſchen zwei beſchränkende Anſichten ahnungsvoll hindurch, hinaus und hinauf zu erheben.

Die Lehre unſrer Frommen im ſtrengen Style, — vulgo Pietiſten genannt — mit der Du Dich beim Erlaſſe Deines letzten Briefes gerade in einem heftigern inneren Ringen befunden

zu haben scheinst, ist auch mir vor Jahren beängstigend nahe getreten und ich wäre vielleicht — wenn nicht die gründliche gesunde Vernünftigkeit meiner Frau mit stillem leisem Gegendrucke gegen ein tieferes Einlassen in geselligen Verkehr mit ihnen gewirkt hätte — tiefer in den Kreis ihrer Ideen hineingerathen; jetzt aber hoffe ich zu einem sichernden Abschlusse gelangt zu sein. Ich stimme Dir in Allem, was Du über die Einseitigkeit dieser Richtung sagst und wie sie nur für eine conventikelartige Förderung des Christenthums unter Handwerksburschen und Frauen ꝛc. (denen beiden damit nicht zu nahe getreten werden soll) tauge, vollkommen bei. Es ist gewiß ein arges Mißverständniß, daß sie Vernunft und Offenbarung, so wie sie thun, auseinanderreißen und von ihrem beschränkten Standpunkte aus eine Schranke ziehen, innerhalb welcher die Erleuchtung des Heiles dem Menschen allein zukommen könne. Wohl lehrt die Kirche, daß diese Erleuchtung durch das göttliche Wort und die Sacramente zugeführt werde. Aber kommt das Wort nicht etwa auch in dem Leben, den Schriften, dem Wirken aller Männer und Frauen Gottes, wie sie seit der Verkündung des Christenthums an der Entfaltung der Kirche gebaut haben, kommt es nicht in dieser Entfaltung selber zum Ausdruck? Und es sollte kein ächter Weg zum Glauben sein, wenn wir von dem Anblicke dieses heiligen Gesammtwirkens und seiner Früchte dahin geführt werden?

Ich bin in letzter Zeit auf Solger's nachgelassene Schriften zurückgekommen; den ersten Band, der die Briefe enthält, habe ich Abends mit meiner Frau gelesen. Welch ein schwerer Verlust war doch der Tod dieses Mannes! Ueber das Verhältniß von Vernunft und Offenbarung kann wohl nichts Besseres und Tieferes gesagt werden, als es in dem Aufsatze Nr. I des 2. Bandes „die Mißverständnisse über Philosophie und deren Verhältniß zur Religion" geschieht. Auch die Briefe Solger's im ersten Bande, sowie die von pag. 738 ab zwischen von der Hagen und Solger gewechselten Briefe möchte ich Dich dringend bitten, einmal wieder nachzulesen. Sie scheinen mir von höch-

ſtem Intereſſe und ich hörte gar zu gern Dein Urtheil über das darin Beſprochene und die philoſophiſche Grundanſicht Solger's, die ſich darin ausſpricht.

Merkwürdig iſt es, wie entſchieden ſich Solger an mehreren Stellen ſeiner Briefe wider die damals betriebene Union und für die Nothwendigkeit eines kirchlichen Bekenntniſſes erklärt. Allerdings bin auch ich durch einige gemachte Erfahrungen etwas irre an der Sache geworden.

Unter dieſen Erfahrungen nenne ich es, daß es mich ſehr unangenehm berührt hat, mir hier von der Kanzel entſchieden calviniſtiſche Lehrſätze mit prophetenhafter Autorität als Ausſpruch Gottes und der Kirche entgegen halten laſſen zu müſſen; Lehrſätze, gegen die ſich mein innerſtes Weſen ſträubt und zu denen mich das Lutherthum, von dem ich herkomme, nicht nöthigt. Ich meine die hier mehr als einmal aus dem Munde von Geiſtlichen gehörte Verkündung: Wenn Ihr Euch Eurer ewigen Seligkeit nicht gewiß haltet, könnt Ihr nicht ſelig werden. Es iſt dies jene auf dem Dogma der Gnadenwahl und dem damit zuſammenhängenden des donum perseverantiae, welches den Auserwählten zu Theil werde, beruhende Lehre, von welcher Möhler ſagt: Ich glaube, daß es mir in der Nähe eines Menſchen, der ſeiner Seligkeit ohne alle Umſtände gewiß zu ſein erklärt, im höchſten Grade unheimlich würde, und des Gedankens, daß etwas Diaboliſches dabei unterlaufe, wüßte ich mich wahrſcheinlich nicht zu erwehren. Es ſei nun zwar fern von mir, Möhler beizuſtimmen, aber ebenſowenig bin ich geneigt, mir dieſe Lehre als kirchlichen Glaubensſatz aufdrängen zu laſſen, und muß inſofern eine kirchliche Einrichtung, die den für mich beſtellten Prediger befugt macht, dieſes zu thun, für eine bedenkliche halten.

Jedenfalls iſt es eine Lehre, die gegenwärtig (wo ſie die lebendige, den Einzelnen fortreißende und beſtimmende Parteiwirkung, deren ſie ſich urſprünglich erfreuen mochte, verloren hat) nur geeignet iſt, auf ernſtere und tiefere Gemüther, die auf dieſelbe eingehen, einen beängſtigenden, wo nicht zerſtörenden

Einfluß zu üben. Wie ſchön und tröſtlich iſt es dagegen, was der Lutheraner Spener in ſeiner Erklärung der chriſtlichen Lehre nach dem Katechismus Luther's darüber ausführt §§ 440 et seq., daß ſich der Glaube und der daraus zu entnehmende Troſt zuweilen ganz in dem Menſchen verbergen und dem Bewußtſein entziehen und daß er dennoch mit rechtfertigender Kraft vorhanden ſein könne! Wie ſchön iſt es, was Pascal den Heiland im Geſpräche mit einer ſolchen bekümmerten Seele zu dieſer ſagen läßt: Würdeſt Du mich denn ſuchen, wenn Du mich nicht ſchon gefunden hätteſt?

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — —

## Uechtritz an Schnaaſe.

Düſſeldorf, den 17. Febr. 1859.

Wohl habe ich mir ſchon ernſtliche Vorwürfe gemacht, mein theurer Schnaaſe, daß ich einen ſo ausführlichen inhaltreichen Brief eines ſo lieben Freundes, dem von mir ſeit unſerer vorjährigen Trennung noch keine Zeile zugegangen, erſt heute beantworte. — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

So ließ ich mich denn in dem Eifer gehen, der mich in der Fortſetzung meines Romans ergriffen hatte und ſich dadurch nur noch reger geſtachelt fühlte, daß ich bei dem eben bearbeiteten Abſchnitte auf Schwierigkeiten ſtieß, die aus der Anpaſſung meiner Empfindung an die geſchichtlichen Verhältniſſe entſprangen und eine mehrfache Umdichtung nach Maßgabe meines tieferen Eindringens in den Gang der geſchichtlichen Ereigniſſe, die Beſchaffenheit der realen Localitäten ꝛc. nothwendig machten. Erſt in den letzten Tagen iſt es mir gelungen, dieſe Hinderniſſe (und wie ich hoffe, zum Vortheile meiner Dichtung auch als Dichtung) zu überwinden. Dazu kamen dann noch einige ältere Briefſchulden, die ich vor dem Briefe an Dich abzumachen

hatte. Darunter eine, die ein Schreiben von größerem Umfange erforderte, die Antwort auf die Tragödie „Columbus" von Werder, die mir der Dichter kurz vor Weihnachten freundlich zugesandt hatte und auf die ich mich ihm zu einer näher eingehenden Antwort verbunden hielt. Wenn Du dieses Gedicht noch nicht kennst, darf ich es Dir als ein dichterisches Werk von Bedeutung und großartigem Stile sowie gediegener dramatischer Behandlung empfehlen. Auch die Person des Verfassers würde Dir zusagen und bitte ich Dich, wenn Du ihm einmal zufällig begegnest, ihn herzlich von mir zu grüßen.

Wir fangen mehr und mehr an, uns hier bis auf Weiteres wieder einzugewöhnen. Die auf unserer vorigen Herbstreise angestellten Ortsbesichtigungen haben im Ganzen nicht das Resultat gehabt, uns einen andern Wohnsitz als unbedingt lockend für uns zu zeigen. Auch wo es uns im Augenblicke gefiel, kam der hinkende Bote in irgend einer später eingezogenen Notiz oder bei selbst angestellter kühlerer Betrachtung nach. Görlitz, bei dem die Wohlfeilheit sehr entscheidend in die Wageschale hätte fallen müssen, ist jetzt ziemlich so theuer wie Düsseldorf und dabei nicht großstädtisch reicher an geistigen Ressourcen geworden. Dresden, auch weit theurer als sonst, zeigte sich (selbst am Sonntage) von so rauher trüber Atmosphäre umqualmt, daß uns alle frühere Vorliebe dafür geschwunden ist. Heidelberg lachte zwar in der reinsten Beleuchtung und entzückte uns nicht bloß durch seine grünen Berge und von üppiger Vegetation umhüllte Schloßruine, sondern auch die phäakischen Genüsse seines Obstmarktes und köstlichen Gasthoffrühstückes mit tadellosester Butter so, daß wir schon nahe daran waren, der Sirene zu folgen, und erst in Berlin durch die abschreckende Schilderung Waagen's von dem überaus ungünstigen, durch Zug und Wind unerträglich heimgesuchten dortigen Winterklima wieder ernüchtert wurden. In Berlin erfreuten wir uns vierzehn sehr glückliche Tage an dem ungetrübten herzlichen Verkehr mit so vielen theuren Verwandten, wie auch alten und neuen Freunden (denn auch mit ein Paar neuen Freunden — Werder

und der Familie Lancizolle kam ich in den freundlichsten Verkehr), an der wohlgelegenen Wohnung unter den Linden, meinem jüngeren Bruder gerade gegenüber, an der Ueberschüttung mit Liebe und Vorsorglichkeiten von Seiten der nahe wohnenden Lieben, an der Freude des gemüthlichen Familienverkehrs in Mitte der lebensmunteren, begabten und dabei wohlgezogenen Kinder, die wir so gut wie erst kennen lernten. Dabei das schönste Oktoberwetter, das für Berlin so vortheilhaft ist; endlich (last not least) der Besuch in Eurer behaglichen Klause, von der wir wußten, daß sie sich bald wieder mit so liebem Leben beleben und füllen werde — was Wunder, daß unser Herz bezaubert und gefesselt wurde und wir ernstlich darüber zu Rathe gingen, ob wir nicht am besten thäten, in Berlin das Hüttlein unseres Alters (genauer, um meiner Eheliebsten nicht zu nahe zu treten: meines Alters) zu suchen. Nur Jena, zu dem wir auf unserer Heimreise ablenkten, machte mit seiner reizenden, von der heitersten Septembersonne bestrahlten Umgebung, seiner großen Wohlfeilheit bei relativer Nähe von Berlin, Görlitz, Schlesien, mit seinen vielfachen, durch unzählige Gedenktafeln gefeierten Erinnerungen an die große Zeit unserer Litteratur (unter denen uns das kleine Häuslein mit dem Namen „Tieck" auf dem Schilde über der Thür am tiefsten bewegte), besonders aber durch den liebenswürdigen anregenden Umgangskreis, in den wir uns zufolge einer Empfehlung meines jüngeren Bruders versetzt und bald wie alte Freunde einheimisch fanden, der preußischen Hauptstadt als höchst anlockender Wohnsitz die Palme streitig. Ich darf (Dank der Gastlichkeit des trefflichen Professor Dantz, in dessen Hause ich auch die mich sehr interessirende Bekanntschaft Kuno Fischer's machte) die Paar Tage in Jena unter die angenehmsten meines Lebens rechnen. Auch alte Bekannte, den Dichter Widmann mit seiner Frau, der Nichte Neander's, unserer gemeinsamen alten Freundin, trafen wir dort. Und doch haben wir beiden Aussichten (der auf Berlin schon wegen der dortigen Theuerung, der auf Jena besonders wegen des Mißverhältnisses, das zwischen Widmann und der übrigen

Gesellschaft zu bestehen scheint) so gut wie entsagt. Im Grunde haben wir ja auch hier — mit Ausnahme der weiten Trennung von vielen uns theuersten Menschen — alle Ursache, uns glücklich zu fühlen, zumal so lange die Freunde Meyerink, deren Werth ich Euch nicht zu rühmen brauche, uns nicht durch Versetzung entführt werden.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Mit Deinem Urtheile über Candidus kann ich mich im Allgemeinen einverstanden erklären; nur daß ich auf die sich darin äußernde poetische Kraft, auf den dichterischen Werth, besonders im Einzelnen, einen größeren Nachdruck legen möchte. Auch mich haben die Canzonen anfangs, als Heinr. Arnim sie uns eines Abends zubrachte und daraus vorlas, durch das Pantheistische, das sich darin nicht verkennen läßt, abgestoßen, dann aber durch die Innigkeit und Wärme des religiösen Gefühles, durch die Wahrheit des in ihnen waltenden Glaubenselementes lebhaft angesprochen. Es ist nichts künstlich Angenommenes, nichts Hinaufgeschraubtes darin, wie es mich häufig bei unseren Frommen stört. Diese Glaubenswahrheit wird mir nun einmal immer mehr zum ersten und Grundbedürfnisse. Ich kann weit leichter darauf verzichten, eine völlige Uebereinstimmung in der dogmatischen Anschauung zu finden, und weiß mich, ungeachtet mehr oder weniger wesentlicher Abweichungen von meiner eigenen Auffassung, an Stolberg und Schleiermacher, an Augustinus und wieder in andern Stimmungen, auch an Channing zu erbauen oder mich dem Philosophen Weiße für das Eine und Andre, das ich bei ihm gewonnen und bei Hengstenberg vergebens gesucht hätte, dankbar zu fühlen. Das Wort Voltaire's „Je prends le mien partout, où je le trouve" darf gewiß auch der protestantische Christ in unsern Tagen sich zum Grundsatze nehmen. Auch bei Schleiermacher ist es die Wahrheit seines Glaubenslebens, was für mich von so hohem Werthe ist. Ich kann in Deine ungünstige Meinung von der „Glaubenslehre" desselben nicht einstimmen. Es ist wahr, daß sie

Vieles dialektisch auflöst, aber es ist auch Vieles, das bleibt und dieses Bleibende und Herausgeschälte ist ein ächt christlicher Kern, der hier in einer Weise beleuchtet, befestigt und denkend begründet wird, die dem Verfasser eine Bedeutung in der Entwickelung der protestantischen Kirche giebt, welche mir noch lange nicht erschöpft scheint. Hast Du seine kürzlich veröffentlichten Briefe gelesen? Welche harmonische Charakterbildung in fortschreitender Läuterung tritt uns darin entgegen! Welche ruhige und selbstlose Hingebung an das Göttliche, das Ganze, das als recht und wahr Erkannte! welcher Unterschied von Herder in dessen Briefen an seine Braut und Goethe, wo uns das Verhältniß des Briefstellers zum geistlichen Amte und selbst zum Christenthum zuweilen als sehr zweideutig, wo nicht anstößig berührt, während sich bei Schleiermacher eine so reine und hohe Befriedigung in den geistlichen Functionen seines Amtes ausspricht!

Als hätten wir uns vor Einseitigkeit wahren wollen, haben wir unmittelbar nach den Briefen Schleiermacher's das Leben von Harms, dieses Koryphäen des Confessionalismus, gelesen. Eine wahrhafte, körnige, streitlustige, durchaus gesunde Natur. Es war mir wohlthuend zu lesen, mit welcher Wärme er trotz seiner polemisch-confessionellen Stellung bekennt, durch Schleiermacher seine erste tiefere religiöse Anregung empfangen zu haben, und sich ihm dankbar erklärt.

Auch auf die Thekla von Heyse möchte ich Dich, wenn Du es nicht bereits durch unsere Freundin Wolff bist, aufmerksam machen. Grüneisen schrieb, daß es ein liebliches Gedicht und nur zu bedauern sei, daß darin dem Schüler des Paulus pelagianische Lehren in den Mund gelegt werden. Wäre es nur ein einfacher, tüchtiger Pelagianismus à la Channing. Mir scheint die Doctrin, die Heyse seinen Tryphon vortragen läßt, gar nicht mehr Christenthum. Gewiß, das Evangelium soll wie ein sich auflösendes und durchdringendes Salz die angeborene Persönlichkeit zu einem Nachbilde Christi läutern, statt sie nach einer todten Vorschrift zurechtzuschneidern. Deshalb läßt

ſich aber doch die Entwickelung des Naturgehaltes der Perſönlichkeit oder das „Sich vollenden" nicht ſo, wie es hier geſchieht, als unmittelbare und oberſte Aufgabe des Chriſtenthums hinſtellen. Es kommt dadurch eine heidniſch-egoiſtiſche Beziehung hinein, die mir das innerſte Princip des Chriſtenthums zu gefährden ſcheint und hier nur darum weniger gefährdet, weil der Dichter die chriſtliche Duldungs- und Selbſtverleugnungsanforderung ziemlich willkürlich und ohne daß wenigſtens mir ein nothwendiger Zuſammenhang klar geworden, mit ſeiner Sichvollendungslehre in Verbindung geſetzt hat. Nun, es iſt jedenfalls ein höchſt anmuthvolles Gedicht mit ſchönſten Verſen; und wir mögen es immer erfreulich finden, die religiöſen Ideen von einem begabten Dichter auch nur in dieſer Geſtalt vertreten zu ſehen.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Freund Loebell war vor einigen Wochen hier, auch ſteht uns ſein Beſuch bald wieder zu hoffen, da er eine Vorleſung zum Beſten des Guſtav-Adolph-Vereins hier zu halten vorhat. Wir haben ein paar recht friſche und anregende Tage in lebhaften Geſprächen, ganz nach Weiſe guter alter Zeit, miteinander verlebt. Ich freue mich von Herzen auf ſein nahes Wiedererſcheinen und wünſchte nur, daß auch „der dritte Mann im Bunde" dabei ſein könnte.

Nun, mein theurer Schnaaſe, wenn ich auch mit meinem Briefe etwas länger habe warten laſſen; Du erhälſt dafür diesmal eine kleine Brochüre an Umfang von mir. Und doch hätte ich mit Dir noch Manches zu plaudern, z. B. über die Bücher von Nägelsbach, die ich mir auf Deine Empfehlung angeſchafft und von denen ich das erſte „über die Theologie Homers" mit vielem Intereſſe trotz der etwas ſchulmänniſchen Breite der Durchführung geleſen habe. Doch iſt es beſſer, das bis nach Leſung des zweiten Abſchnittes zu verſparen. Auch muß man in allen Dingen, ſelbſt in dem Briefe an einen lieben Freund, „zu enden wiſſen" reſpect. wie Periander, wenn ich nicht irre, lehrt, Maß halten.

## Schnaase an Uechtritz.

Berlin, den 26. April 1859.

Mein theurer Freund!

Dein lieber ausführlicher Brief v. 17. Febr. erfreute mich so sehr, und gab mir eine solche Sehnsucht nach lebendigerem Briefverkehr, daß ich trotz des Bewußtseins meiner Trägheit den Entschluß faßte, allsonntäglich meinen Briefkasten zu revidiren und Vorhandenes gleich zu beantworten. Aber die Gewohnheit hat doch ihr Recht behauptet und so sind denn wieder zwei inhaltschwere Monate verflossen und ich ergreife die Feder in einem Augenblicke, wo die Gewitterwolken so dick und schwarz über uns hängen und der Boden so bedenklich zittert, daß man kaum mehr den Muth und die Gemüthsruhe hat, noch müßige Gedanken über die tieferen Fragen auszutauschen, über die ich sonst wohl gern mit Dir conferirt hätte. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Das Augenleiden unseres Freundes Loebell hat mich recht erschreckt; die Hoffnung auf eine Gewöhnung der Augen und dadurch zu erlangende Herstellung des richtigen Bildes klang mir anfangs bei seinem Alter fast wie Hohn. Indessen ist die wunderähnliche Einwirkung des Geistes auf die Sehkraft so groß, daß eine solche Wirkung sich schon nach kurzer Zeit einstellen könnte. Bei kleinern Augenleiden z. B. bei dem Flimmern, den sog. mouches volantes kann der Wille wirklich sehr viel; zwischen der Objectivität der Dinge und dem anschauungsbedürftigen subjectiven Geiste in die Mitte gestellt, muß das Auge sich fügen. — — — — — — — — — Sein in Düsseldorf gehaltener Vortrag ist recht gründlich und gut, aber fast zu gründlich, da einsichtige Leute diesseits der Alpen wohl längst von der Wahrheit seiner These überzeugt waren und die Italiener, auch wenn er seinen Vortrag unter ihnen in schönster toskanischer Rede gehalten, sich von ihrem entgegenge-

ſetzten Streben nicht würden abhalten laſſen. Aber freilich iſt das immer das Schickſal der hiſtoriſchen Weisheit; ſie predigt vergebens.

— Viel größeren Erfolg würde ich mir von ſeinem Leſſing verſprechen; ich denke, das würde ein Buch zur Zeit ſein. Die Ahnung, daß wir allzuweit von den Wegen jener nahen Vergangenheit abgewichen, wird doch immer reger und lebendiger, man fängt an immer mehr ſich nach jenem jugendlich freien, ſtrebenden, aufrichtig forſchenden Geiſte zurück zu ſehnen, und einzuſehen, daß in dieſem vertrauungsvollen Forſchen mehr Gläubigkeit liegt, als in dem ängſtlichen und abſichtsvollen Feſthalten des Wortes. Gegenüber jener allerdings etwas zu ſubjectiven und verflüchtigenden Idealität haben wir uns in einen Realismus hineingeflüchtet, der vom Materialismus nicht weit entfernt iſt. Das ſitzt uns aber gewaltig tief und hängt uns Allen an. Nicht bloß Die, welche nur an den Stoffwechſel oder nur an die Realität der Börſe glauben, und endlich Die, welche durchaus nicht über das geſchriebene äußerliche Wort hinaus wollen, ſondern auch wir Andern mit unſerm Wunſche beſtimmter Anſchauung, mit unſrer Neigung, Alles in bildlicher Vorſtellung zu beſitzen, ich mit meiner Kunſtauffaſſung, Du mit der Präciſion Deiner Schilderungen und ich glaube ſelbſt mit noch etwas Tieferem, haben unſer Theil daran. Und ganz gewiß hat es auch wieder ſeine Berechtigung; nur eine größere Objectivität konnte uns vor den Gefahren jenes Idealismus bewahren. Wir wollen die Errungenſchaft dieſer neuen Zeit nicht aufgeben; aber daß wir uns nun das Gegenbild recht genau betrachten, um wieder zu beſſerer Selbſterkenntniß zu kommen, iſt in der Ordnung.

Du erwähnteſt in Deinem Briefe Schleiermacher's Briefwechſel und der Heyſe'ſchen Thekla und ſonderbarerweiſe hatte ich ſie beide damals gerade im Hauſe. Ueber Thekla theile ich ganz Deine Anſicht und es iſt merkwürdig, wie ſich die wirklich ſchöne Schilderung des Chriſtlichen in der erſten Hälfte des Buches mit der zweiten Hälfte, mit der völlig unchriſtlichen

Lehre und dem theatralischen Aufwand von Wundern zusammenfindet. Ich kann mir kaum denken, daß das Ganze bloß ein frivoler Versuch ist, ein Mal mit christlichen Erscheinungen Effect zu machen, sondern glaube eher, daß Heyse sich selbst eine ihm zusagende Auffassung des Christenthums, eine Art Compromiß zwischen christlicher Demuth und Feuerbachischer Menschenvergötterung zurecht machen wollen.

Schleiermacher's Briefwechsel ist mir außerordentlich lieb geworden, und es ist schön, daß die innere Religiosität des viel verkannten Mannes da so recht an das Licht tritt. Schade nur, daß über die Geschichte seiner Entwickelung, namentlich über die Zeit seines Zusammenhangs mit der Herz und mit Schlegel, nicht mehr aufgefunden ist. Es ist doch wohl außer Zweifel, daß seine Stellung zum Christenthum in dieser Zeit eine ziemlich lose gewesen ist und daß er erst später und wahrscheinlich durch die tiefere, philosophische Einsicht demselben wieder zugeführt wurde, und da wäre es höchst wichtig, diesen Hergang im Einzelnen genau zu kennen. Denn um das Verhältniß vom Christenthum (vom evangelischen) zur Philosophie dürfte es sich auch jetzt handeln; unsre religiösen Wirren, der Confessionalismus und auf der andern Seite das spröde, gleichgültige Verhalten der gebildeten Menge beruhen auf denselben Gründen, auf einer philosophischen Verkommenheit, und würden sich allmählich aufklären, wenn wieder mehr philosophische Elemente in die Bildung übergingen. Das geht natürlich sehr langsam, aber die Aurora eines neuen Tages werden auch wir vielleicht noch sehen.

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

## Schnaase an Uechtritz.

Salzungen, den 25. Juli 1864.

Meine hiesige Muße, mein theurer Freund, giebt mir unter Anderm auch den Vortheil, Deinen inhaltreichen, ausführlichen Brief schneller, als es unter andern Umständen geschehen sein

dürfte, zu beantworten. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — Die Schilderung unseres hiesigen Aufenthaltes überlasse ich meiner Frau, welche ausführlich an die Deinige schreiben wird, um Dir besonders für Deine gründliche Beantwortung meiner religiösen Aengsten und Zweifel zu danken. Ich bin leider so wenig belesen in dieser wichtigen Litteratur, daß ich von den von Dir genannten Werken die meisten niemals in Händen gehabt habe und auch bei dem mir bevorstehenden Wanderleben kaum hoffen darf, Deine Citate so rasch, wie ich es wünschte, zu benutzen. Uebrigens waren jene meine Bedenken ohne Zweifel sehr unklar ausgesprochen und ich bedaure gerade bei dieser Beziehung unendlich, daß es mir nicht gegönnt ist, mündlich, vor Allem etwa in Görlitz in Deiner Bibliothek, mit Dir darüber zu verhandeln. Ich sehe nicht gerade „schwarz", das ist meiner sanguinischen Natur keineswegs gemäß, und am Wenigsten auf diesem Gebiete. Ich zweifle nicht, daß Gott den Herzen, die ihn suchen, auch jetzt noch und stets die Mittel erhalten wird, ihn zu finden; ich bin auch fest überzeugt, daß Christenthum und Bibel in ihrer tiefsten Geltung noch ungefährdet sind und siegreich aus diesem Kampfe hervorgehen werden. Aber ich bin ebenso überzeugt oder halte es doch für überaus wahrscheinlich, daß dies in einer neuen Form geschehen wird, bei der manche traditionellen Begriffe des heutigen evangelischen Christenthums ebenso sehr aufgegeben werden müssen, wie die katholischen Begriffe der Gelübde, der Heiligkeit ꝛc. zur Zeit der Reformation. Daß mit dem starren, polizeilichen Festhalten des Confessionalismus nichts zu gewinnen ist, daß er nur schaden kann, werden wir einverstanden sein. Aber ebenso wenig setze ich dabei eine große Hoffnung auf die vermittelnde oder kritische Arbeit der Theologen; diese ist natürlicherweise wissenschaftlich nothwendig, wird allmählich die Luft reinigen. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — Aber das positive Element, welches das Wesen des Religiösen ausmacht, wird sich in dieser Weise nicht finden, sondern nur dadurch, daß in der Zeit der höchsten Entbehrung und möglichsten Aufregung

das Wort gefunden wird, welches die Gefühle vereinigt, der Sprachverwirrung abhilft und so wieder die Gemeinde bildet. Dies Wort zu kennen, wenigstens das Capitel näher bezeichnen zu können, aus dem es genommen werden wird, wünsche ich nicht aus einer vorwitzigen Neugier, sondern aus eigenem religiösen Bedürfnisse. Es beunruhigt mich in meiner eigenen Andacht, wenn ich darin auf unsichere Punkte stoße, es stört mich noch mehr bei dem Gebrauche herkömmlicher Andachtsbücher, wenn ich darin Punkte und Ausdrücke finde, mit denen ich nichts zu machen weiß und die der Uebersetzung bedürfen. Der Weg der Reform, die natürlich nicht in der kämpfenden Weise eintreten wird wie im sechzehnten Jahrhundert, wird im Wesentlichen wieder sich nach dem sittlichen Bedürfnisse richten; wie man damals Werkheiligkeit und Gelübde und eine Menge von scholastischen Distinctionen verwarf, weil sie nur über die Schäden der Seele täuschen konnten, so wird man auch jetzt nach den Glaubenslehren suchen, welche am innigsten mit christlicher Sittenlehre zusammenhängen. Es ist und bleibt das immer die Wiedergeburt vielleicht in etwas veränderter Begränzung, vor Allem aber die Lehre der Demuth, das Gebet des Zöllners. Aber soviel wird sich immer mehr feststellen: wesentliche religiöse Volkslehre ist nur, was auf die sittliche Umwandlung hinwirkt; alles Andre ist entweder wissenschaftlicher, theologischer Erörterung überlassen oder subjectivem Bedürfnisse. Es versteht sich, daß jenes Sittliche aber durchaus in christlichem Sinne, daher in lebendigem Zusammenhange mit dem Erlöser genommen wird, und schon dadurch sich wesentlich von der moralischen Tendenz des Rationalismus des vorigen Jahrhunderts unterscheidet. Du siehst aus dieser nähern Andeutung, daß diese meine persönlichen Wünsche und Bedürfnisse noch zu unbestimmt und zu abweichend von den Parteiungen der theologischen Litteratur sind, um sich gut schriftlich besprechen zu lassen.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — Recht schade ist es, daß Dein Werk nicht so weit

vorgeſchritten iſt, daß es mich ſchon nach Italien begleiten kann; ich bin höchſt begierig darauf und würde gerade jetzt ſo recht die Muße haben, es zu ſtudiren; wobei denn, neben dem poetiſchen Genuſſe Deines wie immer vortrefflich durcharbeiteten Gedichtes, auch mein religiöſes Suchen manche Haltepunkte gewinnen würde. — Du wiederholſt in Deinem Briefe Deine bereits früher geäußerte Anſicht, „daß die naturaliſtiſche Wunderſcheu unſrer Tage“ weſentlich dazu beitrage, das Eingehen auf die orthodoxen Vorſtellungen zu erſchweren, und das iſt auch gewiß richtig. Nur daß ich es poſitiv ſtatt negativ faſſen möchte; die Scheu vor der Annahme des Wunders beruht auf einem Begriffe von der Gleichmäßigkeit und Würde Gottes, mit der ſich dieſe einzelnen Wunder nicht zu vertragen ſcheinen. Es iſt alſo doch ein poſitiv-religiöſes Element, welches ſich in dieſem Widerſtreben äußert und das überhaupt auf allen Stellen, wo der Kampf entbrennt, mitſpricht. Dies weitverbreitete und ſtarke religiöſe Gefühl iſt allerdings theiſtiſch, aber doch ganz im chriſtlichen Sinne, im Sinne der Synoptiker, und die eigentliche Aufgabe des praktiſch-religiöſen Lebens dünkt mich, es zu nähren, zu beleben, zu ſteigern, und dadurch zu erfahren, was haltbar, was fallen zu laſſen iſt. Daß ſich für dieſe Arbeit, die neben der philoſophiſch-kritiſchen der Wiſſenſchaft nebenher läuft, noch gar kein Anfang zeigt, macht mich betrübt. —

Doch genug davon! Mein letzter Band, deſſen erſte Hälfte Du kennſt, iſt nun endlich im Drucke fertig; — — — — — — — — — — — — — — — — — —. Meine Studien gelten der Einleitung in den nächſten Band, in dem fünfzehnten und ſechzehnten Jahrh. — Unter den wenigen Büchern, die ich zu dieſem Zwecke mitgenommen, befindet ſich Burckhardt's Cultur der Renaiſſance in Italien, das ich Dir, obgleich ich mit der Tendenz im Herzen nicht einverſtanden bin, wegen der vielen geiſtreichen Einzelnheiten empfehlen möchte.

Vor dem Uebergange über die Alpen werden wir noch einmal eine Station von 8—14 Tagen machen in Stuttgart oder dem benachbarten Cannſtatt. Ich habe mir da Rendez-vous mit

Lützow aus Wien gegeben, um mit ihm manche Einzelnheiten bei der Bearbeitung meines ersten Bandes zu besprechen und freue mich auf das Zusammensein mit Grüneisen. — — — — — — — — — — — — — — — — —

## Uechtritz an Schnaase.

Görlitz, 25. August 1864.

Ich sende, mein geliebter Freund, mit diesem Briefe zugleich ein kleines Druckwerk unter Kreuzband an Dich, weil ich denke, daß es Dich interessiren wird, wie es mich lebhaft interessirt hat und weil der Inhalt in so nahem Bezuge zu Manchem, was in unsern letzten Briefen zwischen uns besprochen worden, steht. Namentlich die Briefe von Coquerel an Renan darf ich durchaus als einen Ausdruck meiner eigenen Stellung zu diesen Dingen bezeichnen. Ich stimme übrigens mit Allem, was Du in Deinem letzten Briefe in Betreff der voraussichtlichen Entwickelung des Christenthums und der religiösen Auffassung schreibst, und wie sich diese Entwickelung vorzugsweise auf diejenigen Glaubenslehren wenden und daran halten werde, welche am innigsten mit christlicher Sittenlehre zusammenhängen, vollkommen überein. Für mich selber besteht der rechtfertigende Glaube nur darin, daß sich mit der Aufnahme des sittlich-religiösen Gehaltes des Christenthums in die innerste Seele als Regel des Daseins eine aus Gott wirkende Gewähr der am Ziele zu erwartenden Heiligung nach dem Maßstabe, den man in sich aufgenommen, verbindet; daß dieser Maßstab, diese sittlich-religiöse Regel aber zunächst und im Tiefsten nicht in einem System christlicher Ethik, sondern in der Aufnahme des heiligen Bildes Jesu als lebendig-persönliche Lebensnorm in die Seele besteht; daß unter Voraussetzung der Aufrichtigkeit dieser Aufnahme der Heiland der Seele „sum tua salus“ sagt, nicht im Sinne der Zusicherung eines von außen her zu erwartenden Wonnenstandes, sondern als Zusicherung der am Ziele aus Ihm und seiner heiligenden Einwirkung zu erwartenden Ueberwindung

aller noch verbleibenden irdiſchen Trübung. In dieſer Zuſicherung fällt dann bereits ein Strahl der zu hoffenden Vollendung, des zu hoffenden ſeligen Friedens in die ihren tiefſten Lebensinhalt und Lebensleitſtern in Jeſu erkennende, beſitzende, liebende, nach Heiligung in Seinem Geiſte verlangende Seele. Sie darf ſich ſchon jetzt als in die Kindſchaft Gottes eingegangen empfinden und gewinnt den Muth, „Abba, lieber Vater!“ zu beten.

Nur thut es vor Allem noth, daß ſich die Möglichkeit dieſer Auffaſſung gegen die Gefahren, die ihr von Seiten einer die Grundlagen derſelben ſcheinbar gefährdenden Kritik drohen, ſicher geſtellt findet. Die ſchwere Störung, die in unſern Tagen von einer gelehrten, Alles in Frage ſtellenden verſtandesſcharfen Forſchung ausgeht, kann nur auf dem Wege dieſer Forſchung — wie durch den Speer des Achilles die Wunden, die er geſchlagen — wieder beſeitigt werden. Was kann es denen, die durch die Bücher von Strauß und der Tübinger Schule in Beziehung darauf, was ſie von der evangeliſchen Geſchichte für wahr halten dürfen, beunruhigt werden, was kann es ihnen helfen, wenn alle gläubigen Paſtoren der Welt vom Standpunkte eines orthodoxen Kirchenglaubens gegen dieſe Bücher eifern! Die Frage, was bleibt bei ſtreng kritiſcher Forſchung von der thatſächlichen Begründung des Chriſtenthums übrig, iſt einmal in die Welt getreten und muß beantwortet werden, und die Beantwortung dieſer Frage iſt auch für das religiöſe Bedürfniß eine hochwichtige, wenn ich auch mit Dir darin einverſtanden bin, daß das Bedürfniß des religiöſen Gemüthes von der Gelehrſamkeit und Kritik als ſolcher weder ſeine eigentliche und tiefſte Anregung noch ſeine wahre Befriedigung hoffen kann.

Doch gerade in Beziehung auf die ſcheinbar nicht unbegründete Sorge, die ſich aus dem Treiben und Vorgehen einer rückſichtsloſen Forſchung für die theuerſten Intereſſen des chriſtlich-religiöſen Gemüthes ergiebt — eine Sorge, die ich aus Deinem vorletzten Briefe als auch Dich beunruhigend zu entnehmen meinte — fühle ich mich voll guter Hoffnung und Glaubenszuverſicht. Was wäre es auch mit dem Chriſtenthume, wenn

es dieſe Erprobung nicht zu beſtehen vermöchte? Ja, ich gebe mich der Hoffnung hin, daß die anſcheinend darauf gar nicht ausgehende Kritik, wie gegen Wiſſen und Wollen, neue Anſchauungen als Grundlagen des Glaubens, wenn auch des Glaubens in einem andern, minder buchſtäblichen Sinne als der beſtehende Kirchenglaube, hervorgraben wird. Meine ich doch für mich ſelber ſchon mehr als eine ſolche Anſchauung und Grundlage aus den bisherigen kritiſchen Beleuchtungen (aus denen ich nur andere Folgerungen ziehe und Anderes darauf baue, als der kritiſche Weltverſtand der Beleuchter) gewonnen zu haben. Mag z. B. die Kritik immerhin (was ich weder näher unterſuchen noch entſcheiden will) darin Recht haben, daß in Jeſaja Kap. 53 nicht an den Meſſias gedacht, ſondern in dem leidenden Knechte Gottes ein Ideal des jüdiſchen Volksthums in ſeiner höchſten Bedeutung und ſeinem tiefſten Gehalte unter dem Drucke eines ſchweren aber im endlichen Ausgange heilbringenden Verhängniſſes perſonificirt worden, iſt dieſes Ideal darum weniger in Jeſus Chriſtus erfüllt worden? Haben wir Urſache, dieſe Erfüllung darum weniger für prophetiſch vorhergeſehen zu halten? Geben nicht die Züge des Bildes dazu alle Veranlaſſung? — Ich halte es für einen großen, bereits erlangten Gewinn, daß auf dem Wege der ſo ſcheu- und rückſichtslos unterſuchenden und in Frage ſtellenden Forſchung die unzweifelhafte Aechtheit der Chriſtusreden in den ſynoptiſchen Evangelien (deren Bedeutung und Gewicht im Vergleiche zu den Chriſtusreden im Evangelium Johannis lange Zeit, namentlich von Schleiermacher und ſeiner Schule, zu ſehr unterſchätzt worden iſt) in dem wunderbaren Gepräge ihrer unnachahmlichen Eigenthümlichkeit mehr und mehr zu allgemeiner Anerkennung und Würdigung kommt. Selbſt wenn der hiſtoriſche Charakter der johanneiſchen Chriſtusreden, wozu ich durchaus nicht geneigt bin, aufzugeben wäre, ſelbſt dann würde ſich der weſentliche Inhalt derſelben ſchon aus Stellen, wie Matthäus 11, 27, in Verbindung mit dem Inhalte der in ihrer Aechtheit unanfechtbaren Briefe des heiligen Paulus ergänzen und für das chriſtlich-religiöſe Bedürfniß ausreichend ent-

wickeln. Von nicht geringerer Wichtigkeit und Tragweite wird sich, wie ich hoffe, die Anerkennung, die sich ebenfalls Bahn gebrochen, erweisen, daß, um den plötzlichen Umschwung im Geiste der Jünger nach der Kreuzigung und dem Tode Jesu zu erklären, irgend was, das den Glauben an die Auferstehung Jesu bei ihnen hervorgerufen, vorgegangen sein müsse, und daß man sich dabei gedrungen sieht, die Hypothese eines Scheintodes als unhaltbar fahren zu lassen und zur Annahme imaginärer Visionen, die sich als nicht weniger unhaltbar bewähren dürfte, seine Zuflucht zu nehmen. Auch das halte ich für erfreulich, daß sich der vulgär rationalistischen Ansicht, wonach Jesus nur als ein vortrefflicher Tugendlehrer auf Erden gewandelt, durch die tiefere Einsicht, daß er den seinem Volke verheißenen Messias in sich erkannt und sich als dieser Messias dargestellt hat, ein Riegel vorschiebt und sich eine mystisch tiefere Auffassung seines Wesens und Wirkens aufdrängt. Die Consequenzen dieser Auffassung müssen und werden sich erst noch weiter entwickeln, äußern sich aber schon jetzt darin, daß man sich dahin gebracht sieht, eine wunderthätige Bewährung seines Messiasberufs, wenn auch nur mittelst einer ihm beiwohnenden wunderartigen Heilskraft, nicht bloß zuzugeben, sondern, wie z. B. durch Weiße geschieht, stark zu betonen. Es wird sich hierbei als folgenreich bewähren, daß die heilige Gestalt Jesu irgend welche Zuflucht zur Annahme, wodurch ihr, wie es bei Renan der Fall ist, etwas von Betrug und Schwärmerei angespritzt wird, nicht auf lange gestatten, sondern derlei aufgerührten unreinen Nebel siegreich durchbrechen wird.

Der mitgesandte Aufsatz von Scherer, der sich durchaus auf deutsch-kritischem Standpunkte hält, kann als Beitrag zu den vorstehenden Bemerkungen und theilweise als Beleg zu den Hoffnungen, auf die ich darin hindeute, dienen. Es scheint mir sehr fruchtbar, wenn darin S. 45 gesagt ist: Indem wir zwischen dem wahren Reiche Gottes und den Träumen vom tausendjährigen Reiche, die es uns unmöglich geworden ist zu theilen, unterscheiden, wissen wir jetzt, daß wir dem Geiste Jesu selbst gehor-

chen, und daß Er es ist, der durch die Kraft seines eigenen religiösen Gedankens die Hülle hat zerreißen lassen, in welcher er sich hatte offenbaren müssen.

Ich habe mich in Vorstehendem so in theologisch-religiöse Ergüsse und Erörterungen verloren, daß ich mich diesmal darauf beschränken und Dich im Uebrigen auf meinen Brief an Freund Grüneisen, der mit Gegenwärtigem zugleich abgeht, verweisen will.

## Schnaase an Uechtritz.

Rom, den 11. März 1866.

Dein lieber Brief ist bei mir recht alt geworden, und ich hatte dabei nicht einmal die einleuchtende Entschuldigung wie Du, den die gründliche und schwierige Arbeit eines tiefdurchdachten Werkes ganz in Anspruch nimmt, und zu Unterbrechungen, namentlich zu solchen, die doch wieder die Feder fordern, unlustig macht. Mein Leben ist vielmehr ein sehr müßiges, in welchem die Pflicht, die diesen ganzen Winter hindurch frühlingsartige Luft zu genießen, die hervorragende Rolle spielt. Aber gerade dabei gehen die Tage so leicht vorüber, daß man sie nicht bemerkt, während doch andrerseits das Bewußtsein, in der Fremde und einem an Anschauungsquellen so reichen Orte zu sein, eine gewisse Spannung und das Bedürfniß nach materieller geistiger Nahrung hervorbringt, das dem Briefschreiben in den Weg tritt. Ganz ohne Studien bin ich natürlich niemals gewesen; die Durchsicht meiner früheren Bände bei oder behufs ihrer neuen Bearbeitung hat mich recht gründlich von den Mängeln meiner Kenntnisse überzeugt, und den Wunsch erweckt, diesen nachzuhelfen, wobei ich denn auf eine Menge von Einzelstudien geführt bin, die aber meistens doch wieder mit einem Fragezeichen schließen, weil die literarischen Hülfsmittel, welche mir hier (besonders durch die Bibliothek des archäol. Instituts) zugänglich sind, denn doch nur sehr fragmentarisch sind. Dieser Rückblick auf meine frühere Arbeit ist übrigens nicht gerade sehr ermuthigend. Nicht bloß das Schwache, Gewagte, Dilettantische, was mir darin entgegen-

tritt und eine Abänderung erheischt, die dann nun leicht matt und trocken ausfallen kann, sondern noch mehr das Richtige und Gelungene oder doch noch jetzt von mir Anerkannte bringt diese Wirkung hervor. Es ist eben Alles eitel! Daß der Erfolg, der Beitrag zu der Gesammtarbeit des Jahrhunderts, den wir mit solchen schriftstellerischen Mühen vieler Jahre erreichen, eben sehr wenig, ein Tropfen in's Meer ist, wird man sich freilich bei einiger Einsicht leicht vorhersagen, aber auch der Erfolg für uns selbst, die Erweiterung und Vertiefung unsers Weltverständnisses, unsers geistigen Wesens ist ein Minimum. Ich mag Einzelnes besser einsehen, im Ganzen bin ich nicht viel weiter, als ich vor jenen dreißig Jahren war, wo ich meine ersten Bücher schrieb.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — Daß Du Dein Werk dazu benutzt hast, unserm Freunde Loebell ein Denkmal zu setzen, finde ich sehr vortrefflich, und Deine Verse, für deren Zusendung ich bestens danke, haben mich wahrhaft gerührt. Ich denke seiner sehr oft und entbehre seine Mittheilungen, die immer so anregend und belehrend waren, mit Schmerzen. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — Von deutscher Literatur sehe ich hier nicht viel, doch habe ich Schack's Poesie und Kunst der Araber &c. mit großer Freude durchgelesen. Er ist der rechte Führer in diesem Garten der Poesie, der zwar nicht die Urschönheit und Frische nordischer Waldgebirge hat, aber wie die Gärten des Südens, bei beschnittenen Hecken und conventionellen Terrassen, doch die stete Aussicht auf die wunderbaren Linien des Gebirges, auf das tiefe Blau des Himmels und auf die dämmernde, abenteuerreiche Wüste gewährt. Es liegt eine tiefe Melancholie in dieser Verbindung feinster Verstandesschärfe mit glühender Genußsucht. — — — — — — — — — — —
— — Die Strauß'schen Schriften und selbst Schleiermacher's Leben Jesu werde ich hier nicht zu Gesicht bekommen; unser im Herbst hier eingetroffener Gesandtschaftsprediger kannte selbst das

Letzte noch nicht. Ich bin, offenherzig gesagt, nicht sehr begierig darauf, da mir Schleiermacher's Dogmatik so wenig zusagte und seine Betrachtung der Person des Erlösers nothwendig diesem dogmatischen Standpunkte entsprechen muß. Er war eine ächt religiöse prophetische Natur, dem die künftige Vereinbarkeit der Gegensätze antiker Unbefangenheit und christlicher Lehre vorschwebte (die sich auch in seinen Predigten oft sehr schön ausspricht), der aber selbst noch ganz mit jenem Gegensatz behaftet war und daher nothwendig in Widersprüche und Inconsequenzen oder in jene relative Betrachtungsweise („insofern") verfiel, welche die Wahrheit ganz im Ungewissen läßt. In seiner Philosophie liegt das ganz offen zu Tage. — Mich zieht mehr das Praktische an, die Frage nach eigenem Verhalten oder nach der kirchlichen Gestaltung, und da ist mir denn ein Aufsatz von großem Interesse gewesen, der in der Form eines Briefwechsels zwischen einem jungen würtembergischen Theologen und seinem Vater diesen Gegenstand behandelt, in Gelzer's protestantischen Monatsblättern Decbr. vor. Jahres und Januar d. J. Ich könnte ihn beinahe ganz unterschreiben, obgleich Einzelnes mir nicht zusagt und die Anordnung mir fast wie ein Pentimento aussieht. Daß unser Freund Grüneisen (obgleich der Vater sich für einen Nichttheologen ausgiebt) der Verfasser ist, wage ich kaum zu glauben.

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

## Uechtritz an Schnaase.

Görlitz, 26. August 1866.

In der Stimmung, womit ich diesen Brief an Dich anfange, mein theurer Schnaase, ist allerdings etwas Aehnliches von der Seelenlage, womit ein in einem jenseitigen Dasein erwachter Geist einen mit ihm hinüber Geschiedenen und in das nun andre Dasein Entrückten drüben begrüßen mag. In einer so völlig andern Welt habe ich Deinen letzten Brief empfangen, als in der, worin ich mich zur Erwiederung anschicke, daß es schwer

fällt, für mein Schreiben aus dem neuen Daſein, in das wir uns durch die Ereigniſſe des letzten Vierteljahres verſetzt finden, die paſſenden Anknüpfungspunkte an die Vergangenheit, in der wir bisher verkehrt hatten, zu finden. Wo anfangen und aufhören, um ſich nur einigermaßen gegenſeitig zu orientiren, ſich über die Durchgangspunkte, die wir gewiß beide in unſrer innern Entwicklung und unſrer Auffaſſung von Perſonen und Verhältniſſen haben durchmachen müſſen, ſowie über das Ziel, wohin wir uns gelangt finden, zu verſtändigen. Deine liebe Frau hat in ihrem lebensvollen und mittheilungsreichen Briefe, der uns zu großer Freude gereicht hat, ganz recht — zumal im weiblichen Sinne — gethan, ſich raſch weg zur Beſprechung des Perſönlichſten, das ja bei aller Ergriffenheit durch die großen Weltverhältniſſe ſeine Bedeutung nicht verliert und verlieren darf, zu wenden. Auch ich möchte in der Hoffnung, daß uns ein baldiges perſönliches Wiederſehen die Gelegenheit zu tieferer mündlicher Erörterung verſchaffen werde, ihrem Beiſpiele folgen. Doch drängt es mich, ſchon jetzt und hier auszuſprechen, daß ich den Aufſchwung und die Bewährung des preußiſchen Volkes in der ſo glorreich beſtandenen Prüfung für eine Erſcheinung von ſo einziger Herrlichkeit erachte, daß ich kaum in der ganzen Weltgeſchichte ein gleichartiges Beiſpiel dafür zu finden weiß. Darin liegt die Einzigkeit, daß dieſe Bewährung nach einer halbhundertjährigen Friedensruhe und Friedensgewöhnung, mitten aus den Zuſtänden eines auf's Höchſte geſteigerten Luxus und anſcheinender Verweichlichung von Seiten eines aus allen Klaſſen, auch den ſcheinbar verwöhnteſten hervor, gemiſchten Heeres erfolgt iſt; eines Heeres, deſſen Krieger und Anführer zum großen Theile bis dahin noch nie im Feuer geſtanden; daß ein ſolches Volksaufgebot, ein ſolcher „Heerbann" ſich in einer ſo hochciviliſirten und dadurch nach gewöhnlicher Meinung kriegeriſch geſchwächten Zeit, wie die unſrige, nicht bloß einrichten und in leidliche Wirkſamkeit bringen laſſen, ſondern bis zu ſo glänzendem wunderähnlichem Erfolge habe bethätigen können. Es läßt ſich auch nicht einwenden, daß bereits im Jahre 1813 Aehnliches durch

das preußische Volk geschehen. Denn erstens war dieses damals wie ein Springquell durch vieljährigen Druck zu erbittert begeisterter Erhebung gereizt und in eine Stimmung gebracht, die einen derartigen Aufschwung natürlich zu motiviren geeignet war. Jahre des Unbehagens, der Noth, nicht wie jetzt des behaglichsten Wohlseins waren vorhergegangen. Auch waren damals wenigstens die Generale und die Mehrzahl der Offiziere durch frühere blutige Kriege im Bestehen ernsten Schlachtendranges geübt. Ich muß es für eine hohe Gnade Gottes erkennen, daß mir vergönnt worden, diese großen Tage noch zu erleben, und kann manchmal die vorher geschiedenen Freunde und Lieben wegen des ihnen entgangenen Glückes wahrhaft bedauern. Und auch dafür fühle ich mich von tiefem Danke erfüllt, daß es mir so gut geworden, diese große Zeit in so naher unmittelbarer Berührung von dem in ihr wehenden Geiste, solches Betheiligtsein des eigenen persönlichen Lebens an den Erfolgen derselben zu durchleben, wie bedrückend auch einzelne Stunden und Tage sich in der voraussichtlichen Möglichkeit des Erlebens entsetzlicher Dinge — besonders bei einem Körperstande wie der meinige — gestalten mochten. Die Eindrücke, die wir andrerseits empfangen, der Abgang des bei uns einquartierten Offiziers am Morgen des Aufbruchs zur Armee des Prinzen Friedrich Karl, zum Einmarsche in Böhmen unmittelbar aus unserer Wohnung über die nahe Grenze, die funkelnden Pickelhauben der ausrückenden Truppen die breite Elisabethstraße entlang, die rasch nach den Ereignissen eintreffenden Telegramme, die Reihen österreichischer Gefangener mit ihren zum Theile höchst widrigen finistern Gesichtern waren Eindrücke unvergeßlicher Art. Ich kann nur mit wahrer Theilnahme auf das Loos Derjenigen blicken, die wie unsre Verwandten in Sigmaringen und Ihr diese Tage in dem Dunstkreise des süddeutschen Lügenqualms verbringen mußten und sie sich dadurch nothwendig jämmerlich verkümmert gefunden. Man kann sagen, daß nicht die geringste Bedeutung des stattgefundenen Kampfes in dem dabei hervorgetretenen Gegensatze des Geistes der Wahrheit, der Mäßigung und einer edlen gereiften Bildung, der aus den

preußiſchen Kriegsberichten und überhaupt in der preußiſchen Preſſe athmete, zu der erbärmlichen Lügenhaftigkeit in den ſüddeutſchen Zeitungen und vornehmlich der verlogenen Anmaßlichkeit — — der Wiener Preſſe liegt. — — Auch handelte es ſich bei dem ſich geltend machenden Contraſte offenbar von etwas noch Tieferem, von dem Gegenſatze proteſtantiſcher Bildung und — — katholiſcher Un- und Mißbildung; wie ja in der That die ultramontanen ſüddeutſchen Blätter das Aeußerſte an — — Lüge geleiſtet haben. Der Sieg des proteſtantiſchen Intereſſes und Geiſtes (hier nicht als des Geiſtes irgend welchen orthodoxen proteſtantiſchen Lehrſyſtems, ſondern des Proteſtantismus in ſeiner allgemeinſten Bedeutung erfaßt) über das Intereſſe und den Geiſt eines verſumpften Ultramontanismus, wie er in Oeſterreich ſeine vornehmſte Stütze fand, möchte vielleicht als der Haupterfolg der großen Thaten zu preiſen ſein, die vor unſern Augen geſchehen ſind.

Da bin ich nun doch in eine ſo weit gehende Beſprechung der allgemeinen Weltlage gerathen, daß mir kaum noch Platz zur Beſprechung des Perſönlichen bleibt. Wird ſich doch die Lücke, die ich darin laſſen muß, durch den Brief meiner Frau zur Genüge ergänzt finden. Wie ſteht es unter den obwaltenden Umſtänden mit der Herausgabe der neuen Bearbeitung Deines Buches? Wahrſcheinlich biſt auch Du durch den ausgebrochenen Krieg in der Betreibung derſelben ſtörend behindert worden. An die Veröffentlichung meines „Helden des Judenthums" war bei ſolchem Stande der Dinge, wenn ich nicht jeden Schimmer von Hoffnung auch nur auf die geringſte Wirkung von vorn herein verloren geben wollte, gar nicht zu denken. Noch jetzt ſcheint es fraglich, ob man (auch wenn der zurückgekehrte Friede feſtere Wurzeln als bis jetzt faſſen ſollte) ſo bald auf Empfänglichkeit des Publikums für dergleichen Gebilde der Einbildungskraft hoffen dürfe. Doch gehe ich damit um, den Verſuch zu wagen, und die Publikation iſt vorläufig auf den Anfang nächſten Jahres beſtimmt.

## Schnaase an Uechtritz.

Berlin, den 6. Januar 1867.

Wie schade, daß wir nicht an demselben Orte wohnen, und statt des schleppenden und mühsamen, für uns beide in unserm Schreiberleben fast unausführbaren schriftlichen Verkehrs, uns nicht in mündlichen Gesprächen Anregung und Erholung zugleich schaffen können. Unser Leben hat ungemein viel Aehnliches; wir sind in pari reatu, mancher möchte sagen in gleicher Thorheit befangen, daß wir noch in späten Jahren uns mühen, der Welt historische Wahrheiten in eingänglicher Form zuzubereiten, für die sie uns, wenigstens im Vergleich zu der darauf verwandten Zeit und Arbeit, schwerlich den entsprechenden Dank geben wird. Aber diese Arbeit und Mühe ist uns zugleich Lebensaufgabe und Lebensgenuß; wir glauben beide, und ich denke, daß es nicht ganz Täuschung ist, bei jedem neuen Bande, den wir schreiben, auch einen neuen Einblick in Gottes Geheimnisse und Weltregierung zu gewinnen, und somit — ohne Zweifel um ein Weniges, doch relativ Vieles — auf dem Wege, der des Lebens Aufgabe ist, weiter zu kommen. Bei meiner jetzigen Aufgabe habe ich dies Gefühl im höchsten Grade. Es gilt die Anfänge des Zeitraums aufzufassen, dem wir noch jetzt, wenn auch wahrscheinlich an seinem Ende angehören; es kommen dabei fast alle die Fragen in Anregung, die uns auch noch jetzt beschäftigen, im Leben und in der Kunst, wenn auch in etwas anderer Beleuchtung und Färbung. Es zeigt sich dabei recht deutlich, wie nahe sich die Zeiten liegen, wie gering die Dauer von vier oder fünf Jahrhunderten nach dem Zeitmaße Gottes ist. Es liegt aber auch (in der historischen Betrachtung wie in der des Einzellebens) etwas Verjüngendes in dem Rückblicke aus dem Alter auf die Tage der Jugend, ein Rechnungsabschluß, der das Ganze zusammenfaßt, und nicht, wie menschliche Schwäche es immer wieder thut, seine Theile

in Gegensatz bringt. Bethmann-Hollweg schenkte mir neulich eine kleine Schrift über Savigny, die er drucken lassen, und in der er von diesem erzählt, daß er in seinen spätern Jahren, wissenschaftliche Arbeiten aufgebend, die „Vorbereitung auf die große Reise" als sein „Hauptgeschäft" bezeichnet und betrieben habe. Darüber sprechend kamen wir aber überein, daß wir beide ihm eine solche Trennung und Unterscheidung nicht nachfühlten, sondern das Leben selbst als jene Vorbereitung betrachten müßten. Und so möchte ich denn namentlich diese meine jetzige Arbeit als solche für mich ansehen, was übrigens voraussetzt, daß mir Gott noch eine ziemlich lange Vorbereitungszeit gestattet; denn sie geht eben recht langsam, ziemlich penelopeisch, als ob ich den bösen Freiersmann durch das nächtliche Auftrennen meines Gewebes hinhalten könnte. Indessen wird das Schwerste dieser Arbeit hoffentlich bald überwunden sein und das Folgende mir wieder ein etwas rascheres Fortschreiten gestatten. Du bist jetzt in einem angenehmeren Stadium der Arbeit, das Dir, da der Setzer unmöglich so rasch einen Bogen zu Stande bringen kann, wie Du auch bei den zweifelhaftesten Stellen zur Correctur des vorhergegangenen brauchst, nothwendig stets eine Pause gewährt. Aber da ich weiß, daß gerade diese Thätigkeit Dir eine lästige ist, so wünsche ich, daß sie erst vorüber sein möge, und pränumerire nur für den Fall eines besonders leichten Correcturbogens auf die für mich zu erwartenden Mußestunden. — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

## Uechtritz an Schnaase.

Görlitz, den 18. Nov. 1868.

Eigentlich sollte wohl auch ich, mein alter lieber Freund, diese Zeilen mit Erklärungen und Entschuldigungen wegen meiner mehrmonatlichen Säumniß in Beantwortung Deines letzten, so reichhaltigen Briefes beginnen. Aber ich habe Dir ja ein

für allemal bekannt, wie es bei mir jetzt mit dem Briefschreiben steht, und auch Du Deinerseits fühlst Dich wohl mehr als früher an Dein Dir noch obliegendes Tagewerk gebunden und — je mehr die dazu noch vergönnte Zeit und Kraft haushälterisch zu verwalten und zusammenzunehmen sind — umsoweniger Dir eine Abschweifung zu verstatten geneigt. Was Du mir über die Schwierigkeiten schreibst, mit denen Du bei der Ueberarbeitung Deines Werkes unter den Beschwerden (fast hätte ich geschrieben, dem Fluche) der fremden Beihülfe, auf die Du Dich dabei eingelassen hast, ringst, erregt meine innige Theilnahme. Weiß ich doch aus Erfahrung, wie viel leichter die eigene Entwickelung und sprachliche Verdeutlichung unsrer Gedanken in freier Selbstthätigkeit als ein mühsames Hineinarbeiten der eigenen Auffassung in die Arbeit eines Andern bis zu harmonischer Verschmelzung mit der letzteren ist, wie lästig ein corrigirendes Ausbessern und zu Rechte bringen des uns ungehörig Erscheinenden fällt; wie sich dann immer bei näherem Hinsehen noch etwas findet, was sich nicht recht fügen, nicht recht stimmen und passen will. — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — Dagegen kann ich die Wiederholung eines schon früher gegen Dich geäußerten Wunsches nicht unterdrücken, daß Du Zeit und Lust finden möchtest, die culturhistorischen Kapitel Deines Buches zu einem besonderen, für sich bestehenden Ganzen zu verbinden und solches als eine gewiß für Viele überaus willkommene und diese fein- und tiefsinnigen Betrachtungen erst in weiteren Kreisen zur Kenntniß und Anerkennung bringende Gabe dem Publikum vorzulegen.

Aus dem Briefe meiner Frau werdet Ihr das Nöthige über unser Ergehen im Laufe des letzten Sommers und Herbstes entnommen haben, so daß ich mich mit kurzen Hindeutungen begnügen kann. In Dresden haben wir uns mancher guten Stunden eines heiteren Lebensgenusses in Natur und Gesellig-

keit zu erfreuen gehabt. Drei Mittagsvereine von der Art, wie ich sie liebe, im Hübner'schen Hause, mehrere gemüthliche Abende am Theetische unsrer Freundinnen Solger, die erfreuliche Begegnung mit dem gerade anwesenden, mir bisher persönlich so gut wie unbekannt gebliebenen Koberstein Vater, sowie mit dem mich sehr ansprechenden, liebenswürdig verständigen ältesten Sohne Hübner's brachten nach der Einsamkeit des Sommers erwünschteste Anregung. Die Anwesenheit meines geliebten Bruders, der zu dem hier abgehaltenen Uechtritzischen Geschlechtstage herkam und über eine Woche lang bei uns als Wohnungsgast weilte, schloß sich herz- und seeleerquickend daran. Ist er doch der gemüthlichste und liebevollste aller Menschen und besonders Brüder, auch voll der pikantesten und interessantesten Mittheilungen aus dem reichen Schatze seiner persönlichen Erlebnisse und Beziehungen, die er auf das beste zu veranschaulichen weiß.

Ich bin seit meinem letzten Briefe an Dich recht fleißig gewesen und habe den eigenthümlich neuesten und markantesten Theil meines Buches — die Ausführung und Begründung meiner Hypothese über den Ursprung des Evangeliums nach Johannes — nahezu vollständig, wenigstens im ersten Hinwurfe — zu Papier gebracht. Mein Werk hat insoweit eine andere Richtung, wie die Dir angegebene, genommen, als die Betrachtung des vierten Evangeliums die entschiedene Hauptaufgabe bilden und die Betrachtungen über das Verhältniß von Kritik und christlichem Glauben nur als Einleitung dazu dienen werden. Ich muß besorgen, daß Du darüber bedenklich den Kopf schüttelst, indem ich aus Deinem Briefe entnehme, daß Du in Betreff des vierten Evangeliums wohl völlig in das Lager der Tübinger Kritik übergegangen bist. Auch mein Ohr und Sinn hat sich freilich gegen das von Seite jener Kritik her Geltendgemachte nicht ganz verschlossen und ich habe mir, wie sich zum Theil schon aus meinem Eleazar ergiebt, die weitgehende seherhaft dichterische Freiheit der Auffassung und Behandlung des Gegenstandes in diesem Evangelium nicht verleugnen können. Nur daß ich darum auf die Uebertreibungen und Unrichtigkeiten, die

sich in das Wahre der kritischen Wahrnehmungen mischen, keineswegs willig einzugehen und in dem Evangelium nichts als den Ausdruck „einer der verschiedenen Richtungen christlicher Ansichtsweise" anzuerkennen geneigt bin. Vielmehr würde ich es als den schmerzlichsten Verlust und eine tiefe Lücke in unsrem nicht bloß dogmatischen, sondern historischen Wissen von Jesu erachten, wenn ich den hier gegebenen Bericht und damit die hier sich mittheilende Auffassung so weit wie Du als historisch beglaubigt aufgeben müßte und mich genöthigt fände, darin an Stelle dieser Beglaubigung das zweideutige, durch das unreine Mittel unwahrer Versicherungen von Augenzeugen (Kap. 19, 35) und kleinliche Täuschungskünste (Kap. 1, 39) aufgestutzte Erzeugniß eines blendwerklichen Vorspiegelungsbemühens zu sehen. Allerdings gebe ich es auf, darin eine historische Quelle in dem naiven Sinne der synoptischen Evangelien vor mir zu haben. Nur von einer Veranschaulichung des innersten Wesens Jesu als einer auf eigenen Erinnerungen und persönlicher Anschauung beruhenden kann hier die Rede sein. Aber wenn die synoptischen Evangelien den unentbehrlichen Grund- und Seitenbau für unsre Erkenntniß von der Person und persönlichen Bedeutung des Heilands bilden, als diesen Bau nach oben schließende Wölbung und als von oben hineinfallendes Kuppellicht kann ich und kann und darf die Kirche das Evangelium nach Johannes nicht aufgeben. Noch immer (ja bei Deinem offen erklärten Standpunkte noch mehr als früher) muß ich mich enthalten, Dir eine allgemeine Andeutung über meine Entdeckung in Beziehung auf den Ursprung des Evangeliums zugehen zu lassen, wie sehr es auch in meinen Wünschen liegt, mich darüber mit Dir zu verständigen. Doch würde es, um eine günstige Aufnahme bei Dir zu ermöglichen, einer umfassenden Mittheilung und eines detaillirten Nachweises bedürfen, wie er sich auch in einem längeren Briefe nicht geben läßt. Ich beschränke mich deßhalb darauf, daß ich auf Kap. 16, 13 ꝛc. als die für das eigene Bewußtsein des Evangelisten anzunehmende Quelle und das Maß für die Freiheit in der Auffassung

und Behandlung hinweise, die auch ich in dem Evangelium erkenne; besonders auf die Worte „denn er wird nicht von ihm selbst reden — — — von dem Meinen wird er es nehmen und Euch verkündigen.“ Auch füge ich zu einiger Aufklärung darüber, warum und in welchem Sinne ich in dem vierten Evangelium die Wölbung und das Kuppellicht, wovon ich gesprochen, gesehen, einige Bemerkungen abschriftlich bei, die ich kürzlich niedergeschrieben.

## Schnaase an Uechtritz.

Wiesbaden, den 14. Dez. 1868.

Dieses Mal, mein theurer Freund, soll Dein schöner Brief vom 18. v. M. nicht so lange unerwidert bleiben, wie das letzte Mal. Ich habe eben eine Pause in meinen Arbeiten und will diese benutzen, um den brieflichen Verkehr, der mir hier als Ersatz mancher Bedürfnisse persönlichen Umgangs dienen muß, recht lebendig zu erhalten. Ein anderes Mal, wenn Stimmung und Kräfte nicht ausreichen, darf ich mir dann um so eher Nachsicht erbitten. Es freut mich, daß der Sommer und Herbst Dir so erwünschte und anregende persönliche Berührungen geschafft haben; man fühlt Deinem Briefe noch das Erfrischende dieser bewegteren Tage an. Auch ich habe von meiner kleinen Sommerreise Erinnerungen heimgebracht und manche lieben Besuche gehabt. Darunter noch vor einigen Wochen den meines Freundes Lübke, dessen völlige Herstellung von einer Krankheit, welche ihn zwei Jahre niederdrückte und die größten Besorgnisse erweckte, zu den freudigsten Ereignissen der letzten Zeit gehört. Auch Grüneisen*) hat mich ein Mal, wenn auch nur flüchtig, besucht. Er ahnte damals noch nicht das Schicksal, das ihn bald darauf betroffen, die Entlassung aus seinem altgewohnten und ihm zusagenden Amte. Er hat die Kränkung mit männlicher Offenheit und christlicher Milde ertragen, und schickt sich

*) Oberhofprediger Prälat von Grüneisen in Stuttgart.

an, die Muße, die ihm geworden, mit frischer, wohlerhaltener Kraft — wohl schwerlich in einer größeren Leistung, aber in einzelnen Arbeiten, zu benutzen. Wenn Dir das Hübner'sche Haus zu den Lichtpunkten Deiner Wanderung gehört, so mir Bendemann's große Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit. Ueberhaupt machte mir bei meinem freilich sehr flüchtigen Besuche Düsseldorf doch wieder einen sehr angenehmen Eindruck; aber besonders war es Bendemann's Persönlichkeit, die mich bedauern ließ, daß wir nicht mehr an einem Orte wohnen. Sein feiner, sinniger Geist, den er vortrefflich ausgebildet, und besonders sein milder und wahrer Charakter sagen mir im höchsten Grade zu. Auch er hat Kränkungen erfahren und zwar der bittersten Art, und empfindet sie im vollen Maße; aber die offene und gerade Weise, wie er sich dagegen verhält, die Ruhe, mit der er sich darüber ausspricht, ist geradezu bewundernswerth. Ein praktisches Christenthum, wie man es selten findet. — — —

Daß Du mit Deiner Arbeit so rasch vorschreitest, freut mich außerordentlich, obgleich ich die Beschränkung Deines Planes auf die Betrachtung des vierten Evangeliums sehr bedaure. Die Frage über das Verhältniß der kritischen (d. h. historischen) Auffassung zu dem Erforderniß des Glaubens scheint mir so sehr die brennende Frage der Zeit, daß ich gewünscht hätte, daß Du ihr Deine Kraft hauptsächlich zugewendet. Auch das begreife ich, daß Du Dich nicht entschließen kannst, mir über Deine Entdeckungen in Beziehung auf den Ursprung des Evang. Johannis Näheres brieflich mitzutheilen, denn solche Mittheilung wäre doch immer nur fragmentarisch geworden und hätte die Gesammtwirkung der Gründe, welche Dich bestimmen, nur unvollkommen wiedergeben können. Meine Stellung zu diesen Fragen fassest Du wohl etwas anders auf, als sie ist, und ich mußte bei Deiner Entgegnung bedauern, daß ich nicht die Gewohnheit von einigen meiner jüngeren Freunde habe, die von ihren Briefen stets vermöge der Copir-Presse Abschriften behalten. Ich könnte dann nachforschen, welche meiner Worte Dich zu der Folgerung verleitet haben, daß ich in Betreff des vierten Evan-

geliums „wohl völlig in das Lager der Tübinger Kritik übergegangen sei.“ Ich mußte etwas darüber lächeln; denn seit dem *ersten* Erscheinen von Strauß' Leben Jesu, in das ich hineinsah und das mir gründlich mißfiel (wenn man überhaupt die Tübinger Schule so weit ausdehnen will), habe ich auch *keine Zeile* der ihr angehörigen Schriften gelesen. Ich kenne sie nur von Hörensagen und weiß in der That nicht genau, wie sie sich dem Ev. Joh. gegenüber verhält. Nicht daß ich sie scheute oder fürchtete oder daß mich des „Pöbels Geschrei“ abhielte; vielmehr bin ich überzeugt, daß sie trotz einzelner Ausschreitungen und Eitelkeiten im Ganzen von redlicher Meinung ausgeht und ein unentbehrliches Glied in der Entwickelung der evangelischen Lehre bildet. Aber ich besitze nicht die Vorstudien, um mich *ganz* darauf einzulassen, und scheue ein halbes, täuschendes Verständniß. Ich bin eben Laie, fühle mich ganz als solcher, warte daher ab, bis die Fragen in den theologischen Kreisen weiter gereift sind, habe aber als solcher in der Anarchie, die augenblicklich herrscht, das Recht und die Pflicht, für mich selbst zu sorgen. Und da ist denn eben die Differenz zwischen uns beiden: Du bist Theologe geworden, ich nicht; Du verfolgst die Frage wissenschaftlich, im Anschluß und in Entgegnung auf die neuesten wissenschaftlichen Aeußerungen, ich suche in den Ueberlieferungen der evangelischen Kirche nur die Mittel zur Befriedigung meines religiösen Bedürfnisses, welche mir und Andern eben durch die herrschende Anarchie verkümmert sind. Ich denke freilich nicht bloß an mich, sondern auch an diese Anderen, schon aus dem Grunde, weil Religion nothwendig Gemeinschaft ist; aber ich gebe zu, daß ich eben nur mit Denen empfinden kann, die mir einigermaßen homogen sind, und daß es noch andere Bedürfnisse geben kann.

Dieser unser Gegensatz, Theologe und Laie, zeigt sich denn auch bei dieser Gelegenheit. Du untersuchst, ob das Ev. Joh. von dem Jünger des Herrn wirklich herrühre; ich fühle zu sehr den Mangel meiner theologischen (kirchengeschichtlichen) und philologischen (zur Prüfung und Vergleichung der Singularitäten

des griechischen Textes in diesen und andern heiligen und profanen Schriften ausreichenden) Kenntnisse, um mich an eine solche Untersuchung zu wagen, fühle mich mit einem Worte dazu nicht berufen, und erwarte was viri docti darüber ermitteln werden. Dagegen finde ich sofort, daß die synoptischen Evangelien mir sehr viel näher stehen, kräftiger auf mich wirken, als das des Johannes. Den Grund sprichst Du selbst theilweise aus, wenn Du es aufgiebst, in demselben eine „historische Quelle in dem naiven Sinne der synoptischen Evangelien zu haben." Ja selbst die dogmatische Deduction, in welcher Du die Bedeutung des vierten Evangeliums neben den andern erklärst, kommt dabei mit zur Sprache. Wenn Du mir erlaubst, diese Deduction in wenigen Worten zusammenzufassen, so werden wir einverstanden sein, daß Du darin im Wesentlichen das Bedürfniß geschildert hast, was bei den Gläubigen oder Willigen heute vorherrscht. Man ist einverstanden, daß weder 1. die „königliche" Thätigkeit Christi, die Gebote, oder etwas rationalistischer gefaßt: die Moral und Lehre Christi, noch 2. die mystische juristische Versöhnung durch seinen Tod einseitig zu betonen, sondern daß es darauf ankommt, 3. ihn selbst als das „Brod des Lebens" zu betrachten, d. h. seine ganze volle Persönlichkeit aufzufassen, sie sich und sich ihr anzueignen. Die Frage ist nur, wie das zu erreichen, und da bekenne ich denn, daß ich mit der älteren Doctrin, welche es von einem gewissermaßen magischen Acte oder doch von einem Acte des einfachen Wollens und Glaubens erwartete, nichts anzufangen weiß, sondern annehme, daß dies nur annähernd dadurch geschehen kann, daß das Bild Christi in uns lebendig werde, in uns Liebe und das Bestreben und die Sehnsucht erwecke, ihm ähnlich zu werden. Gott offenbart sich nicht in Dogmen, sondern durch die That, seine Offenbarung in Christo war eben Christus selbst und auch Christus war nicht Dogmatiker, sondern thätig, durch seine Erscheinung und sein Wesen wirkend. Eine Darstellung, welche mich so viel wie möglich in diese thatsächliche Offenbarung einführt, mir Jesus in seinem Leben, Thun und Reden

in unverfälſchtem Bilde zeigt, iſt daher das Wünſchenswertheſte. Dies aber gewähren offenbar die ſynoptiſchen Evangelien in höherem Grade, als das Ev. Joh.; gerade ihre Naivetät iſt unſchätzbar, während dieſes augenſcheinlich eine ſtarke Beimiſchung der ungewöhnlichen Auffaſſung ihres Berichterſtatters hat, und mich daher immer in die Nothwendigkeit verſetzt, den Verſuch einer Sonderung des Objectiven von dem Subjectiven zu machen. Es fällt mir nicht ein, das Ev. Joh. für eine Fälſchung zu achten und aus dem Neuen Teſtament hinauswerfen zu wollen. Es enthält nicht bloß einzelne thatſächliche Ergänzungen der andern Evangelien von großem Werthe und mit dem Gepräge der Wahrheit, ſondern es beruhet auch in ſeiner Schilderung Jeſu auf eigener Erinnerung oder auf Mittheilungen aus einer andern Quelle wie die andern Evangelien, die nicht reine Erfindung ſein kann. Aber ebenſowenig iſt es ſchlichte Wahrheit, der Verfaſſer hat ausſchließlich einen Gedanken herausgehoben, und wenn er dabei auch, wie man gern glauben kann, vollkommen bona fide geweſen, ſich nach Kap. 16, 13, wie Du citirſt, dazu berufen und berechtigt geglaubt hat, ſo hat er doch jedenfalls, ſei er auch der Lieblingsjünger des Herrn, dazwiſchen manche andere Einflüſſe, namentlich auch philoſophiſche, erfahren, und iſt den Täuſchungen menſchlicher Natur zugänglich geweſen. Es wird kaum möglich ſein, wäre aber ſehr dankbar, wenn man hier ſcheiden könnte. Einzelnes mag reine, wirkliche Wahrheit ſein; ſo, wenigſtens im Weſentlichen, das wunderherrliche 17. Kapitel, das ſich, wenn ich nicht irre, auch in der Diction einigermaßen von den andern Theilen des Evangeliums unterſcheidet, und das man etwa für eine frühere Aufzeichnung deſſelben Verfaſſers halten möchte. Aber als Lebensbild im Ganzen, wie es jedes der andern Evangelien bietet, fehlt die innere Wahrheit, wenigſtens nach meinem Gefühle. Der Chriſtus, der hier geſchildert iſt, ſcheint nicht derſelbe, wie der der andern Evangelien, er wiederholt ohne Unterlaß die Nothwendigkeit der Vereinigung mit ihm, aber er giebt nicht die Mittel dazu, lehrt ſich nicht kennen. Dieſe Perſön-

lichkeit möchte schwerlich den wunderbaren Eindruck hinterlassen haben, der die Welt umwandelte, dessen langes Nacharbeiten in der Verborgenheit das größeste Wunder der Geschichte bildet. Vielleicht war es gar nicht die Absicht des Verfassers, ein solches Lebensbild zu geben; er setzte vielleicht die andern Evangelien oder einige derselben voraus und wollte nur eine Berichtigung hinzufügen. Aber er spricht das in keiner Weise aus und manche Theile seiner Schrift sind schwer mit solcher Absicht zu vereinigen.

Es hat Viele gegeben und giebt ihrer noch, denen das Evang. Joh. in erster Linie steht und sie am Meisten begeistert und das mag auch bei Dir der Fall sein. Darüber ist dann nicht zu streiten, es ist schön, daß unter Gottes Leitung auch die Urkunden des Christenthums so gestellt sind, daß sie verschiedenen Individualitäten das Nöthige gewähren. Aber im Ganzen sind, glaube ich, heute die andern Evangelien anwendbarer und wirksamer und auch das bestimmt mich, sie mehr zu betonen; ich fühle mich dabei im Einklange mit dem, was Gutes im Geiste der Zeit liegt. Ich kann recht eigentlich sagen: mich jammert des Volkes; ich habe den tiefsten Schmerz, wenn ich sehe, wie es verkommt und verwildert, weil ihm dabei die rechte, nährende Speise nicht geboten wird. Daß das Christenthum dieselbe enthält, ist gewiß; daß die Kirche aber es nicht versteht, sie auszuwählen und zu bereiten, ist eben so gewiß. Und das zieht mich auch zu den synoptischen Evangelien im Gegensatze zum vierten, weil ich in jenen viel mehr die Speise für das Volk zu entdecken glaube, während dieses mehr für auserwählte Geister sich eignen mag.

Du sagtest ein Mal vor längerer Zeit, und viele Leute sagen es, daß das, was dem Christenthume jetzt entgegenstehe, die Scheu vor dem Wunder sei. Das mag richtig sein bei den Trägern der Naturwissenschaft, deren Hände durch die beständige Arbeit am Materiellen hart geworden sind, so daß sie das Höhere nicht mehr empfinden. Auch bei Schulmeistern und Pedanten, die sich mit Mühe die naturwissenschaftlichen Resultate

angeeignet haben und dieſe wohlfeile Gelehrſamkeit überall anbringen möchten. Aber es iſt auch nur eine Täuſchung, wenn man Scheu vor dem Wunder zu ſehen glaubt; es iſt vielmehr nur die Scheu vor dem falſchen Wunder, vor dem Magiſchen. Und dieſe Scheu iſt im Gewiſſen und in der Bildung unſrer Zeit ſehr wohl begründet; wir wiſſen an uns ſelbſt und aus der Geſchichte, daß die menſchliche Natur nur allzugeneigt iſt, geiſtige Wirkungen durch fleiſchliche Mittel zu erſtreben, und daß ſie ſich daher gern aus der geiſtigen Verheißung eine fleiſchliche macht. Das Mittel dazu iſt ſehr einfach; man braucht nur das Geiſtige zu fixiren, aus ſeinem Zuſammenhange zu bringen, ſo wird es ein ſinnliches Opus operatum, neben dem dann die ihm in der Vorausſetzung geiſtigen Lebens zugeſchriebenen (verheißenen) Folgen als magiſche Wirkungen erſcheinen. So werden Erkenntniß, Dogma, Glauben ein Amulet, durch das wir uns den Eintritt in den Himmel verſchaffen (erlangen).

Die Gefahr magiſcher Auffaſſung tritt nun beſonders da ein, wo die höchſten, ſchwierigſten Gedanken und Gefühle in feſte Worte gebracht werden. Da dies ſtets, weil eben das logiſche Wort dazu nicht ausreicht, nur in mehr oder weniger bildlicher Weiſe geſchehen kann, ſo iſt die ſinnliche Erſtarrung um ſo leichter. Daher iſt denn auch die Lehre, welche das Ev. Joh. vorzugsweiſe heraushebt, ſo vielen Mißbräuchen ausgeſetzt geweſen, hat das widerliche, ſüßliche Tändeln mit dem Namen Jeſu hervorgebracht, das der ernſten Wirkſamkeit des Evangelii ſo oft hemmend entgegengetreten iſt. Die Lehre ſelbſt iſt ſchon in den ſynoptiſchen Evangelien enthalten. Indem ſie uns Jeſus als den Verkündiger der tiefſten Wahrheiten eines unbedingt erforderlichen und doch wieder unerreichbaren ſittlichen Ideals, in der Strenge ſeiner Anforderungen und mit der höchſten, ebenſo unerreichbaren Milde zeigen, offenbaren ſie ſchon, daß die Löſung dieſer ſcheinbaren Widerſprüche nur in ſeiner über alles Irdiſche erhabenen und doch ſo menſchlich liebenswerthen Perſönlichkeit enthalten ſein könne, daß Hingabe an dieſelbe der Weg der Wahrheit ſei. Die Lehre vom „Brode des

Lebens" ist also in diesen Evangelien schon gegeben, aber als Mysterium, als zarte, mehr durch Ahnung, als durch bestimmte äußere Worte aufzufassende, in der That verschlossene Wahrheit, während das Ev. Joh. sie wie ein Geheimniß, d. h. wie eine zwar wenig bekannte, aber in unmittelbarem Worte mittheilbare, darin zu erschöpfende Lehre dem Gedächtnisse einzuprägen sucht. Jene Evangelien überzeugen von der Nothwendigkeit, uns Christus zu nahen, und lehren uns die Thätigkeit, welche uns auf den richtigen Weg zu diesem freilich aus eigner Kraft nicht völlig zu erreichenden Ziele führen kann. Dieses giebt nur theils das Gebot jenes Nahens, theils ein hymnenartiges Preisen der Erfolge. Es hat insofern einen hohen Werth, als es das Verständniß der andern Evangelien fördert und erleichtert, dafür sorgt, daß jene verhüllte Lehre nicht übersehen werde, daß man nicht bei ihnen den Wald vor Bäumen (das Ganze vor Einzelheiten) übersehe. Aber dann möge man wieder zu jener Fülle des Einzelnen, zu jener keuschen Wahrheit zurückkehren.

Hier muß ich abbrechen; ich hätte dabei noch unendlich viel auf dem Herzen, aber ich würde dann immer wieder genöthigt werden, dem rasch geschriebenen Worte, um nicht mißverstanden zu werden, lange Erläuterungen hinzuzufügen. Schon jetzt muß ich fürchten, daß Du im Ganzen meine Beurtheilung des Ev. Joh. zu negativ auffassest. Das ist keineswegs der Fall; ich erkenne nicht nur seine Bedeutung im Ganzen, sondern auch seine Schönheit im Einzelnen sehr wohl, erkenne, wie viel es im Erbaulichen leistet. Ich kann so ziemlich in Deinem Gleichnisse bleiben, in ihm die Krönung des ganzen evangelischen Gebäudes finden; zwar nicht die Kuppelwölbung selbst, denn diese ist ohnehin schon da, aber wohl den goldglänzenden Schmuck des Aeußern und Innern. Von Deiner Arbeit hoffe ich dann noch manche Aufklärung; denn in der That ist mir der Evangelist Johannes ein psychologisches Räthsel. Wenn er wirklich die wesentliche Grundlage des Christenthums, die sittliche, die in der Bergpredigt und in vielen Gleichnissen gegeben ist, in den andern (oder einigen ihm bekannten) Evangelien für genügend

ausgesprochen, für erschöpft hielt, und sich darauf beschränken zu müssen glaubte, Einiges nachzutragen, warum dann nicht wenigstens eine Hinweisung auf jenes von ihm kaum berührte Element? Wenn er aber ein genügendes, selbständiges Lebensbild geben wollte, wie konnte er glauben, den Körper dabei in dem Grade, wie er es that, übergehen zu dürfen? Wenn er endlich von dem Gedanken „des Lebensbrodes" so völlig erfüllt war, daß er an Anderes nicht dachte, weßhalb überging er dann die vollste Aeußerung dieses Gedankens, das Abendmahl? Doch wie gesagt, auf diese Fragen wird Deine Arbeit directe oder indirecte Antwort geben.

Und damit sei denn die lange Epistel plötzlich geschlossen.

## Uechtritz an Schnaase.

Görlitz, 9. Oktober 1870.

Dein jüngster Brief, mein theurer Schnaase, und die tieffreundschaftliche Gesinnung, die sich darin ausspricht, hat mich recht in innerster Seele gerührt und meinen schon lange in mir getragenen Entschluß, Dir wenigstens einige Züge meiner Handschrift wieder einmal vor's Auge zu führen, zur Ausführung gebracht. Du würdest es gewiß, wenn Du meine Lage ganz überschauen könntest, entschuldigen, daß ich mich, was den Verbrauch des mir noch gebliebenen Augenlichtes, wie des Proviantrestes in einer belagerten Festung, betrifft, einer gewissen zaghaften Sparsamkeit und selbst Knauserei nicht entschlagen kann, so daß ich mich alles Lesens, außer des zu meiner schriftstellerischen Arbeit durchaus nöthigen (was ebenfalls auf's äußerste reducirt ist) und höchst selten einiger Zeilen in einem Dichterwerke zu wehmüthigem halb verstohlenem Genusse, oder einem sonst aufgeschlagenen Buche enthalte, und daß ein Brief ein Opfer für mich geworden ist. Auf das Dictiren habe ich mich noch nicht einrichten können. Auch würde nur dann etwas Gedeihliches dabei herauskommen, wenn ich in der Lage wäre, mir einen eigens dazu abzurichtenden Secretär zu halten. Aber genug von den

Triſtien, die mich oft über die Verwegenheit ſtaunen machen, dabei noch an die Ausführung eines Werkes, wie des unter meiner Feder befindlichen, zu denken. Wenn wir uns doch einmal zu traulich mündlicher Verhandlung gründlich begegnen könnten, nur noch einmal im Leben. Sollten Dir Deine Studien denn nicht einmal wieder den Beſuch der Dresdner Galerie, wenn nicht dringend nöthig, doch wünſchenswerth machen? Wäre es auch im heißeſten Juli, ich würde es möglich zu machen ſuchen, dort die Zeit mit Dir zuzubringen. Auch haben wir jetzt hier ein paar empfehlenswerthere Gaſthöfe. Es würde mich ſehr beglücken, Dir einen näheren Bericht über meine Arbeit und meinen ſich mir dabei immer klarer herausſtellenden Standpunkt zu geben. Sagt mir doch eine innere Stimme, daß Du mir mit einiger Befriedigung darauf folgen würdeſt.

Was hätten wir nicht mit einander zu beſprechen! Meinen Gedanken und Gefühlen über die begeiſternd große und dabei ſo grauſige Zeit, die wir durchleben, in dieſem Briefe genügenden Ausdruck zu geben, muß ich verzichten. Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt, das iſt die Beſchaffenheit der Stimmung, in der man ſich auf und ab wogen fühlt. Auch unſre Familie iſt — wie jetzt beinahe eine jede — von der ſchmerzlich ſchrecklichen Seite dieſer Tage durch den Verluſt eines theuren Gliedes betroffen worden. Auch hat ſich der Verluſt durch beſondre Umſtände noch herbe verbittert. Aus anſcheinend ganz ſicherer Quelle (auf Angabe ſeines Regimentschefs) fand ſich mein Neffe,*) der Sohn meiner verſtorbenen Schweſter, Hauptmann im Regimente Königin Auguſta, als am 18. Auguſt beim Sturm der Garden auf St. Privat gefallen, in einem Berichte der Kreuzzeitung angezeigt. Die nächſten Verwandten, der alte Vater, mein Bruder aus Dresden, ein väterlicher Oheim aus der Nähe von Breslau, hatten ſich auf die ſchmerzliche Kunde hier um die trauernde Schweſter, meine Nichte, verſammelt. Alles hatte bereits Trauer angelegt, als die freudig überraſchende Nachricht einging, daß der

*) Guſtav von Haugwitz.

Todtgeglaubte noch lebe, ſchwer verwundet, durch Auge und Kopf geſchoſſen, doch nicht ohne Hoffnung. Außerordentliche Entſchlüſſe und Maßregeln, um dem Leidenden zum Beiſtande zu eilen, wurden gefaßt und ausgeführt, große Schwierigkeiten, um ihn aufzufinden, mußten überwunden werden — und der Schluß nach Wochen ſchweren Leidens für ihn, und ängſtlichen Bangens, untermiſcht mit trügeriſcher Hoffnung von Seite der Seinen war ſeine am letzten Mittwoch erfolgte Beſtattung auf dem Familiengute Lähnhaus, wohin man die Leiche geſchafft hatte.

Von Max Balan*) haben wir bis jetzt gute Nachrichten; Gott helfe weiter! Er iſt am 18. Auguſt und bei Sedan dabei geweſen, und befindet ſich jetzt vor Paris. Bei einem Beſuche, den er uns in dieſem Sommer machte, hat er uns durch ſein gutmüthig verſtändiges, unverwöhnt empfängliches, anſpruchlos zufriedenes Weſen ſehr für ſich eingenommen, wodurch unſere ſorgliche Spannung um ihn noch erhöht worden.

## Schnaaſe an Uechtritz.

Wiesbaden, den 18. Dezember 1870.

Dein lieber Brief vom 9. Oktober hat mich ungemein erfreut; es war denn doch wieder ein Lebenszeichen, und zwar in ſeiner klaren und feſten Handſchrift und in der eingehenden Beſprechung naheliegender Angelegenheiten ein Zeichen recht kräftigen Lebens. Es verſteht ſich, daß ich Dir die Schonung Deiner Augen in keiner Weiſe verarge, aber ich möchte nur, daß wir ein Mittel fänden, um trotz dieſes Hinderniſſes nicht außer Verkehr zu kommen. Der Menſch, ſo lange er lebt, verändert ſich, im Geiſtigen wie im Leiblichen, ja wohl noch ſtärker in jenem. Auch hier wird man zwar auch unter den fremdgewordenen Zügen ſtets dieſelbe Individualität wieder finden, aber oft ſchwerer und oft ſchmerzlicher. Denn die geiſtige Veränderung wird nicht wie die leibliche durch den gleichmäßigen Lauf der Zeit und durch derbe, unumſtößliche Geſetze geleitet, ſondern ſie bewegt ſich in

*) Jetzt Landrath im Kreiſe Schlawe.

Gegensätzen und in der unberechenbaren Reaction der Willensfreiheit gegen fast ebenso unberechenbare sittliche Eindrücke. Während man daher in physischer Beziehung sicher ist, bei dem Wiederbegegnen sich wieder zu finden, bedarf das geistige Leben nothwendig der Mittheilung und der Theilnahme an dem Wandel der Anschauungen. Und deshalb bedaure ich es so sehr, daß dieser Verkehr uns erschwert ist. Wenn Dein Werk, das Dich jetzt beschäftiget, herausgekommen sein wird, werde ich zwar von dem Gedankengange Deiner letztverflossenen Jahre gründlich unterrichtet werden, aber es wird mir das zu lange, und ich muß fürchten, auf Deine Resultate nicht so völlig eingehen zu können, wie es bei lebendigerem Verkehre der Fall sein würde. Indessen muß man sich in die Umstände fügen, und wir wollen uns bescheiden, uns in sparsamer Correspondenz wenigstens „auf dem Laufenden" zu erhalten.

Ueber die großen Ereignisse des Tages zu sprechen, ist weniger Noth. So tief sie das Gemüth ergreifen, können wir nicht zweifeln, daß wir sie im Ganzen in gleicher Weise aufnehmen. Im Einzelnen aber wächst das Thema so riesengroß an, daß unsre Schreibkräfte nicht hinan können. Nur das Tragische, die herzerschütternden Verluste, mit denen unsre Siege erkauft worden, die Trauer, die in so vielen näher oder ferner befreundeten Familien herrscht, die bange Sorge über das Ende dieses menschenmordenden Krieges würde zunächst in den Vordergrund treten. Und dem dürfen und sollen wir uns doch nicht zu sehr hingeben! Glauben und Hoffnung verlassen mich nicht; ich zweifle nicht einen Augenblick daran, daß Gott Alles zum guten Ziele hinführen wird. Aber ich kann nicht leugnen, daß die Besorgniß für die unmittelbaren Erfolge, die Frage, ob sie so großer Opfer werth sein werden, mich oft überfällt.

Arbeit, Rückkehr zu den gewohnten friedlichen Studien ist bei diesen öffentlichen Zuständen mir ein nothwendiges Beruhigungsmittel. Es würde vielleicht noch stärker wirken, wenn ich mich wie Du unmittelbar in religiöse Betrachtungen versenken könnte. Statt dessen habe ich die Pflicht, meine Fachstudien

möglichſt zu vervollkommnen und abzuſchließen. Gern möchte ich noch einen Band (den achten) vollenden, der ſeit Jahren in einem jetzt veralteten Entwurfe vor mir liegt, aber leider ſcheint die angefangene zweite Auflage es nicht dazu kommen laſſen zu wollen. Mein Freund Lübke hatte ſich erboten, mir die Redaction einiger Bände abzunehmen. Aber leider hat ſeine Geſundheit und ſeine, wie Du wiſſen wirſt, in ſehr ernſter Weiſe verminderte und gefährdete Sehkraft dies Project wieder zerſchlagen. Er hat es nach kurzen Anfängen aufgeben müſſen und mich dadurch genöthigt, die wieder aufgenommene und mir ſehr angenehme Arbeit an jenem achten Bande wieder zu unterbrechen.

Gern ſpräche ich mich auch über manche literariſche Erſcheinung, alte und neue, mit Dir aus. Von alten Bunſen's Bibelwerk. Von neuen unter Anderen Haym's Geſchichte der romantiſchen Schule. Wenn es Dir auch an einem Secretäre fehlt, ſo doch wohl nicht ganz an befreundeten Vorleſern. Einen Secretär wünſche ich mir auch ſehr, weiß es aber nicht anzufangen, ihn zu erhalten und mir zuzuziehen.

Mein Brief ſollte eigentlich ein Feſtbrief ſein und ſtatt andrer Gabe ſich auf Deinem Weihnachtstiſche präſentiren. So wollte es meine Gebieterin, die mich deshalb heute zu dem lange beabſichtigten Briefe trieb. Allein mein Bedürfniß proſaiſchen Ausſprechens war zu groß und hat ſich vorgedrängt. Damit entſchuldige Du dieſe Formloſigkeit, an der Du Deinen alten Freund erkennſt.

Herzliche Wünſche für Euch beide, meine lieben Freunde, zu dem nahenden ſchönen Feſte, zum neuen Jahre und für alle Zeit! In alter Liebe und Treue

Dein Schnaaſe.

---

# Briefwechsel

zwiſchen

# Friedrich von Uechtritz und Friedrich Hebbel.

---

(Theilweiſe abgedruckt im Wiener Litteraturblatt 1878.)

## Friedrich von Uechtritz an Friedrich Hebbel.

Dürkheim am Haardtgebirge, 21. September 1854.

Hoffentlich, mein theurer Hebbel, werden Sie sich schon selber die rechte Erklärung dafür gegeben haben, wenn Sie bis jetzt noch ohne Nachricht von mir geblieben sind. Ich wollte nicht wieder vor Ihnen erscheinen, ehe es mir nicht gelungen war, wenigstens einige Ihrer Hauptwerke kennen zu lernen; und bei der Einrichtung unseres Buchhandels, wonach man in der Regel nur die kürzlich erschienenen Bücher vorräthig findet, wollte mir dies weder in Bamberg, noch in Nürnberg, Ulm ꝛc., wo ich überall nachfragte, gelingen. Nach München, wo ich mehr Hoffnung gehabt hätte, sind wir wegen der Cholera nicht gekommen. So habe ich mir denn bei einem längeren Aufenthalte in Stuttgart einige Ihrer Dramen (Judith, Genoveva, Maria Magdalena, Herodes und Mariamne ꝛc.) durch den dortigen Buchhändler Köhler verschreiben lassen, da ich sie nicht blos aus einer Leihbibliothek lesen, sondern selbst zu besitzen wünschte.

Lassen Sie mich, mein theurer Freund, unter der Gewalt des ganz frischen Eindrucks, den ich von der zuletzt gelesenen Tragödie „Herodes und Mariamne" empfinde, mit dieser beginnen. Es wird mir schwer, Worte zu finden, um die Bewunderung, die ich für dieses Werk fühle, auszudrücken. Welche Tiefe der historischen Anschauung, welche Schärfe und Feinheit, welcher Adel in der Charakterzeichnung, welche Dialektik der Leidenschaft, welche

Triſtien, die mich oft über die Verwegenheit ſtaunen machen, dabei noch an die Ausführung eines Werkes, wie des unter meiner Feder befindlichen, zu denken. Wenn wir uns doch einmal zu traulich mündlicher Verhandlung gründlich begegnen könnten, nur noch einmal im Leben. Sollten Dir Deine Studien denn nicht einmal wieder den Beſuch der Dresdner Galerie, wenn nicht dringend nöthig, doch wünſchenswerth machen? Wäre es auch im heißeſten Juli, ich würde es möglich zu machen ſuchen, dort die Zeit mit Dir zuzubringen. Auch haben wir jetzt hier ein paar empfehlenswerthere Gaſthöfe. Es würde mich ſehr beglücken, Dir einen näheren Bericht über meine Arbeit und meinen ſich mir dabei immer klarer herausſtellenden Standpunkt zu geben. Sagt mir doch eine innere Stimme, daß Du mir mit einiger Befriedigung darauf folgen würdeſt.

Was hätten wir nicht mit einander zu beſprechen! Meinen Gedanken und Gefühlen über die begeiſternd große und dabei ſo grauſige Zeit, die wir durchleben, in dieſem Briefe genügenden Ausdruck zu geben, muß ich verzichten. Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt, das iſt die Beſchaffenheit der Stimmung, in der man ſich auf und ab wogen fühlt. Auch unſre Familie iſt — wie jetzt beinahe eine jede — von der ſchmerzlich ſchrecklichen Seite dieſer Tage durch den Verluſt eines theuren Gliedes betroffen worden. Auch hat ſich der Verluſt durch beſondre Umſtände noch herbe verbittert. Aus anſcheinend ganz ſicherer Quelle (auf Angabe ſeines Regimentschefs) fand ſich mein Neffe,*) der Sohn meiner verſtorbenen Schweſter, Hauptmann im Regimente Königin Auguſta, als am 18. Auguſt beim Sturm der Garden auf St. Privat gefallen, in einem Berichte der Kreuzzeitung angezeigt. Die nächſten Verwandten, der alte Vater, mein Bruder aus Dresden, ein väterlicher Oheim aus der Nähe von Breslau, hatten ſich auf die ſchmerzliche Kunde hier um die trauernde Schweſter, meine Nichte, verſammelt. Alles hatte bereits Trauer angelegt, als die freudig überraſchende Nachricht einging, daß der

*) Guſtav von Haugwitz.

Todtgeglaubte noch lebe, ſchwer verwundet, durch Auge und Kopf geſchoſſen, doch nicht ohne Hoffnung. Außerordentliche Entſchlüſſe und Maßregeln, um dem Leidenden zum Beiſtande zu eilen, wurden gefaßt und ausgeführt, große Schwierigkeiten, um ihn aufzufinden, mußten überwunden werden — und der Schluß nach Wochen ſchweren Leidens für ihn, und ängſtlichen Bangens, untermiſcht mit trügeriſcher Hoffnung von Seite der Seinen war ſeine am letzten Mittwoch erfolgte Beſtattung auf dem Familiengute Lähnhaus, wohin man die Leiche geſchafft hatte.

Von Max Balan*) haben wir bis jetzt gute Nachrichten; Gott helfe weiter! Er iſt am 18. Auguſt und bei Sedan dabei geweſen, und befindet ſich jetzt vor Paris. Bei einem Beſuche, den er uns in dieſem Sommer machte, hat er uns durch ſein gutmüthig verſtändiges, unverwöhnt empfängliches, anſpruchlos zufriedenes Weſen ſehr für ſich eingenommen, wodurch unſere ſorgliche Spannung um ihn noch erhöht worden.

## Schnaaſe an Uechtritz.

Wiesbaden, den 18. Dezember 1870.

Dein lieber Brief vom 9. Oktober hat mich ungemein erfreut; es war denn doch wieder ein Lebenszeichen, und zwar in ſeiner klaren und feſten Handſchrift und in der eingehenden Beſprechung naheliegender Angelegenheiten ein Zeichen recht kräftigen Lebens. Es verſteht ſich, daß ich Dir die Schonung Deiner Augen in keiner Weiſe verarge, aber ich möchte nur, daß wir ein Mittel fänden, um trotz dieſes Hinderniſſes nicht außer Verkehr zu kommen. Der Menſch, ſo lange er lebt, verändert ſich, im Geiſtigen wie im Leiblichen, ja wohl noch ſtärker in jenem. Auch hier wird man zwar auch unter den fremdgewordenen Zügen ſtets dieſelbe Individualität wieder finden, aber oft ſchwerer und oft ſchmerzlicher. Denn die geiſtige Veränderung wird nicht wie die leibliche durch den gleichmäßigen Lauf der Zeit und durch derbe, unumſtößliche Geſetze geleitet, ſondern ſie bewegt ſich in

*) Jetzt Landrath im Kreiſe Schlawe.

Gegensätzen und in der unberechenbaren Reaction der Willensfreiheit gegen fast ebenso unberechenbare sittliche Eindrücke. Während man daher in physischer Beziehung sicher ist, bei dem Wiederbegegnen sich wieder zu finden, bedarf das geistige Leben nothwendig der Mittheilung und der Theilnahme an dem Wandel der Anschauungen. Und deshalb bedaure ich es so sehr, daß dieser Verkehr uns erschwert ist. Wenn Dein Werk, das Dich jetzt beschäftiget, herausgekommen sein wird, werde ich zwar von dem Gedankengange Deiner letztverflossenen Jahre gründlich unterrichtet werden, aber es wird mir das zu lange, und ich muß fürchten, auf Deine Resultate nicht so völlig eingehen zu können, wie es bei lebendigerem Verkehre der Fall sein würde. Indessen muß man sich in die Umstände fügen, und wir wollen uns bescheiden, uns in sparsamer Correspondenz wenigstens „auf dem Laufenden" zu erhalten.

Ueber die großen Ereignisse des Tages zu sprechen, ist weniger Noth. So tief sie das Gemüth ergreifen, können wir nicht zweifeln, daß wir sie im Ganzen in gleicher Weise aufnehmen. Im Einzelnen aber wächst das Thema so riesengroß an, daß unsre Schreibkräfte nicht hinan können. Nur das Tragische, die herzerschütternden Verluste, mit denen unsre Siege erkauft worden, die Trauer, die in so vielen näher oder ferner befreundeten Familien herrscht, die bange Sorge über das Ende dieses menschenmordenden Krieges würde zunächst in den Vordergrund treten. Und dem dürfen und sollen wir uns doch nicht zu sehr hingeben! Glauben und Hoffnung verlassen mich nicht; ich zweifle nicht einen Augenblick daran, daß Gott Alles zum guten Ziele hinführen wird. Aber ich kann nicht leugnen, daß die Besorgniß für die unmittelbaren Erfolge, die Frage, ob sie so großer Opfer werth sein werden, mich oft überfällt.

Arbeit, Rückkehr zu den gewohnten friedlichen Studien ist bei diesen öffentlichen Zuständen mir ein nothwendiges Beruhigungsmittel. Es würde vielleicht noch stärker wirken, wenn ich mich wie Du unmittelbar in religiöse Betrachtungen versenken könnte. Statt dessen habe ich die Pflicht, meine Fachstudien

möglichſt zu vervollkommnen und abzuſchließen. Gern möchte ich noch einen Band (den achten) vollenden, der ſeit Jahren in einem jetzt veralteten Entwurfe vor mir liegt, aber leider ſcheint die angefangene zweite Auflage es nicht dazu kommen laſſen zu wollen. Mein Freund Lübke hatte ſich erboten, mir die Redaction einiger Bände abzunehmen. Aber leider hat ſeine Geſundheit und ſeine, wie Du wiſſen wirſt, in ſehr ernſter Weiſe verminderte und gefährdete Sehkraft dies Project wieder zerſchlagen. Er hat es nach kurzen Anfängen aufgeben müſſen und mich dadurch genöthigt, die wieder aufgenommene und mir ſehr angenehme Arbeit an jenem achten Bande wieder zu unterbrechen.

Gern ſpräche ich mich auch über manche literariſche Erſcheinung, alte und neue, mit Dir aus. Von alten Bunſen's Bibelwerk. Von neuen unter Anderen Haym's Geſchichte der romantiſchen Schule. Wenn es Dir auch an einem Secretäre fehlt, ſo doch wohl nicht ganz an befreundeten Vorleſern. Einen Secretär wünſche ich mir auch ſehr, weiß es aber nicht anzufangen, ihn zu erhalten und mir zuzuziehen.

Mein Brief ſollte eigentlich ein Feſtbrief ſein und ſtatt andrer Gabe ſich auf Deinem Weihnachtstiſche präſentiren. So wollte es meine Gebieterin, die mich deshalb heute zu dem lange beabſichtigten Briefe trieb. Allein mein Bedürfniß proſaiſchen Ausſprechens war zu groß und hat ſich vorgedrängt. Damit entſchuldige Du dieſe Formloſigkeit, an der Du Deinen alten Freund erkennſt.

Herzliche Wünſche für Euch beide, meine lieben Freunde, zu dem nahenden ſchönen Feſte, zum neuen Jahre und für alle Zeit! In alter Liebe und Treue

Dein Schnaaſe.

---

# Briefwechsel

zwischen

# Friedrich von Uechtritz und Friedrich Hebbel.

---

(Theilweise abgedruckt im Wiener Litteraturblatt 1878.)

## Friedrich von Uechtritz an Friedrich Hebbel.

Dürkheim am Haardtgebirge, 21. September 1854.

Hoffentlich, mein theurer Hebbel, werden Sie sich schon selber die rechte Erklärung dafür gegeben haben, wenn Sie bis jetzt noch ohne Nachricht von mir geblieben sind. Ich wollte nicht wieder vor Ihnen erscheinen, ehe es mir nicht gelungen war, wenigstens einige Ihrer Hauptwerke kennen zu lernen; und bei der Einrichtung unseres Buchhandels, wonach man in der Regel nur die kürzlich erschienenen Bücher vorräthig findet, wollte mir dies weder in Bamberg, noch in Nürnberg, Ulm ꝛc., wo ich überall nachfragte, gelingen. Nach München, wo ich mehr Hoffnung gehabt hätte, sind wir wegen der Cholera nicht gekommen. So habe ich mir denn bei einem längeren Aufenthalte in Stuttgart einige Ihrer Dramen (Judith, Genoveva, Maria Magdalena, Herodes und Mariamne ꝛc.) durch den dortigen Buchhändler Köhler verschreiben lassen, da ich sie nicht blos aus einer Leihbibliothek lesen, sondern selbst zu besitzen wünschte.

Lassen Sie mich, mein theurer Freund, unter der Gewalt des ganz frischen Eindrucks, den ich von der zuletzt gelesenen Tragödie „Herodes und Mariamne" empfinde, mit dieser beginnen. Es wird mir schwer, Worte zu finden, um die Bewunderung, die ich für dieses Werk fühle, auszudrücken. Welche Tiefe der historischen Anschauung, welche Schärfe und Feinheit, welcher Adel in der Charakterzeichnung, welche Dialektik der Leidenschaft, welche

Macht des Pathos, das in der Scene, wo Herodes auf dem Feste Mariamnens erscheint, eine Höhe ersteigt, die mich noch in diesem Augenblicke, wenn ich mir den ersten Eindruck, den ich davon empfangen habe, in seiner Stärke zurückrufe, zusammenschauern macht. Und dabei diese Meisterschaft der dramatischen Form, der innern wie äußern, diese ächt dramatische, sich in vollster Freiheit bewegende, jeder Schwingung des Charakters, der Leidenschaft, der Situation anschmiegende und doch (ohne Prunk der Rhetorik) stylhafte, wohllautvolle Behandlung des Jambus, die Kunst des Dialoges in scharf einschlagenden Wechselreden! Selbst das Einzige, was mir bei dem Werke zweifelhaft wurde, ob nämlich der starre, aufruhr- und verschwörungslustige Sameas eine hinreichend reine Gestalt sei, um ihm eine Prophezeiung auf das Erscheinen des Heilandes in den Mund legen zu dürfen (eine Prophezeiung, für welche das Evangelium nur Seelen von der Reinheit des Greises Simeon und der frommen Hanna geweiht und würdig erachtet), selbst dieses Bedenken habe ich mir dadurch zu lösen gewußt, daß Sameas, indem er aus Gesetzestreue den Selbstmord zurückweist und standhaft die härtesten Martern duldet, eine Läuterung in sich erlebt, die ihn würdig macht, als Organ des heiligen Geistes von der Ankunft des Gottmenschen in der Menschheit zu zeugen.

Am Nächsten in meiner Bewunderung möchte ich dem „Herodes und Mariamne" die „Genoveva" stellen. Nicht blos, weil ich auch hier einer poetischen Urkraft und Scenen des erschütterndsten Pathos begegne (denn beides findet sich mehr oder weniger in allen Ihren Dramen), sondern weil mir, trotz einiger Bedenken im Einzelnen, das Gedicht als Ganzes einen großartig befriedigenden Eindruck gewährt. Die Gestalt Ihrer Genoveva gehört zu dem Schönsten, Edelsten, Reinsten, was die Poesie je geschaffen hat; Ihr Golo behält, trotz aller Verruchtheit, durch einen gewissen Grundton seines Wesens und einen, ich möchte sagen, Raphaelischen Adel und Zauber der Form, der über ihn gegossen bleibt, etwas Anziehendes; der tolle Klaus ist ein genialer Gedanke. Ueber Margarethen und noch mehr über Sieg-

fried dagegen bin ich noch nicht ganz zum Abſchluß in mir gekommen. Es ſcheint mir, daß der Mann, den wir in der Abſchiedsſcene von Genoveven ſo zart und innig auf die himmliſche Reinheit ſeiner Gattin haben eingehen, ein ſo tiefes Verſtändniß davon haben äußern hören, ſpäter nicht ſo raſch und leicht von dem ſchmählichſten Argwohn umgarnt werden dürfe; als ob hier noch etwas zu vermitteln geweſen wäre. Doch behalte ich mir mein definitives Urtheil bis nach nochmaliger Leſung vor, da ich bei einer gewiſſen epigrammatiſchen Natur Ihrer Poeſie bereits die Erfahrung gemacht habe, daß mancher Anſtoß an Ihren Gedichten bei einer zweiten Leſung gehoben wird.

Ihre Judith war das Erſte, das ich von Ihnen las; die vier erſten Acte kamen wie ein Wogenſturz der Poeſie über mich, ſo daß ich das ganze Drama an einem Nachmittage, faſt ohne aufzuſtehen, geleſen habe. Wie viel iſt auch hier zu preiſen und zu bewundern; auch fühle ich recht wohl das Wahre in dem, was Sie in Ihrer trefflichen Vorrede zur „Maria Magdalena" zur Rechtfertigung des 5. Actes ſagen. Es iſt Ihnen aber, wie ich offen geſtehen muß, durch dieſe Rechtfertigung nur gelungen, den Stoff in ſeiner bibliſchen Urſprünglichkeit als eine höchſt ſchwierige, vielleicht nicht zu löſende Aufgabe für den dramatiſchen Dichter nachzuweiſen. Mir bleibt der Zweifel, ob ſich dieſer Stoff mit einer pſychologiſch-pathologiſchen Umgeſtaltung wie diejenige, die Sie damit vorgenommen haben, verträgt, ob er dadurch nicht in ſeinem innerſten Weſen aufgehoben wird. Doch ein anderes Bedenken iſt faſt noch größer. Es iſt offenbar nicht blos die phyſiſche Naturkraft im Holofernes, die überwältigend auf die Seele Ihrer Judith wirkt; Sie haben Ihrem Titanen auch eine geiſtige Größe der Mannheit zu geben geſucht und er ſoll auch durch dieſe das Weib in Judith verwirren, wie es ſich in den Worten der letzteren ausſpricht: „Hüte mich, Gott, daß ich nicht verehren muß, was ich verabſcheue." Aber dieſe geiſtig imponirende Wirkung ſcheint mir nicht hinreichend motivirt. Jener Ausruf Judith's bezieht ſich darauf, daß Holofernes das liſtige Heranſchleichen Ephraim's

brandmarkt, weil dieser „die Gefahr feig und klug vorher abgekauft habe," daß er nur ein off'nes kühnes Draufgehen gelten läßt. Aber der Vorwurf trifft nicht; die Gefahr war nicht abgekauft. Ephraim mußte gewärtigen, daß ihn die Trabanten des Holofernes sofort niederhauen würden, wenn ihm die That gelinge, daß er vielleicht unter Martern sterben müsse. Das drängte sich wenigstens mir auf, als ich den Vorwurf des Holofernes las, und ließ mich eher eine Vertretung Ephraim's von Seiten der Landesgenossin gegen die ungerechte Beschuldigung, als eine „Verehrung" des Holofernes in ihrem Munde erwarten.

Auch in „Maria Magdalena" (und vielleicht mehr, als in irgend einem Ihrer anderen Dramen) bewundere ich die knappe dramatische Gliederung, die doch keineswegs an Trockenheit und Dürre leidet, sondern sich nur gleichsam, wie die ringgeübten Formen des borgheſischen Fechters, allen unnützen Fettes entkleidet hat, dabei aber die gestählten Sehnen einer edlen Menschennatur in gefälliger Rundung zeigt; ich bewundere überhaupt das ganze Gedicht — vor Allem den Charakter Anton's, — bis auf einen einzigen Punkt, der aber allerdings zu tief in den Kern des Gedichtes hineingreift, als daß ich so leicht darüber hinwegkommen könnte. Auch wenn ich Ihnen zugeben will, daß es Ihnen gelungen sei, das Erliegen Clara's unter dem Andringen Leonhard's zu motiviren: die Hingebung eines Mädchens an einen Mann, den sie nicht liebt, behält, mag sie motivirt werden wie sie will, für unsere Vorstellung etwas Unangenehmes, eben so psychisch als sinnlich Widriges. Ueberhaupt ist der Fall zu singulairer, absonderlicher Art, um füglich die Wurzel eines Dramas abgeben zu können, das es sich zur Aufgabe stellt, ein Spiegel allgemein menschlicher, wie zeitgemäßer Zustände und Verhältnisse zu sein. — Die Hinneigung zur Darstellung von dergleichen absonderlichen Verhältnissen, Motiven und psychologisch-pathologischen Entwickelungen möchte überhaupt die schlimmste Klippe sein, vor der Ihre Poesie sich zu hüten hat.

Bei Ihrer Julia will ich gleich mit dem wesentlichsten Bedenken, das ich dabei habe, anfangen. Hier wäre vielleicht

mit wenigen Strichen zu helfen geweſen, um das Gedicht, wenn auch nicht für die Staats- und Volksbühne — für die es ſich mir unter keinen Umſtänden, ſchon wegen der ungewöhnlichen, rein formalen Bedeutung, welche die Ehe am Schluſſe desſelben einnimmt, zu eignen ſcheint — aber wohl für ein Publikum von tieferer, tiefeindringender und abwägender Bildung unanſtößig zu machen. Ich erkenne und ehre den ethiſchen Sinn, der in Ihnen, im Unterſchiede von vielen unſerer literariſchen Zeitgenoſſen, lebt; ich weiß es nach ſeinem Werthe zu ſchätzen, daß Sie die Bedeutung und Schwere der Sünde, die Nothwendigkeit der Buße fühlen, kann aber darüber, was Sünde und was Buße ſei, keine anderen als die ewigen Normen anerkennen, hinſichts deren ich die Offenbarung mit den tiefſten Forderungen unſerer Vernunft im Einklange finde und die ich bei Shakeſpeare nie verkannt ſehe. Die Tragödie kann den Selbſtmord nicht entbehren; es iſt ihr erlaubt, ſich darüber, ob ſie darin eine bloße Flucht aus der Unerträglichkeit des Lebens oder eine heroiſche That ſieht, allen ausgeſprochenen Urtheils zu enthalten (wie es Shakeſpeare in Romeo und Julie, im Othello ꝛc. thut); aber ſie darf ihn nie und nimmer, gleich Müllner in der Schuld, als That der Entſühnung hinſtellen. Geſchieht dies aber nicht am Schluſſe Juliens? Bleibt es nicht ganz ebenſo ein Selbſtmord, wenn Bertram ſeinen Tod binnen Monatsfriſt durch tollkühnes Gemſenjagen zu ereilen ſich vornimmt, als wenn er ſich ſofort den Dolch in's Herz ſtieße? Daß er ſich der Zukunft Juliens und Antonio's zum Opfer bringt, kann die Natur und Bedeutung ſeines Entſchluſſes nicht weſentlich ändern, da ſeine blaſirte Lebensſattheit den Werth des Opfers zu ſehr beeinträchtigt. Doch wären vielleicht nur wenige Zeilen zu ſtreichen, um den Uebelſtand zu heben; ich meine die Worte Bertram's: „Ha, es kommt mir doch vor, als ob noch etwas folgte, als ob, wer redlich büßte, irgendwo auf einen freundlichen Empfang rechnen dürfte!" in denen ſich die Schätzung des Entſchluſſes Bertram's von Seiten des Dichters als Buße und Reinigung zu deutlich ausdrückt. Es müßte nach meiner Mei-

nung ganz dem Urtheile des Lesers oder Zuschauers anheim gestellt bleiben, was er von Bertram und seiner Handlungsweise halten, welchen Werth er ihr beilegen will. Wie immer in der Tragödie, würde Ihr Held dabei nicht zu kurz kommen.

Wie vieles Treffliche und Herrliche ist außerdem in dieser Julia! Wie gern kehre ich, nachdem ich in dem Vorhergehenden durch offenes Aussprechen über das, was mir in ihr und jenen andern Dramen zum Anstoße gereicht hat, mein Gewissen erleichtert habe, zu Lob und Anerkennung zurück! Sind doch die berührten Anstöße höchstens die Fehler und Flecke einzelner Werke, die, wie Herodes und Mariamne und schon Genoveva beweisen, vermieden und abgelegt werden können und gewiß — dafür bürgt der Ernst Ihres Strebens — bei immer reinerer Entfaltung Ihres Wesens immer mehr einer ungetrübten Schönheit und Vollendung Platz machen werden. Auch in der Julia bewundere ich die Lessing'sche Knappheit und dabei Raphaelische Reinheit der Umrisse. Die Erzählung Tobaldi's von der Geburt und Kindheit Juliens, die Erzählung der letzteren von ihrem Falle und Antonio's von seiner Jugend sind so vortrefflich, als nur irgend etwas, das ich von Ihnen kenne. Wenn ich oben meine Bewunderung Ihrer Behandlung des dramatischen Jambus ausgesprochen habe, so bewundere ich fast noch mehr Ihre dramatische Prosa in der Julia, wie in Maria Magdalena und Judith, die an gedrungener Kraft und dabei Schwung und Wohllaut in deutscher Sprache kaum ihres Gleichen haben dürfte.

Doch vor Allem lassen Sie mich auf Genoveva und Mariamne, diese köstlichen Schöpfungen eines urbegabten Genius zurückblicken und dabei meine Freude über das Glück aussprechen, das mir so unverhofft noch in späteren Lebensjahren zu Theil werden sollte, der gewaltigsten Dichterkraft unter meinen jüngeren Zeitgenossen in Freundschaft nahe zu treten und den edlen Freundeskreis, den mir ein gütiges Loos unter meinen besten Mitlebenden zugeführt hat, in so reicher Weise ergänzt und geschlossen zu sehen.

Unsere Reise hat eine ganz andere Wendung genommen

als wir gedacht hatten. Noch am Morgen unſerer Abreiſe von Marienbad erfuhren wir das Auftreten der Cholera in München; in Bamberg kamen weitere Nachrichten, die uns bewogen, den Aufenthalt in München und in Folge deſſen die Reiſe nach Tirol aufzugeben und uns ſtatt deſſen über Ulm nach dem Bodenſee zu wenden. So ſind wir denn — nachdem wir mit Freund Schnaaſe ein paar ſchöne Tage in Bamberg und Nürnberg verlebt hatten, auf den Flügeln der Eiſenbahn dem Bodenſee zugeeilt und haben einige Zeit in den Umgebungen desſelben verweilt, bei Schaffhauſen das Naturwunder des Rheinfalles beſchaut und von Rorſchach aus über St. Gallen einen Ausflug in das herrliche Appenzeller Land, zu den Bädern Gais und Weisbad gemacht. Von Friedrichshafen aus gingen wir hierauf nach Stuttgart, wo wir in Erwartung eines Briefes meiner Schwägerin über acht Tage blieben, die mir im Genuſſe Ihrer Dramen und durch die gaſtliche Aufnahme von Seiten meines Freundes, des Oberhofpredigers Grüneiſen und ſeiner liebenswürdigen Familie, des aus Hamburg überſiedelten Buchhändlers Beſſer, des preußiſchen Geſandten Grafen Seckendorf, eines nahen Freundes des Bruders meiner Frau (bei dem ich Wolfgang Menzel kennen lernte) gar angenehm vergingen. Von da lockte uns der Wunſch, auf unſerer Reiſe doch wenigſtens irgendwo einiger theatraliſcher Genüſſe theilhaftig zu werden, und das hohe Lob, das der Theaterverwaltung Eduard Devrient's Seitens des mit letzterem perſönlich befreundeten Grüneiſen gezollt wurde (der ſich bei warm religiöſem Sinne doch eine große Unbefangenheit in Betrachtung des Theaters bewahrt hat) nach Karlsruhe. Hier wurden wir von Devrient, einer gar edlen, fein gebildeten, liebenswürdigen Perſönlichkeit, auf das freundlichſte aufgenommen, brachten gleich den erſten Abend unſerer Ankunft an ſeinem Theetiſche zu, erfreuten uns einiger gelungenen Darſtellungen, unter denen namentlich die eines Luſtſpiels von Benedix „Eigenſinn" als ein kleines Cabinetſtück an Präciſion und Rundung zu loben war; laſen mit hohem Genuſſe, ich kann ſagen mit Erbauung die vortreffliche Schrift von Devrient über das Ober-

Ammergauer Paſſionsſpiel und langten am 9. September über Mannheim hier in Dürkheim an.

Die ſchönen Tage unſeres Zuſammenſeins in Marienbad ſtehen noch in wärmſter Friſche in unſerer Erinnerung. Auch meine Frau, die ſich eben jetzt mit geſpanntem Entzücken in Ihre Genoveva vertieft, ſchwärmt noch oft davon.

## Friedrich Hebbel an Friedrich von Uechtritz.

Wien, den 3. November 1854.

Wohl dürften Sie, mein ſehr verehrter Freund, mich ſchmählichen Undanks anklagen, weil ich Ihren ſchönen Brief bis jetzt ohne Antwort ließ. Aber die erſten vierzehn Tage nach Empfang desſelben durfte ich Sie noch nicht zu Hauſe erwarten, und wie es ſeitdem bei uns in Wien ausſieht, wiſſen Sie ohne Zweifel aus den Zeitungen. Die Cholera iſt ſeit vier Wochen hier, und ſie iſt an meiner Thür nicht vorbeigegangen, wenn ſie auch nicht in der allerbedenklichſten Form auftrat. Meine arme Frau, die ſich den mit dem Theater untrennbar verbundenen und jetzt ſo gefährlichen Erkältungen nicht entziehen kann, wurde befallen, und ich hatte acht Tage lang ernſtlich für ſie zu zittern. Jetzt iſt die Gefahr freilich vorüber, aber ſie fühlt ſich noch unendlich ſchwach, und muß ſich ſehr in Acht nehmen, denn gar oft hat die Entkräftung, welche die Krankheit zurückläßt, einen Typhus zur Folge. Das ſind denn Zuſtände, die auch den regſten Mittheilungstrieb erſticken und ganz einſam abgethan ſein wollen. Rechnen Sie noch hinzu, daß man gerade am Krankenbett den ſchneidenden Dualismus der Zeit am bitterſten empfindet, weil man nicht weiß, welcher der beiden ärztlichen Schulen, die miteinander ringen und kämpfen, man vertrauen ſoll, wenn man ſie in ihren Principien und Reſultaten etwas näher kennt! Hier hat die Homöopathie, die ſich zweifelhafter und, wie Liebig behauptet, gar nicht exiſtirender Kräfte bedient,

ſich nach den öffentlich vorliegenden Ausweiſen beſſerer Erfolge zu rühmen, wie die Allopathie, die mit unberechenbaren Mitteln wirkt. Dennoch blieb ich nicht lange bei meinem homöopathiſchen Hausarzt, den ich ſonſt ſehr ſchätze, ſondern rief meinen Freund, Prof. Brücke, unſeren berühmten Phyſiologen, in meiner Herzensangſt herbei, der eigentlich nicht ordinirt, der aber mir zu Liebe doch wieder zum Handwerkszeuge griff, und auch raſch, in einer einzigen Nacht, eine günſtige Wendung herbeiführte. Sie mögen ſich denken, wie dankbar ich ihm bin! Was mich ſelbſt betrifft, ſo bin ich, bis auf das allgemeine Mißbehagen, das ſich immer einſtellt, wo der unheimliche Gaſt einſpricht, verſchont geblieben, und hoffe auch ferner verſchont zu bleiben. Ich vertiefe mich bei dergleichen Welt-, Stadt- oder Land-Calamitäten immer, ſo lange ſie meine eigene Schwelle noch nicht überſchritten haben, mit aller Energie des Geiſtes in irgend eine Arbeit und habe in dieſer meiner Taucherglocke ſchon mehrere Cholera-Beſuche und nebenbei auch die deutſche Revolution, während deren mein Herodes entſtand, ohne ſonderlichen Nachtheil an mir vorübergehen ſehen. Diesmal ging das freilich nicht, wenigſtens bis jetzt nicht, aber nun thut die Freude über die Geneſung ſchon das Ihrige, auch ſteigt das griechiſche Stück, von dem ich Ihnen ſprach, ſchon wieder vor mir auf, ſo daß ich auf baldige Thätigkeit rechnen darf. Nach meiner Erfahrung aber ſoll man ſich, was die Aerzte auch ſagen mögen, vor nichts mehr hüten, als vor Abſpannung und Müßiggang.

Laſſen Sie ſich nun zunächſt für den Genuß danken, den mir Ihr Roman*) verſchafft hat. Sie hatten ganz Recht, er iſt in Wien wenig bekannt geworden, was ich auch vollkommen begreife, nun ich ihn kenne, denn es ging mir mit Ihrem Werke nicht viel beſſer, wie Ihnen mit meinen Sachen, es koſtete mir große Mühe es aufzutreiben. Aber ich wurde auch dafür belohnt, als ich mich nun endlich hinſetzen und an Ihrer Hand das religiöſe Labyrinth des ſechzehnten Jahrhunderts durchwan-

*) „Albrecht Holm.“

dern konnte. Sie hatten sich die Aufgabe wahrlich nicht leicht gestellt, als Sie sich entschlossen, den Dualismus der weit auseinander geklafften Gegensätze in ein und dasselbe Individuum hineinzulegen und um dieses herum eine auf- und absteigende Linie einseitiger Naturen zu gruppiren, die eine um so mächtigere Anziehungs- und Abstoßungskraft auf den Mittelpunkt ausüben müssen, als sie das Gesetz der Polarität nicht einmal ahnen. Die Gefahr, bei der Lösung entweder in's Sprunghafte und Nebulöse, oder in's Abstracte und Doctrinäre zu gerathen, lag gewiß sehr nah, aber Sie haben sie so gänzlich vermieden, daß Ihr Werk nach meiner innersten Ueberzeugung in vielen seiner Partien zu dem Vorzüglichsten gehört, was unsere Literatur im Gebiete des psychologischen Romans besitzt. Anfangs, um es Ihnen nicht zu verhehlen, war ich nicht ohne alle Besorgniß, daß es Ihnen gehen möchte, wie Tieck in seinem Cevennenkrieg, der in den Krisen doch weit öfter das Horn des Oberon bläst, um neue Verhältnisse zu Stande zu bringen, als er sie aus dem innersten Kern seiner Charaktere hervorwachsen läßt. Aber diese Angst verlor sich sehr bald, und wie man zu dem Zauberer, der das erste Wunderschloß augenblicklich zu öffnen weiß, rasch Vertrauen faßt und nicht mehr zweifelt, daß es ihm auch mit dem zweiten und dritten gelingen werde, so ging ich, nachdem ich Ihren ersten Band hinter mir hatte, dem zweiten und dritten mit der größten Zuversicht entgegen. Ich glaube nicht, daß Ihrem großen Kirchen-Gemälde im Allgemeinen irgend eine Phase fehlt, die hätte vertreten werden müssen, und wenn im Besonderen einzelne Gestaltungen auch hie und da an's Begriffmäßige ein wenig streifen, so thut das der reinen Wirkung der Totalität keinen Eintrag, weil sich dem minus immer wieder ein plus in anderen Figuren gegenüber stellt. So sind zum Beispiel Tebaldo und Lucrezia wahre Meisterstücke; Agnes ist es wohl weniger und am Schluß würde ich überhaupt Einiges tadeln, wenn ich mich nicht erinnerte, daß der Roman keine ganz reine Form ist und dies irgendwo bezahlen muß.

Ihrer Rosamunde dagegen bin ich nicht habhaft geworden

und die Direction des Hof-Burgtheaters mag und kann ich nicht darum begrüßen. Da sie schwerlich im neufranzösischen Styl gehalten sein wird, so wäre der Liebe Mühe auch jedenfalls umsonst. Sie wundern sich vielleicht und fragen: aber Shakespeare wird doch protegirt? Das ist ganz richtig, ich bin jedoch sehr im Zweifel, ob er es nicht vorzöge, vollständig ignorirt zu werden, oder sollte es ihn z. B. freuen, den Heinrich IV. in fünf Acte zusammengedrängt zu sehen, blos damit die Galleric, die nachgerade freilich auch in Logen und Parterre Terrain gewinnt, sich an der Caricatur des Falstaff ergötze? Ich glaube nicht und Sie stimmen mir wahrscheinlich bei. Dem Vernehmen nach wird im nächsten Monat mein Michel Angelo, ein bis jetzt nur als Manuscript gedrucktes Drama, das ich vorzugsweise als ein ethisches bezeichnen möchte, hier zur Aufführung gelangen. Ich kümmere mich gar nicht darum, denn es wird sein, als ob Glockengeläute in den Jahrmarktslärm hineinschallt. Wozu die Mahnung von oben? Sie stört nur das allgemeine Behagen, denn sie paßt nicht zu Kinderknarren und Weihnachtsflöten. Ueber dem deutschen Drama waltet nun einmal ein schlimmer Stern; wehe dem, dessen Wesen absolut an diese Form gebunden ist. Hier in Wien werden jetzt Hunderttausende verschwendet, damit eine Bühne, die noch vor sieben Jahren in wunderbarem Zusammenspiel und maaßvoller Naturtreue in ganz Europa ihres Gleichen suchte, der Oper möglichst nahe komme. Sie trauen mir zu, daß ich nicht aus persönlicher Gereiztheit, wozu nicht einmal besonderer Grund vorhanden wäre, so spreche; aber schon haben wir Illustrationen zu Schiller's Glocke und ein Publikum, das sich die Worte, der Bilder wegen, höchstens noch gefallen läßt.

Ich brauche Ihnen, mein theurer Uechtritz, wohl nicht erst zu sagen, wie innig Ihr Wort über meine Thätigkeit mich erquickt hat. Sie haben mir im Ganzen und Großen so viel zuerkannt, daß ich mich schämen würde, das Detail zu vertheidigen, selbst da, wo ich es anders accentuire, wie Sie, was allerdings wohl hie und da der Fall sein dürfte, namentlich in der Julia

und Maria Magdalena. Ihre Einwendungen gegen die Genoveva finde ich durchaus begründet, auch bezeichnen ſie den Punkt, wo überhaupt für mich die Gefahr liegt, ſehr richtig; es iſt wahr, mich hat das Seltſame, weit vom Wege Abliegende, bisher mehr als billig gereizt, und die Entſchuldigung, die ſich daraus vielleicht hernehmen läßt, daß bereits allzuviel Stoffliches verbraucht iſt, um das Schweifen nicht als eine halbe Nothwendigkeit erſcheinen zu laſſen, reicht nicht aus. Nur die Anſchauung, aus welcher die Judith hervorging, möchte ich retten, weil ich ſie als die Grundwurzel meiner Natur bezeichnen muß, und weil ich glauben möchte, daß Sie ſie weniger aus äſthetiſchen, als aus religiöſen Gründen anfechten. Von meinem Standpunkte aus muß ich ſelbſt Jeſus Chriſtus für das Drama reclamiren, und er würde doch nur inſoweit Gegenſtand desſelben ſein können, als er einen ähnlichen Proceß, natürlich ganz anderen Mächten gegenüber, durchmachte, wie die Judith. Viele Hyperbolien des Holofernes, obgleich hiſtoriſch vorgebildet in Alexander und den römiſchen Imperatoren, theilweiſe ſogar repetirt in Napoleon, gebe ich Ihnen natürlich willig preis, wie ich denn ſelbſt an dem Werk eigentlich nur noch die Stimmung und am Detail nur den Propheten und die Volksſcenen ſchätze, dieſe wirken aber von der Bühne herab auch ganz unglaublich; wir hatten im October die ſiebenundzwanzigſte Vorſtellung, und ich hatte, da bald darauf Julius Cäſar folgte, Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß Judäa nach der Seite hin Rom nicht nachſteht. Begierig wäre ich nun, was Sie zu meinen drei Comödien ſagten; ſie haben mit dem, was man ſeit Molière, dieſen ſelbſt mit inbegriffen, Comödie nennt, nicht die geringſte Aehnlichkeit. Auch wäre es mir lieb, wenn der Zufall Ihnen meine Gedichte einmal zuführte. Sie werden von Vielen über die Dramen geſtellt, und ich ſelbſt bin zweifelhaft, wohin ich mein Gewicht werfen ſoll. Leider ſind ſie in zwei verſchiedenen Sammlungen, bei zwei verſchiedenen Verlegern erſchienen, und gleichen nun einer zerſchnittenen Silhouette. Die eine iſt faſt vergriffen, die andere nicht, und ich kann mich nun nicht entſchließen, jene ohne

dieſe neu auflegen zu laſſen. Neben dieſem Brief erlaubt ſich meine Agnes Bernauer, die eben aus der Preſſe kommt, ſich Ihnen zu präſentiren. Vielleicht hat ſie ſchon einige Unarten ihrer Schweſtern abgeſtreift. Empfangen Sie ſie, des Autors wegen, mit einem freundlichen Geſicht.

Daß Ihnen Ihr ſchöner Reiſeplan durch das aſiatiſche Ungeheuer ſo geſtört wurde, muß Ihnen äußerſt unangenehm geweſen ſein. Wir gingen direct nach Prag, und es war mir eine große Freude, dieſe herrliche Stadt kennen zu lernen und mich in ſie zu vertiefen. Ich denke dann immer: wie würdeſt du geworden ſein, wenn du hier aufgewachſen wärſt? und träume mich in alle möglichen Exiſtenzformen hinein. Leider wurde ich früher, als mir lieb war, geweckt und nach Dresden geſprengt, um dort zu erfahren, daß mittlerweile der König geſtorben und ich umſonſt gekommen ſei. In Wien fanden wir bei der Zurückkunft Alles, wie wir es verlaſſen hatten, und zu meinen erſten Beſchäftigungen gehörte es, mein kleines Mädchen zu meſſen und zu wiegen. Es hatte an Leibeslänge und Gewicht zugenommen, und das bewies, daß es ihm gut gegangen war. Da Ihr „Holm" ſich nicht gleich auftreiben ließ, indem auch die hieſigen Buchhandlungen in einem Bäckerladen, der aufs „Friſche" hält, das nachahmungswürdigſte Vorbild erblicken, ſo ließ ich mir vorläufig aus unſerer Hofbibliothek das mir von Ihnen empfohlene Leben Perthes' geben. Ich habe mich ſehr daran erbaut und wünſche nur, daß es bald vollſtändig abgeſchloſſen werden möge.

Glauben Sie mir, mein theurer Freund, Sie können unſerer gar nicht ſo oft gedenken, wie wir Ihrer. Mir konnte in Marienbad kein größeres Glück zu Theil werden, als das Zuſammentreffen mit Ihnen. Der Blumenſtrauß, den Ihre Frau Gemahlin uns noch am letzten Morgen aus dem Fenſter zuwarf, wird länger blühen, als hundert andere, die ſeitdem gepflückt wurden.

## Friedrich von Uechtritz an Friedrich Hebbel.

Düsseldorf, am 8. Februar 1856.

Lassen Sie sich, mein verehrter Freund, einen herzlichen Glückwunsch zu dem Erscheinen Ihres „Gyges" zurufen, den ich als eine der edelsten Gaben, die wir Ihrer Muse verdanken, wo nicht als die edelste und köstlichste unter allen — auch den „Herodes" und die „Agnes" nicht ausgenommen — begrüße. Vor Allem, das Ganze ist herrlich und als Ganzes höchst befriedigend — und dabei welche Fülle von köstlichen Einzelheiten! mit welchen Perlen der Poesie, die im eigenthümlichsten Glanze leuchten, haben Sie Ihre Dichtung überschüttet! Sie haben bei Schilderung der Wirkung, welche Gyges durch den Anblick Rhodopens erfährt, in die Saiten jener wundersamen Leier gegriffen, die Sie schon in der Abschiedsscene Genoveva's von Siegfried anzuschlagen gewußt haben. Ein Sinn für den reinsten Zauber der Weiblichkeit macht sich hier und da an andern Stellen des Gedichtes — wie in der Centralbedeutung desselben — in dem Dichter fühlbar, für den Sie verdienten, von den Frauen als der Frauenlob unsrer Tage gekrönt zu werden, wenn auch die Emancipirten des Geschlechts darüber bersten sollten. In wie zarter, jungfräulicher Reinheit und zugleich mit wie furchtbarer Energie wird uns die Heiligkeit und gleichsam das Urrecht der Keuschheit des Weibes in der äußersten Spannung und doch mit überzeugender Macht in Ihrer Königin vorgeführt; so daß es Ihnen gelungen ist, die an Rhodope begangene Unsitte — obwohl für unsre Emancipirten kaum des Aufhebens werth — als einen frevelhaften Einbruch in ein unantastbares Heiligthum der Natur empfinden zu machen, ihr den Ernst und die Tiefe einer tragischen Schuld zu geben und dadurch für unser Gefühl die Strenge zu rechtfertigen, womit

der Frevel geahndet und die verletzte Reinheit von der ihr angehauchten Trübung befreit wird. Wie groß, wie wahrhaft tragisch ist der Schluß des Gedichtes!

Es liegt allerdings in dem Stoffe etwas von jenem Seltsamen, Fernliegenden, Fremdartigen, von dem Sie nun einmal vorzugsweise angezogen zu werden pflegen; bei weitem nicht so, wie dies z. B. in Kleist's Penthesilea der Fall ist, aber doch daran anstreifend. Nur macht sich hier der erfreuliche Unterschied sowohl von dem Gedichte Kleist's wie von Ihren früheren Dichtungen geltend, da diesmal Alles von Ihrer Seite geschehen ist, um das Seltsame und Befremdliche des Stoffes durch die Ausführung nicht zu steigern, sondern zu mildern, ihn in ein Licht, eine Färbung, eine Bedeutung zu rücken, die ihn mit unsern Gefühlen vermittelt, das Gedicht zu einem uns geistig vertrauten, unsern eignen Kreisen der Sitte und des Fühlens entsprechenden Erlebnisse gestaltet. Es ist Ihnen dies auch in hohem Grade gelungen; nur der Tod des Kandaules durch die Hand des Gyges dürfte eine Härte bleiben, die sich zwar durch den Kampf, den Sie vorhergehen lassen, und den eigenen Trieb des Kandaules nach Buße mildert, mit der ich mich aber bei dem Adel des Gemüthes, den Sie in Ihren Gyges gelegt haben, und der Zartheit und Innigkeit des Freundschaftsverhälthältnisses zwischen ihm und dem Könige, doch nicht ganz in Einklang zu bringen vermag.

Noch eine Einzelnheit möchte ich rügen. Es sind die Stellen in der (wohl überhaupt zu langen) Unterredung vor dem Kampfe, worin Kandaules auf die Unbedachtsamkeit seiner Eingriffe in bestehende Vorurtheile als den Grund seines Unterganges hinweist.

Es scheint mir eine zu tiefe Kluft zwischen dem politischen Verstoße, den er durch den Gebrauch eines andern Diadems, Schwertes u. s. w. bei den Festen begeht, und dem Frevel, dessen er sich gegen Rhodope schuldig macht, zu liegen, als daß sie so, wie es hier geschieht, unter den Begriff einer gleichartigen Schuld gebracht werden könnten. Bei beiden, werden Sie sagen, wird die Sitte verletzt; aber in welch' ganz andrem naturge-

heiligten Sinne handelt es sich in dem letzten Falle von Sitte, als in dem ersteren — und es dünkt mich nicht im Interesse des Gedichts, diesen Unterschied zu verwischen. Dann ist ja aber der König in dem Augenblicke, wo er zu Gyges spricht, auch noch gar nicht durch den Aufruhr seines Volkes bedrängt; er geht nicht durch diesen Aufruhr, sondern lediglich durch seine Schuld an Rhodope zu Grunde. Doch, wie gesagt, meine Rüge betrifft nur eine Einzelnheit, die durch Streichungen weniger Verse beseitigt werden könnte.

Noch einmal, die Totalwirkung Ihres Gedichts ist so, daß ihm die Würde einer Tragödie im vollsten und ächtesten Sinne dieses Wortes — und es ist nicht wenig, was ich damit sage — gebührt.

Mit Freude habe ich aus Ihrem letzten Briefe ersehen, daß Sie schon wieder mitten in Ausführung eines neuen dramatischen Gedichts begriffen waren und an die von Ihnen vorgehabte Umdichtung der Nibelungen zur Tragödie gegangen sind. Hoffentlich sind dieselben jetzt schon zur Vollendung gediehen. Sie meinen, daß ich den Kopf dazu schütteln werde, wozu ich aber durchaus nicht geneigt bin. Ich verberge mir die Schwierigkeiten nicht und wir haben, so viel ich mich erinnere, bereits in Marienbad darüber verhandelt. Aber Sie sind der Mann, über diese Schwierigkeiten zu siegen und dem gewaltigen Stoffe genugzuthun. Auch hat dieser, obwohl ebenfalls mythischen Charakters, den Vorzug vor dem Gyges, ein volksthümlich gegebener und daher auch in seinen gigantischeren, unserer Sitte entlegeneren Theilen und Beziehungen uns bereits nahe gerückter zu sein.

Bei der Richtung, die Sie so glücklich und siegreich im Gyges genommen haben, steht auch nicht zu besorgen, daß Sie die gigantischen Rauheiten des Stoffes durch Hinzudichtung noch schrofferer Fremdartigkeiten (wie z. B. hier und da in der Genoveva) steigern werden. Wir sind vielmehr durch Ihre neueste Dichtung zur sichern Hoffnung berechtigt, die rauhen Umrisse und die — ich möchte sagen — kyklopische Mauerfügung zwar in ihrem wesentlichen Charakter gelassen und dennoch — ohne

Verluſt an Energie und ohne zu der hier bedenklichen Hilfe moderniſirender Motivirung zu greifen — zum Schwunge der Schönheitslinie gemildert zu finden.

Ihre Novellen haben auf unſerem Weihnachtstiſche als Geſchenk für meine Frau gelegen. Ich darf Ihnen aber nicht vorenthalten, daß ich hier bedeutend weniger als von Ihrem Gyges erbaut worden bin. Doch ich möchte eigentlich zwiſchen dieſen Dichtungen gar keinen Vergleich anſtellen. In den Novellen waltet noch ganz jene Ihrer früheren Richtung angehörige und für mich, wie ich nicht leugnen mag, anſtößige Neigung zum Schroffen und Grellen. Namentlich in der Erzählung „Anna" iſt dies der Fall. Die Mißhandlung durch den Freiherrn und das Geſinde iſt mit gar zu ſchreienden Farben gemalt, der Schluß ein zu ſchneidender Mißton. Ich glaube nicht, daß in irgend einem deutſchen Lande einem Gutsherrn ein ſolcher Befehl zuſtehen würde. Sonſt iſt die Schilderung des Brandes, des Seelenzuſtandes und Verhaltens Anna's dabei von großer Wirkung. Matteo iſt ſcharf und lebhaft gezeichnet, nur ſcheint mir die Rolle, die hier der Vorſehung zugeſchrieben wird, bedenklich. Die Erzählung Nepomuk Schlegel iſt voll ſcharfer pikanter Züge; die nächtliche Wanderung des Furchtſamen in „Pauls merkwürdigſter Nacht" gar lebendig und anſchaulich.

Sie ſehen, daß ich auch in dieſen Novellen, die mir im Ganzen, wie ich bekenne, nicht ſehr zugeſagt haben, noch gar Manches zu loben finde. Auch hoffe ich nicht, Sie durch meinen offenen Ausſpruch über ein ſo weit zurückliegendes Werk empfindlich verletzen zu können. Wohl denen, die wie Sie im rüſtigſten, noch jugendkräftigen Vorſchreiten begriffen ſind. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ihr Ankauf in Gmunden, ſo reizend die Lage des Gütchens nach Ihrer Schilderung ſcheint, kommt uns (eigennützig wie der Menſch iſt) inſofern nicht ganz gelegen, als Sie ſich wahrſcheinlich im Sommer nur immer nach dieſer Gegend wenden werden, und dadurch unſere Hoffnung, wieder einmal

mit Ihnen zusammenzutreffen, immer mehr in Unsicherheit und Ferne gerückt wird.

Aus unserem stillen idyllischen Lebensgange wüßte ich Ihnen Nichts mitzutheilen, was Sie interessiren könnte. Soviel ich in mehr als Einer Hinsicht Ursache habe, mich darin glücklich und befriedigt zu fühlen, mangelt es mir doch — außer wenn mich mein Freund, der Professor und Geschichtsschreiber Loebell, einmal aus Bonn besucht — gar sehr an einem auf meine Interessen an Literatur, Poesie, Geschichte nach Bedürfniß eingehenden Umgange. An interessanter Lectüre dagegen hat es auch in letzter Zeit nicht gefehlt. Eben beendige ich den zweiten Band von Häusser's deutscher Geschichte seit dem Tode Friedrichs des Großen mit großem Interesse und vielfacher Belehrung, aber auch mit den bittersten Empfindungen über die Besammernswürdigkeit der darin geschilderten Zustände unseres Vaterlandes. — Auch der 3. Band von Perthes' Leben ist überaus reichhaltig.

## Friedrich Hebbel an Friedrich von Uechtritz.

Wien, den 12. April 1856.

Sie hätten, mein theuerster Freund, das größte Recht, mir ernstlich zu zürnen, daß ich einen so schönen Brief, wie Ihr letzter war, bis jetzt unbeantwortet lassen konnte. Für eine solche Gabe sollte man den Dank nicht lange schuldig bleiben, aber freilich giebt es auch Schulden, die man nicht zu jeder Zeit, und am wenigsten so nebenbei abtragen kann, und diese gehört dazu. Ich bin nämlich, obgleich aus meinen Nibelungen durch die Krankheit meiner Frau herausgerissen und seitdem nicht wieder hineingekommen, trotzdem in den letzten acht Wochen außerordentlich productiv gewesen, und kann Ihnen, so viel Schönes auch am Rhein gedeihen mag, nichts Besseres wünschen, als daß Sie für Ihren „Heiden", dem ich mit der größten Ungeduld

entgegensehe, ähnliche Stimmungen gehabt haben mögen, wie ich. Das ist nun bei mir immer eine Art von Nachtwandeln, und schließt jede andere Thätigkeit aus, so daß ich wider Willen und fortwährend von Gewissensbissen gepeinigt, mit Allem, was mir sonst am Herzen liegt, im Rückstand bleiben muß.

Jetzt, wo zwei Drittel meines neuen Gedichts fertig sind, bin ich wieder nüchtern geworden und werde für den Schluß wohl den Herbst abwarten müssen, da der Frühling sich mir selten günstig erweist. Eben komme ich, mit Einbruch der tiefen Dämmerung, aus dem Prater zurück, wo ich meiner kleinen Tochter einen hohlen Baum von ungeheuerm Umfang gezeigt habe, in welchem sie mit ihrem Vater und dem begleitenden Hündchen Platz fand; Sie können sich die Verwunderung und den Jubel des Kindes denken, besonders als sie in einem Astloch auch noch ein Fensterchen entdeckte, vor welches ich treten und fragen mußte, wer drinnen wohne. Meine Frau ist in einem neuen Stück beschäftigt, natürlich einem Birch-Pfeiffer'schen, denn nur diese Dichterin findet Gnade vor den Augen des Bruchtheils vom jungen Deutschland, welches hier die „verrotteten" Theater-Zustände reformirt und das „Bessere" zur Geltung bringt; meine Thür ist gegen Besuch abgesperrt und nun gehört mein Abend Ihnen!

Lassen Sie sich denn zunächst für Ihren Brief aus vollem Herzen Dank sagen, er ist mir eine wahre Erquickung gewesen und hat mich auf lange gestärkt. In unserer Zeit darf man Nichts vom Publikum und von der Kritik erwarten, und muß in den meisten Fällen das Lob, wie den Tadel ablehnen, weil man es für Dinge erhält, auf die man absolut keinen Werth legen darf. Das hat seinen Grund in den allgemeinen Zuständen und ist keineswegs unbedingt zu schelten, aber der Künstler bleibt doch immer Künstler und die politisch-sociale Anwandlung, die sich vielleicht durch das Gähren aller Elemente ankündigt, kann ihn unmöglich für den reinen Reflex seiner Thätigkeit entschädigen, den er entbehren muß; genug, daß er sich, was ich freilich von ihm verlange, ohne Murren als sittlicher Mensch

in sein Schicksal findet. Da bleibt nur der Appell an die Bildung, wie sie zu jeder Zeit in einzelnen seltenen Individuen hervortritt, und Nichts konnte mich mehr erfreuen, als daß mein Gyges die Probe bei Ihnen bestand. Ich war meiner Sache nicht ganz sicher, was Sie wohl daraus geschlossen haben werden, daß ich Ihnen das Stück nicht zusandte; um so größer ist jetzt meine Freude, denn ich fühlte gar wohl, daß ich bei diesem Werk auf der einen Seite die Scylla, auf der andern die Charybdis, zu vermeiden hatte; der uralten Fabel mußte wenigstens in den Voraussetzungen und in der Atmosphäre ihr Recht bleiben, und doch konnte sie nur durch einen Hauch aus der modernen Welt beseelt werden. Ganz kann die an sich disparate Mischung mir nicht mißglückt sein, da das Bild Sie in seiner Totalität zu ergreifen vermochte; was Sie mir im Einzelnen zu bedenken geben, werde ich auf das Reiflichste in Erwägung ziehen, sobald ich kalt genug dazu bin.

Für die Novellen nehme ich keine weitere Anerkennung in Anspruch, als daß es lebendige Organismen sind. In dieser Beziehung stehen sie vielleicht hinter meinen übrigen Arbeiten nicht zurück; in jeder anderen kommen sie nicht in Betracht, denn sie gingen meinen Haupt-Aufgaben entweder voraus, wie z. B. die Anna, oder sie liefen nur so nebenher. Der Sammlung als Sammlung dürfte es vornehmlich schaden, daß sie nicht auch eine Novelle aus meiner letzten Zeit enthält. Außerordentlich gern hätte ich eine hinzugefügt, auch hatte ich seit Jahren einen, wenn ich nicht irre, reizenden und tiefsinnigen Gedanken, aber er wollte nicht zum Ausdruck kommen und ich mußte das Buch, an welchem aus diesem Grunde sehr langsam gedruckt wurde, am Ende schließen lassen. Ich schob das auf Mangel an Stimmung und auf äußere Umstände; es lag aber viel tiefer. Wenn ich jemals das Mysterium der Form kennen gelernt und erfahren habe, daß sie das Element in demselben Maße verwandelt, wie sie es bindet, so war es bei dieser Gelegenheit. Ich hatte es nämlich, ohne es zu ahnen, mit dem Keim einer meiner umfassendsten Productionen zu thun gehabt und einen Eichbaum

für ein Topfgefäß gehalten. Das ist nun die, welche mich seither in Athem gehalten und beschäftigt hat. Sie hat mich in einen mir bis dahin völlig fremden Kreis hineingezogen und mir fast alle Probleme der modernen Welt, an denen ich mich schon früher abquälte, wieder vorgelegt. Aber mir ist dabei zu Muth, als ob ich inzwischen gestorben und von einem lichteren Sterne zurückgekehrt wäre, um sie etwas besser zu lösen. Ich zweifle freilich nicht, daß ich mein Werk, welches jetzt in's Stocken geräth, nächstens mit nüchterneren Augen betrachten werde; dennoch hoffe ich, es Ihnen beim Abschluß mit einigem Vertrauen übersenden zu können.

Jetzt habe ich auch Tieck's Leben von Köpke gelesen und mich des Buchs, trotz aller Lücken und Mängel, die Sie ganz vortrefflich in einem Ihrer früheren Briefe hervorgehoben haben, ungemein gefreut. Für die Jugendzeit hat er ohne Frage nicht den rechten Ton gefunden, und das mag wohl daran liegen, daß er nicht beim simplen Referat stehen bleibt und doch für die Reproduction der Zustände, die ihm selbst offenbar fremd sind, nicht ausreicht. Auch später ist Manches anders zu stellen, Vieles zu ergänzen, sogar ich könnte einige Lichter aufsetzen, die mir zu fehlen scheinen, und was vermöchten erst Sie! Aber im Ganzen leistete Köpke, was der Biograph leisten soll: Man lernt seinen Helden besser versteh'n und inniger lieben! Ich habe mir in Folge seines Buchs die neue Ausgabe von Tieck's Novellen angeschafft, und obgleich ich die alte Form der Novelle noch immer vorziehe und die Tieck'schen Arbeiten noch obendrein gar oft ein gewisses dilettantisches Drüberhinfahren charakterisirt, so kann doch Einiges davon den Kampf mit den Jahrhunderten ruhig aufnehmen. Im Allgemeinen hatte der Dichter wohl zu wenig das Bedürfniß, sich noch vor der Production in allen Tiefen seiner Seele zu sammeln, woher es denn kommt, daß man zuweilen nur die tanzende Feder sieht, aber nicht den göttlichen Apoll, der sie mit seinem Lächeln vergoldet, aber trotzdem wird die ästhetische Kannegießerei, die sich immer und ewig mit der bloßen Materie herumschlägt, wenn sie es auch nicht so

redlich meinen mag, ihm auf die Dauer Nichts anhaben. Sehr gut schien mir der Brief Ihres Freundes Loebell in Bezug auf diesen wunden Punkt gefaßt zu sein. Auch Häusser's Geschichte habe ich gelesen und danke Ihnen für die Empfehlung dieses ausgezeichneten Werks; jetzt kommt Sybel daran. Freilich können wir Deutsche kaum durch irgend etwas so auf unser Leben und uns're Gesundheit einstürmen, als durch das Studium uns'rer Geschichte; mir wenigstens hat Häusser alle Nerven zum Klingen gebracht und ich habe ihn oft für Tage aus der Hand legen müssen. Furchtbar hat auch auf mich und auf alle meine Freunde das Hinkeldey'sche Duell gewirkt; mir scheint dies Ereigniß ganz einzig dazusteh'n. — — — —

In Ihrer Gegend befindet sich jetzt, oder befand sich doch ein ausgezeichneter Landsmann von mir, den ich freilich nicht persönlich kenne. Ich meine den Dichter Klaus Groth, der in seinem „Quickborn" eine der merkwürdigsten poetischen Thaten verrichtet hat, die seit lange in Deutschland vollbracht wurden. Freilich sind seine Gedichte plattdeutsch geschrieben und eigentlich unübertragbar, was sie denn leider von einem größern Kreise ausschließt; aber im Genre kenne ich nichts Besseres, Hebel der Allemane verschwindet dagegen bis zum völligen Unsichtbarwerden!

## Friedrich von Uechtritz an Friedrich Hebbel.

Düsseldorf, den 2. August 1857.

Lassen Sie mich vor allem, mein theurer Hebbel, meinen innigen Antheil an der bösen Unterbrechung aussprechen, von der Sie während des Niederschreibens Ihres letzten Briefes heimgesucht worden, sowie meine herzliche Freude, daß Sie den Klauen des asiatischen Ungeheuers glücklich entgangen sind. Das eingeborne Naturgefühl des Dichters scheint sich auch in dem

instinctiv ergriffenen Mittel, womit Sie sich selber rettend zu Hülfe gekommen sind, glücklich bewährt zu haben.

Sie würden auf meine Antwort nicht so lange haben warten müssen, wenn nicht gerade die letzten Wochen vor den im August beginnenden Ferien bei unsrem Gerichte gewöhnlich — und mehr als je in diesem Jahre — einen überwältigenden Andrang von Arbeiten herbeiführten, der mich an nichts Andres als „Servituten, Hypotheken, solidarische Verbindlichkeiten" und wie die Plagegötter meines amtlichen Lebens alle heißen, hat denken lassen. Doch jetzt wo die Tage der Freiheit gekommen sind, will ich Sie auch keinen Augenblick länger warten und Ihnen lieber einen kürzeren Brief zugehen lassen als die Beantwortung bis zu der Rückkehr von dem Reiseausfluge, den ich zu meiner Erholung vorhabe, aufschieben.

Wohin sollte es auch führen, wenn wir unsre Correspondenz in so weitschichtiger Weise wie in unsern zwei jüngsten Briefen fortsetzen wollten. Um die Verschiedenheit unserer Standpunkte in Beziehung auf die Betrachtung von Gott und Welt festzustellen, genügt ja das Gesagte vollkommen und auf eine Ausgleichung dieser Standpunkte möchte — wenigstens auf dem Wege des Briefwechsels — zu verzichten sein.

Darum über den allerdings hochwichtigen Gegenstand hier nur noch soviel. So wenig ich Ihnen zugeben kann, daß die Fortschritte der Naturwissenschaften über die Frage, auf die es hier ankommt (über die Frage nach der Natur der Seele oder gar des Geistes) irgend ein helleres Licht, als der Menschheit seit Jahrtausenden leuchtet, angezündet haben, vielmehr behaupten muß, daß wir über das bisher darüber Erkennbare im Wesentlichen nicht um einen Schritt hinaus sind, stimme ich Ihnen doch auf das willigste und freudigste bei, daß wir in „der Stimme des Gewissens" den sichersten Halt für die Annahme einer ewigen Bestimmung des Menschen besitzen. In welcher innigen Beziehung und Wechselwirkung aber das Gewissen und dessen Läuterung oder Verkümmerung zu der Vorstellung von Gott und den göttlichen Dingen steht, brauche ich

wohl nur anzudeuten. Sie selber haben die Verbildung, die ihm von daher droht, zu Ungunsten des Christenthums auszuführen gesucht. Wenn Sie, statt auf die Verzerrungen, denen dieses nicht entgangen ist und nicht entgehen konnte, zu blicken, auf seine heiligenden Wirkungen im Ganzen wie im Einzelnen der Geschichte blicken wollen, werden Sie sich aber auch die läuternde Kraft nicht verbergen können, die es auf die Gewissen geübt hat und die es nicht bloß seinem „ethischen Inhalte" sondern auch seiner davon ganz untrennbaren Lehre von Gott verdankt.

Ihr eigner sittlicher Sinn ist viel zu tief und ächt, um die Entscheidung über Gut und Böse mit der Uebereinstimmung des Menschen darüber, daß Mord, Raub und Diebstahl unerlaubt seien, für abgemacht oder die Befriedigung des Gewissens in seiner reinsten Ausbildung durch die Vermeidung eines groben äußern Frevelthuns für erreicht halten zu können. Eben die tieferen Bedürfnisse eines, wie es soll, gestimmten Gewissens sind es, die — wenn die Religion Christi das ist, wofür sie sich bietet — in ihr allein ihre volle Stillung und Beruhigung finden. Cor nostrum inquietum est, donec requiescat in te. — — Nirgend vor Christus ist das Gewissen zu der Anforderung einer Selbstverleugnung, wie sie ihm aus der Bergpredigt zutönt, angeregt worden; nirgend so wie durch Christus hat sich als Ersatz dieser Verleugnung die Erfüllung mit höchstem Leben geboten.

Und nun bloß noch Eine mehr persönliche Bemerkung. Auch ich habe den hohen Ernst in Ihrer Ausführung nicht verkannt; ja, ich darf es hier und da wohl als Zorn bezeichnen. Sie würden sonst schwerlich hinter meinen Worten, die nur von dem Wunsche ausgingen, nicht durch Schweigen einer mir heiligen Sache untreu zu werden oder dieselbe (vergönnen Sie mir eine Bezeichnung der Bibel) vor den Menschen zu verleugnen, gleich den Papst und Großinquisitor, also wohl gar Lust zu Folterbank und Scheiterhaufen, gewittert haben. Wahrlich, es kann niemand von allen inquisitorischen Neigungen so entfernt

ſein als ich. Inſoweit ſich das Chriſtenthum nicht als Wahrheit kraft der ihm innewohnenden Kraft Gottes zu halten vermag und ſofern es nur durch die Stütze äußeren Zwanges zu retten iſt, mag es fallen. Aber das Recht, ſich mit dem Anſpruche auf Wahrheit auszuſprechen und von ſeinem Standpunkte aus über Menſchen und Dinge (auch über Goethe und Schiller in den ſittlichen Beziehungen ihres Lebens) zu urtheilen, darf ihm nicht beanſtandet werden. Oder ſollte nur dem Chriſtenthum verboten ſein, was man weder der Philoſophie eines Kant noch Hegel zu beſtreiten geneigt ſein wird?

Ich glaube beſonders als äſthetiſcher Kritiker mich keines engherzigen Verhaltens ſchuldig zu machen. Ueber das was ich an chriſtlich-religiöſer Grundlage bei Shakeſpeare finde, geht mein Bedürfniß in dieſer Beziehung nicht hinaus. Es iſt aber ein äſthetiſches Geſetz, das Hiſtoriſche in ſeiner hiſtoriſchen Geſtaltung zu laſſen. Wie Jupiter und Juno verlangen können, in einem Gedichte, worin ſie auftreten, Jupiter und Juno zu bleiben, kann es auch die heilige Jungfrau. Nur weil mir dieſe hiſtoriſche Geſtaltung verletzt ſchien (denn die Verehrung der Madonna iſt ja auch für mich kein Glaubensartikel) habe ich mein Bedenken bei dem Gedichte virgo et mater geäußert.

Doch ich will Ihnen nicht Grund geben, mich einer eigenſinnigen Hartnäckigkeit zu bezüchtigen. Ich beeile mich daher, Ihnen zu bekennen, daß mein Urtheil über die von Ihnen mitgetheilte erſte Scene Ihrer Nibelungen ein voreiliges war; um ſo voreiliger, weil ich mir dabei das alte Gedicht nicht in allen ſeinen Partien vergegenwärtigt hatte und beſonders der Auftritt zwiſchen Hagen und dem Prieſter ſich meiner Erinnerung entzog. Wohl haben Sie recht, die ſchöne, ergreifende Schlußſcene, aus der Sie mir ein Stück mittheilen, iſt ſo, daß nicht Wenige Ihnen den Vorwurf einer zu prononcirten Chriſtlichkeit deshalb machen dürften — und ſelbſt ich finde darin das Dogma von der menſchlichen Sündhaftigkeit faſt ein wenig zu ſtark im ſpecifiſch proteſtantiſchen Sinne betont. Die Zeit der Nibelungen oder des Jahrhunderts, in welchem unſer Epos entſtand,

möchte nicht leicht dahin gekommen sein, in einem „Siegfried" so den „Sünder" zu sehen.

Die Nachricht, daß Sie unsrem Verhältnisse durch Widmung eines Gedichtes in Ihrer nächstens erscheinenden Gedichtsammlung ein Denkmal gesetzt haben, hat mich innigst erfreut. Schon jetzt meinen wärmsten Dank dafür. — — — — —

# Briefwechsel

zwiſchen

# Friedrich von Uechtritz und Rudolph Köpke. *)

---

*) Profeſſor der Geſchichte an der Berliner Univerſität.
Biograph Tieck's.

Hochgeehrter Herr Geheimrath!

Wird es Ihnen nicht allzu dreist scheinen, wenn ich es wage, meinen Namen Ihrer gütigen Erinnerung durch die beikommenden Blätter wieder vorzuführen, welche nur bei Wenigen das stoffliche Interesse des Forschers voraussetzen, und denen in anderer Hinsicht gewiß noch so sehr viel fehlt, um mehr als die Theilnahme des Forschers allein in Anspruch nehmen zu dürfen? Wenn ich es dieses Zweifels ungeachtet wage, bei Ihnen einzutreten, so weiß ich dafür nur die noch dreistere Entschuldigung geltend zu machen, daß die entgegenkommende und wohlwollende Freundlichkeit, welche Sie mir, dem Jüngeren, während Ihres letzten Aufenthaltes in Berlin erwiesen haben, mir den Muth dazu gegeben hat. Wenn ich es wohl als einen wichtigen Berührungspunkt ansehen durfte, daß Sie und ich, wenngleich zu sehr verschiedenen Zeiten und in sehr verschiedener Weise, dennoch in einer gemeinsamen Beziehung zu Tieck gestanden haben: daß wir ihn als Mensch und Dichter gleich sehr verehrt haben, so erforderte dieses stille Einverständniß doch noch gewissermaßen eine Anerkennung von Angesicht zu Angesicht: und hat mich meine eigene Stimmung nicht irre geleitet, so haben Sie auf eine solche in unseren letzten Gesprächen hingedeutet. Was aber könnte mir erfreulicher sein, der ich auf dem Boden der Erforschung der realen historischen Erscheinung stehe und auch der Dichtung und Litteratur nur eine verwandte Thätigkeit zuzuwenden vermag, als in dem leitenden und allgemeinen Gedanken vielleicht dem Dichter zu begegnen, der nicht aus dieser oder jener Zeit, sondern aus dem Quelle des Lebens schöpft, der in der Tiefe aller Zeiten sprudelt? Die beifolgenden Blätter sind ein Stück von Raumer's Taschenbuch für 1865, und ein weiteres Fragment

einer deutschen Geschichte, die ich einst kühn genug war, schreiben zu wollen, und wo der Zufall, dem ich nicht widerstrebt habe, nach und nach einzelne Blätter ans Tageslicht gezogen hat. Möchten Sie Ihnen zugleich als ein Versuch gelten, das zu realisiren, was ich in unserer Unterhaltung über Geschichte und Geschichtschreibung habe sagen wollen. Ihrer Nachsicht müssen sie darum vor Allem empfohlen sein.

Wie Sie, hochgeehrter Herr, aber auch über diese Blätter und mein Beginnen urtheilen mögen, eine Bitte werden Sie mir nicht abschlagen, dieselben als ein Zeichen, wie klein auch immer, meiner aufrichtigen Hochachtung annehmen zu wollen, mit der ich auch diese Zeilen schließe, als

Ihr ganz ergebenster

R. Köpke.

Berlin, den 30. December 1864.

Görlitz, den 10. Januar 1865.

Wie soll ich Ihnen wohl ausdrücken, hochgeehrter Herr Professor, welche Freude Sie mir durch die unverhoffte Sendung, die mir von Ihnen zuging, gewährt haben. Es that mir nach so manchem schweren Verluste, welchen ich noch in den letzten Jahren im Kreise meines geistigen Verkehrs erlitten, und bei der Vereinsamung, in der ich mich in Beziehung darauf an dem von mir gewählten Wohnsitze befinde, unbeschreiblich wohl, durch ein so freundliches Entgegenkommen von Seite eines Mannes, dessen sich mir eröffnender Umgang für mich bereits im Hinblicke auf meine weiteren Besuche von hier aus in Berlin von so großem Werthe gewesen, über meine beste Hoffnung hinaus erfreut und beglückt zu werden. Wundern Sie sich daher nicht, wenn ich Ihr Entgegenkommen mit der Lebhaftigkeit eines Jünglings und gleichsam mit beiden Händen ergreife. Wir müssen es ja als einen Vorzug der geistigen Interessen in Anspruch nehmen und behaupten, daß sie bei Denen, die sich damit erfüllen, auch Herz und Gemüth frischer und jugendlicher erhalten, als es bei Denjenigen, welchen diese Interessen mangeln, der Fall ist.

Ihre Gabe würde, selbst wenn sie mich an sich selbst weniger angesprochen und mir zu minderer Befriedigung gereicht hätte, mir dennoch eine hochwillkommene gewesen sein, da ich in ihr nicht bloß die einzelne Leistung, sondern den ganzen trefflichen Mann, der mir darin die Hand reichte, und den Werth des dadurch angebahnten nähern Verhältnisses zu diesem für mich zu würdigen hatte. Doch eben in Beziehung auf den Werth und die Bedeutung meines Verhältnisses zum ganzen Menschen und auf mein Gefühl für diesen erweist sich die Beschaffenheit der Gabe von höchstem Gewichte. Finde ich mich doch dadurch in einer Uebereinstimmung hinsichtlich der wichtigsten Ueberzeugungen und der ganzen Auffassung und Denkweise mit Ihnen, wie sie mir erst durch den Inhalt Ihres Aufsatzes zur Gewißheit geworden ist. Auf das stoffliche Interesse des Forschers konnte bei mir nicht gerechnet werden, und doch traf Ihr Aufsatz einigermaßen auch auf dieses bei mir, da mich mehrere Jahre lang eine vorläufig bei Seite gelegte, und wohl kaum noch zur Vollendung kommende Aufgabe gerade zur nähern Betrachtung der Geschichtsepoche und geschichtlichen Gegensätze, mit denen sich Ihr Aufsatz beschäftigt, geführt hat.

Und wenn ich selbst von all diesen mehr persönlichen Beziehungen absehen und den Werth Ihrer Gabe bloß an sich selber und mit Rücksicht auf die darin vorliegende schriftstellerische Leistung in Betracht nehmen wollte, bliebe mir noch viel des Dankes zu sagen. Es ist Ihnen gelungen, durch Anordnung und Gruppirung, durch glückliche Auswahl der hervorgehobenen Momente und schärfere Beleuchtung einzelner charakteristischer Züge ein lebendiges, anschaulich nüancirtes, wirksames Bild, trotz der gedrängten Kürze der Schilderung, vorzuführen. Eine wohlthuende Wärme für den geschilderten Gegenstand und die darin wirkenden geistigen Potenzen belebt den, mit milder Kraft in anmuthiger Ruhe hingleitenden, bei großer Natürlichkeit bedeutsamen Styl.

Soll ich schließlich hier noch etwas, das mir aber erst bei zweiter Lesung auffällig geworden, hervorheben? Die Stelle, wo

das Christenthum (S. 33) zu näherer Betrachtung kommt und die Art, wie es in die Darstellung eintritt, könnte bei Unkundigen wohl den Eindruck hervorbringen, als ob das erste Erscheinen der christlichen Sendboten mitten in die schon voll aufgewucherte Fülle des auf den vorhergehenden Seiten so energisch anschaulich geschilderten Elends getroffen habe. Es kann sich dabei nur von einer vielleicht wünschenswerthen Veränderung in der Fassung eines oder weniger Sätze handeln. Auch würde sich jedenfalls ein etwaiger irriger Eindruck dieser Art durch das später, S. 35 ff. Bemerkte berichtiget finden.

Empfangen Sie, verehrter Herr und Freund, nochmals den Ausdruck meines wärmsten Dankes für Ihr schönes Geschenk und meine besten Glückwünsche für das neubeginnende Jahr, in welchem die Aussicht auf Wiederholung meines Besuchs in Berlin und auf persönliche Begegnung mit dem mir in Ihnen gewonnenen Freunde unter die liebsten Aussichten gehört, welche dasselbe eröffnet

Ihrem hochachtungsvoll ergebenen

F. von Uechtritz.

Berlin, den 27. März 1865.

Hochgeehrter Herr Geheimrath!

Indem ich mir die verheißungsvollen Worte, die Sie vor fast einem Vierteljahre mir gegönnt haben, endlich wieder vergegenwärtige, ist es mir, als vernähme ich aus weiter Ferne den Zuruf eines ermuthigenden Freundes, der mir ein treues Wort sagen, der mir die Hand entgegenstrecken möchte — aber plötzlich öffnet sich zwischen mir und ihm eine Kluft, weit weg werde ich geschleudert, weitab scheint das Wort zu verhallen, und umsonst mühe ich mich, die Hand zu ergreifen! Ist es mir doch, als schreibe ich selbst diese Zeilen in einem Zustande des halben Traumes! Wundern Sie sich daher nicht, hochgeehrter Herr, über diesen sonderbaren Eingang meines Briefes, der viel später, unter ganz, ganz anderen Verhältnissen geschrieben wird, als er

urſprünglich gedacht und beabſichtigt ward. Nicht von Ihnen, aber von dem freudigen jugendfriſchen Eindruck Ihres Briefes, den ich als ein ungehofftes Glück begrüßte, trennt mich jetzt eine tiefe Kluft, und umſonſt ſuche ich mir wieder herzuſtellen, was ich Ihnen damals, wo Ihr reiches Geſchenk noch unmittelbar auf mich wirkte, hoffte ſagen zu können. Doch was halte ich Sie hin mit vielen Worten? Der Tod iſt zwiſchen Ihren Brief und meine Antwort getreten; er hat das mir theuerſte Leben, meinen Vater, von dieſer Welt hinweggenommen, und in dem engſten Familienkreiſe eine ſchmerzliche Lücke gelaſſen, die wie ein tiefer ſchwarzer Fleck alle Geſtalten und Ereigniſſe auszulöſchen ſcheint, die dieſes für mich größte Ereigniß umgeben. Noch ſuchte ich nach dem rechten Augenblicke, um Ihren Brief aus der Tiefe einer freudig erregten Stimmung des Herzens dankbar zu erwidern, als mein theurer Vater erkrankte, als ſein Leiden von Tag zu Tag mehr ſeinen drohenden, ja tödtlichen Charakter entfaltete, als er endlich nach mehr als fünfwöchentlichem Krankenlager am 15. März in unſeren Armen ſtarb, und am 19., ſeinem 81. Geburtstage, von uns zur letzten Ruhe beſtattet wurde. Er ſchloß ſeine irdiſche Laufbahn mit dem lauten Ausdrucke des Dankes für alle Gnade, die ihm Gott in ſeinem reichen und langen Leben hat gönnen wollen. Und ſo war es! Eine kleine Familie, die Eltern, Sohn, Tochter, leben über ein halbes Jahrhundert in der engſten, liebevollſten Verbindung eines patriarchaliſchen Daſeins, ſelten von größeren Krankheiten, nie von weltlichen Unfällen, bisher nie auch von der Hand des Todes berührt. Unter den Augen von Vater und Mutter wachſen Sohn und Tochter hoch ins Leben hinein, aus Eltern und Kindern werden Freunde, die alle Ereigniſſe und Fragen des Lebens, die größten wie die kleinſten, gemeinſam durchdenken, durcharbeiten, die bei aller Freiheit der individuellen Naturen, ſich doch am Ende immer wieder in einem gemeinſamen Ausgangspunkte wiederfinden, — ſo bildet ſich eine ſüße Gewohnheit des Daſeins, die immer unlösbarer ſcheint, je länger ſie dauert, je inniger man verwächſt, je feſter im Geiſte ſich die Bande der Natur be-

währen. Und doch! Je länger dieſes ſeltene Leben dauerte, um ſo ſicherer mußte es zu Ende gehen, die Gewährung unſeres heißeſten Wunſches mußte ſich endlich ſelbſt aufheben. Aber wenn dieſer Augenblick nach mehr denn 50 Jahren endlich kam, wie ſchmerzlich mußte er ſein! Wohl durfte mein theurer Vater ſagen, Gott habe ihm ein reiches, glückliches Leben geliehen! Fünfzig Jahre hatte er im öffentlichen Schulamte mit reichem Segen gewirkt; davon vierzig Jahre als Profeſſor am hieſigen Joachimsthalſchen Gymnaſium, tauſende von dankbaren Schülern hat er ſich durch ſeine urſprüngliche, kernhafte eigenartige Natur und Lehrweiſe gezogen, einer davon hat es an ſeinem Sarge laut ausgeſprochen. Die geiſtige und körperliche Geſundheit bis auf den letzten Moment, das ſtarke entſchiedene Wollen, das freie männliche offene Handeln, der friſche Lebensgenuß, eine tiefe dichteriſche Empfänglichkeit aus einem einfach frommen, kindlichen Gemüth hervorquellend, das überall ungebrochne Unmittelbare, das war das reiche Pfund, das Gott ihm verliehen, und das er wahrlich nicht vergraben hat! In der Litteratur, neben dem Studium der Antiken, Bewunderer Goethe's aus der goldenen Zeit her, in der germaniſtiſchen Wiſſenſchaft und den neueren Sprachen Anhänger der Romantik, vor Allem auch Bewunderer Tieck's, deſſen frühſte Kenntniß und Liebe ich *ihm* verdanke, hat er dieſen verwandten Neigungen ungeſtört einen vollen und reichen Abend ſeines Lebens widmen können. Tieck's perſönliche Bekanntſchaft, die ſpätere Freundſchaft Raumer's, mit dem er außer der urſprünglichen Naturfriſche Vieles gemein hatte, ſind Glanzpunkte ſeines ſpäteren Lebens. Einer der letzten heiter erhebenden Eindrücke, die er erhielt, war der Ihres Briefes an mich; Sie werden mir darum nicht zürnen, daß der Sohn ihn freudig erregt dem Vater mittheilte. Sie gewiß glauben mir, bei ſolchen Verhältniſſen iſt das richtige, ſehr nahe liegende Wort der Klugen und Verſtändigen: „Er war ein alter Mann" — wenig ausreichend. „Wir haben einen guten Mann begraben, und mir war er *mehr* — viel *mehr*!" Möchte ich doch, daß alle Welt das wüßte!

Muß ich von Ihren Lippen, hochgeehrter Herr, die Frage erwarten, warum ich Ihnen das Alles ſchreibe? Nein! auch weiß ich es. Sie finden es begreiflich, ſelbſtverſtändlich, daß ich ſo empfinde, zu Ihnen, dem bisher Fernſtehenden, unter dieſen ſchmerzlichen Erfahrungen ſo ſpreche. Denn zum erſten Male habe ich dem Tode ganz und voll ins Angeſicht geſehen, und mit ſeinen Schauern ſeine furchtbare Erhebung geahnt. Den Namen eines neu gewonnenen Freundes wollen Sie mir gönnen, mir dem bisher Unbekannten: ich bitte, ſehen Sie dann das Perſönliche, was ich geſchrieben, als ein Selbſtbekenntniß an: nehmen Sie es theilnehmend und nachſichtig auf als einen erſten Verſuch, mich Ihnen von einer anderen Seite bekannt zu machen, wie es eben meine gegenwärtige Lage mit ſich bringt. Ganz anders gedachte ich Ihnen zu antworten, aber da ſo ſtark und entſchieden eine höhere Hand hineingegriffen hat, ſo mögen Sie mir gönnen, ſo zu Ihnen zu ſprechen, wie ſie mir das Herz gewendet hat. Bedarf es noch der Verſicherung, daß ich auch über die Kluft herüber die Hand zu faſſen ſuche, die Sie mir frei, aus tiefſter Bewegung freundſchaftlich entgegenſtrecken? daß ich das Geſchenk, das Sie, der ältere Mann, der ſeit einem Menſchenalter in der Litteratur wurzelnde Dichter, mir dem Jüngeren, dem Strebenden und Suchenden darbieten, in ſeiner ganzen Fülle des Reichthums anerkenne und annehme? Des reinſten Dankes voll, heiße ich dieſe ungehoffte Gabe als höheres Geſchenk doppelt willkommen, wo ein theurer Mund ſich für immer geſchloſſen, und ich auf hier angewieſen werde, auf das ernſte unwandelbare Reich der Vergangenheit und der Erinnerung — ſoweit das Auge des Menſchen reicht! Habe ich mich doch mit Ihnen auch in den ſtillen Augenblicken dieſer ſchweren Zeit beſchäftigt! Ihren Albrecht Holm habe ich in nächtlichen Stunden am Krankenlager geleſen, freilich — und das aufrichtige Geſtändniß werden Sie nicht übel deuten — nicht ganz mit der ungetheilten Aufmerkſamkeit, die ein ſo tief gehendes Werk fordern darf, und muß, wenn man ihm gerecht werden will. Aber es war doch der Wille, Ihnen geiſtig näher zu treten, der mich leitete.

Laſſen Sie mich denn für heute ſchließen mit dem herzlichſten Danke für Alles, was Sie mir bieten; laſſen Sie es mich ganz und voll, wenn ſchon in tiefer Trauer, empfangen, wie es gegeben ward, und laſſen Sie auch mich daran die erhebende Ausſicht auf einen künftigen geiſtigen Verkehr knüpfen, in dem ich mehr nehmen als geben werde, und deſſen ich mehr als je bedarf.

Görlitz, den 25. April 1865.

Sie werden, mein theurer hochverehrter Freund — denn ich kann nach Ihrem letzten Briefe nicht anſtehen, meinem Verhältniſſe zu Ihnen dieſen Ausdruck zu geben — mich nicht mit Unrecht einiger Säumniß ſchuldig halten, daß erſt heute eine Erwiderung und ein Dank von meiner Seite auf die traulichen Mittheilungen abgeht, die Sie mir in Ihrem Briefe über den unerſetzlichen Verluſt, der Sie betroffen, und über deſſen Bedeutung für Ihr Leben gemacht haben. Ich weiß den Werth des Vertrauens, das Sie mir dadurch bewieſen, in ſeinem vollen Maße zu ſchätzen. Aber ich fand mich in letzter Zeit von der literariſchen Arbeit, die ich unter den Händen habe, ſo in Anſpruch genommen, ſo davon ergriffen und darin abſorbirt, daß es zu einer Art von Nothwendigkeit für mich wurde, erſt zu einem Abſchnitte und Ruhepunkte darin zu kommen, um die rechte Sammlung und Stimmung zur Beantwortung Ihres mir ſo hochwillkommenen und beglückend geweſenen Schreibens zu finden. Durch die großen Hinderniſſe, die einer beliebigen Ausdehnung meiner geiſtigen Thätigkeit von meinem körperlichen Befinden geſtellt ſind, wird es mir ſchwerer als Anderen gemacht, mehreren Aufgaben zugleich und neben einander ſo wie ich oft gern möchte, zu genügen, da ich mit dieſer Thätigkeit auf einige Stunden des Vormittags angewieſen bin und es vermeiden muß, einmal ausnahmsweiſe durch früheres Aufſtehen oder irgend welche Anſtrengung des Geiſtes am ſpäteren Abend den gewünſchten Zuſchuß an Zeit zu erlangen.

Das Bild des trefflichen Mannes, welchen Sie in Ihrem Briefe ſo liebevoll anſchaulich vergegenwärtigen, hat ſo bei mir wie bei meiner Frau (die ſich, worüber Sie nicht zürnen werden, daran mit mir erfreut und erquickt hat) ein inniges Bedauern hervorgerufen, daß es uns nicht mehr möglich iſt, demſelben durch die Vermittelung Ihrer Freundſchaft bei unſern in Hoffnung ſtehenden Beſuchen in Berlin perſönlich nahe zu treten. Es macht mir ein angenehmes Gefühl, daß ich wenigſtens in Einer Beziehung eine perſönliche Einwirkung von dem Trefflichen auf mein Leben und meine Bildung erfahren habe und ein Andenken daran in meinem Beſitze verwahre: ſeine Ueberſetzung des Plautus, durch die ich zuerſt auf dieſen merkwürdigen Dichter in lebendig anregender Weiſe aufmerkſam und mit ihm bekannt gemacht worden bin.

Sie haben ſehr Recht, daß es bei dem Verluſte eines ſolchen Vaters zum Troſte nicht ausreichen kann, daß man ſich vorhält, wie derſelbe ja das höchſte, dem Menſchen zugemeſſene Maß des Alters erreicht habe. Der Hinblick auf das hohe Alter eines theuren Geſchiedenen muß allerdings die Kraft haben, den Schmerz nicht zu einem herben, verzweiflungsvollen, faſſungslos betäubenden anſchwellen zu laſſen; aber der Verluſt, um den die Liebe trauert, bleibt doch eigentlich ganz der nämliche, und eben ſo bleibt das ſchauerliche erhabene Geheimniß, vor deſſen Schleier wir uns dabei geſtellt finden, erſchütternd das nämliche.

Bei dem Allen behält der Troſt, der im Hinblicke auf ein ſo vieljährig glückliches, fruchtreich geſegnetes Leben liegt, auf ein Leben, deſſen Träger ſich bei ſeinem nahenden Scheiden zum Ausſpruche eines innigen Dankes für die ihm gewordenen Gnaden gedrungen fühlte, ſein großes Gewicht.

Ihre Schilderung des glücklichen Familienzuſammenlebens, an dem Ihnen ſo lange als Glied und Kind des Hauſes Theil zu nehmen vergönnt worden, auch als Sie längſt ſchon aus dem Kinde zum Freunde erwachſen waren, macht einen ebenſo anziehenden als erbaulichen Eindruck. Es ließe ſich daraus der Stoff zu einer Idylle entnehmen, die einen Dichter zur Bearbeitung

reizen könnte. Ja Ihre Schilderung macht schon unmittelbar den Eindruck einer solchen, die dadurch an idyllischer Bedeutung nicht verliert, sondern auf eigenthümlich anziehende Weise gewinnt, daß sie nicht in einem ländlichen Pfarrhause oder einem kleinen halbländlichen Städtchen spielt, sondern in dem großen Berlin, mitten zwischen den Strudeln eines geräuschvollen Weltverkehrs, an einem Hauptcentralpunkte des deutschen Geisteslebens, und daß sie sich an den Strömungen dieses geistigen Lebens in reichster Fülle betheiligt zeigt, ohne darum ihres heimlichen friedlichen Genügens verlustig zu gehen. In der Vereinigung dieses, seinem innersten Wesen nach frommen Genügens mit einer so vollen Theilnahme an dem Geistesleben der Zeit ist das Erbauliche des Eindrucks, auf das ich oben hinwies, zu suchen.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Berlin, den 21. Mai 1865.

Endlich, hochgeehrter Herr und Freund, komme ich dazu, Ihnen für den wahrhaft freundschaftlichen Ausdruck Ihrer Theilnahme ein Wort des Dankes zu sagen! Wie manchen warmen und wohlgemeinten Zuspruch habe ich nicht in diesen Tagen der Trauer erfahren — und auch das danke ich dem Hingeschiedenen, von dem ich Ihnen nach solchen Erweisen des Antheils ja ungescheut sprechen darf — aber es ist doch ein wesentlich Anderes, wenn das theilnehmende Wort nicht eben bloß ein wohlgemeintes ist, sondern getragen wird von dem tiefen sympathischen Zuge des Mitempfindens, der nicht allein das Was eines schweren Verlustes mit uns beklagt, sondern der das Wie, wie wir ihn fühlen und auffassen, mit uns zu fühlen vermag. Man ahndet darin so gern, was Einem das Leben so selten gewährt, ein tieferes, gegenseitiges Verständniß der Geister. Und gäbe es einen schöneren Trost, als einer solchen Ahnung zu begegnen in einem Augenblicke des schweren Verlustes, der uns die natürlich

ſinnliche Sicherheit des langgewohnten Verkehrs mit einem geliebten Geiſte entzogen hat? Dieſen Troſt, dieſe Ueberzeugung haben mir Ihre Zeilen aufs Neue entgegengetragen. Wie Recht haben Sie, das Leben, wie wir es Jahrzehnte lang genießen durften, eine Idylle zu nennen! Gewiß jenes reine ſittliche Sichbeſcheiden, dieſe wahre Beſcheidenheit, die in reiner Selbſterkenntniß ihres Werthes nirgend über die dadurch gebotene Grenze hinausgeht, nichts will und verlangt, was jenſeits derſelben liegt, von keinen falſchen Gelüſten gekitzelt wird; aber auch ebenſo wenig hinter derſelben zurückbleibt, ſondern ſie mit voller männlicher Kraft innezuhalten vermag, wo ſie von Außen verletzt wird — das war ein Grundzug in dem Weſen meines theuren Vaters; er ging hervor aus der tiefen Ueberzeugung, was er ſei und habe — wie viel oder wie wenig auch immer — das ſei auch er von Gottes Gnaden. Und wie fern war er dabei von dem falſchen Stolze der Demuth; vielmehr war es die Demuth des gerechten Stolzes! Es war zugleich das friſche, freie, frohe Behagen einer geſunden Natur, die ſich nicht zu gut hält, auch den ſinnlich heiteren Augenblick als ein freies Geſchenk zu nehmen und zu genießen, wie er gegeben wird, unbekümmert um Diejenigen, die da meinen in falſcher Würde ſaure Geſichter machen zu müſſen, weil ſie vielleicht — vor ſauren Trauben ſtehen. Da war ſein Wahlſpruch das antike Wort: Mens sana in corpore sano. Er war eben ein ganzer Mann, ein ganzer Menſch und das iſt viel, ſehr viel in einer Zeit, der dieſer erſte aller Begriffe in ihrer Weisheit immer mehr abhanden zu kommen ſcheint. Einfach und natürlich, wie er war, gab er ſich: er hatte den Muth, abſichtslos ſich ſo zu geben, und folgte darin dem unabweisbaren Triebe innerſter Wahrheit, er konnte nicht anders ſein, als er war, und darum galt er für ein Original. Und wie viel Menſchen haben dieſen Muth heute zu Tage, wo alle Welt nichts Eiligeres zu thun hat, als ſich über den großen — wahrhaft demokratiſchen — Kamm des allgemeinen Schemas ſcheeren und friſiren zu laſſen, damit man nur auch ja den legitimirenden Stempel der Pfennigsbildung des Tages an ſich

trage, ja nicht in den Verdacht der Abweichung von der breitgetretenen Heerstraße gerathe, die eben darum die rechte ist. Aber ebenso wenig hatte er mit jener Minderzahl gemein, die von dieser Trivialität eine Ahnung hat, und nur von eitler Originalsucht befallen, sich krampfhaft abmüht, etwas Besonderes vorzustellen. Diese schauspielerische Heuchelei, in der die Dünkelhaftigkeit, der Hochmuth, der für unsere Zeit nicht minder charakteristisch ist, zu Tage kommt. Wohl hatte ein ferner stehender Bekannter Recht, zu sagen: „Mit dem Hingeschiedenen stirbt wieder ein Geschlecht von Menschen aus, das bald ganz aufgehört haben wird: das, welches in seiner natürlichen Tüchtigkeit und Ursprünglichkeit das alte Preußen begründet hat.“ Und in dem Sinne, füge ich hinzu, mag es charakteristisch sein, daß er geboren war in dem vorletzten Regierungsjahr des großen Fürsten, der auch ganz war, was er sein sollte, Friedrich des Großen; geboren in einem Jahre mit Jacob Grimm, Dahlmann, Imman. Bekker, Böckh, Preuß, Varnhagen, mit denen Allen er, wenn ich den zweiten ausnehme, verkehrt hat, die Alle ihm mehr oder minder Bekannte gewesen sind. Und diese Notiz führt mich auf das Blatt, das ich mir erlaube Ihnen gleichzeitig mit diesem Briefe unter Kreuzband zu übersenden, denn sie ist eine Ergänzung zu dem, was das Blatt enthält. Wie hätte ich mir versagen können, es jetzt in Ihrer Hand zu wissen, da ich weiß, daß Sie mich weder der Eitelkeit noch der Taktlosigkeit anklagen werden, wenn ich zu Ihnen spreche von dem Einen, was mich jetzt, als eine erste, eine tiefste Erfahrung des Lebens auf das Tiefste bewegt? Ueberflüssige Mühe wäre es, wenn ich Ihnen verhehlen wollte, ich sei der Verfasser dieses Nekrologs, den am 6. d. M. die Spenersche Zeitung gebracht hat. — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nehmen Sie denn dieses Blatt gütig auf, und mögen Sie es sich gefallen lassen, dadurch die nähere Bekanntschaft eines Mannes zu machen, zu dessen letzten freudigen Momenten es gehörte, von der freundschaftlichen Theilnahme zu vernehmen, die Sie mir so reichlich erwiesen haben. Zugleich werden Sie eine

Thatsache daraus entnehmen; der treffliche Uebersetzer des Plautus war nicht mein Vater, sondern sein älterer, nicht minder originell kräftiger Bruder, der bereits 1837 als Direktor des hiesigen Gymnasiums zum grauen Kloster und namhaftester berlinischer Pädagog gestorben ist, und noch im gesegneten Andenken steht. So tief empfänglich mein Vater für litterarische Anregungen war — auf ihnen ruhte ja sein Leben — so war er doch zu sehr Mann der praktischen That, zu unreflektiert, um selbst bei solchen Arbeiten lange auszuhalten; darin war er nicht produktiv. Was er litterarisch geleistet hat, sagt die Skizze. — — — — Vor 8 Tagen feierte Raumer seinen 85. Geburtstag, der letzte Freund, dem mein Vater auf dem Sterbelager die Hand drückte. Volle vier Jahre älter als der Heimgegangene, stand er in unverwüstlicher Heiterkeit und Jugendfrische, mit dem hellen Auge und der rothen Wange unter dem weißen Haar, im doppelten Flor duftender Blumen und junger Mädchen, wie der frühlinggekrönte Winter und freute sich seines Geburtstages! Vor Allem der Werke Friedrichs des Großen, die der König ihm mit einer eigenhändigen Inschrift geschenkt hatte. Möge ihm erhalten bleiben, was er besitzt! —

Görlitz, den 10. August 1865.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie sehr pflichte ich Ihnen in Allem bei, was Sie in Ihrem letzten Schreiben im Hinblicke auf Ihren trefflichen Vater über das zugleich demüthige und auf dem Stolze — wenn man hier von Stolz sprechen darf — eines ächten gesunden Selbstgefühls ruhende Sichbescheiden in den Schranken der uns von Natur und Lebensgang gestellten Aufgabe sagen, und welchen Werth die Erkenntniß dieser Aufgabe und ein frohes, frisches, thätiges Genügen darin im Vergleiche zu dem in unserer Zeit

vorherrschenden Drange habe, der so Viele im eiteln Bestreben, etwas Höheres und Vornehmeres und Mehreres, als ihnen von Gott und Natur bestimmt ist, vorzustellen, der Leerheit einer schablonenartigen Bildung und einer schwächenden Verallgemeinerung und Verdünnung in Sein und Wissen und Können in die Arme führt. Ist doch das Allgemeine und zwar das abstract Allgemeine, der abstracte Begriff, so sehr im Verhältnisse zu dem persönlich Eigenthümlichen und als solches allein wahrhaft Lebendigen die Macht unsrer Tage geworden, daß sich Diejenigen glücklich preisen mögen, denen es, wie Ihnen, vergönnt war, sich so weit in diese Tage der Abstraction hinein an der innigsten Lebensgemeinschaft mit einem so vollgültigen Vertreter einer lebensfrischeren Zeit in all seiner aus eigenem innersten Lebensquell schöpfenden und sich darin fröhlich befriedigenden Ursprünglichkeit zu erquicken. — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

In der letzten Zeit haben mich die zwei kürzlich erschienenen Schriften von David Strauß über Schleiermacher's „Leben Jesu" und gegen Schenkel und Hengstenberg sehr interessirt und in Anspruch genommen. Die beiden Letzteren muß ich mit ihren Schwächen und Verkehrtheiten dem gewandten Polemiker preisgeben. Auch sein Erfolg gegen Schleiermacher ist nicht zu bestreiten. Doch verdankt er denselben wesentlich dem Umstande, daß das Christusbild Schleiermacher's nicht bloß zu einseitig dem Evangelium Johannis entnommen ist, sondern auch auf der Grundlage einer ethisch-philosophischen Denkweise beruht, die in ihrer abstracten Strenge mehr stoisch als christlich sein dürfte, und welche mehr zur „Apathie des stoischen Weisen" als zu jener „Kraft in der Schwäche", die von dem Christen nach dem Vorbilde des in der Nacht auf Gethsemane ringenden Erlösers gefordert wird, als zu ihrem Ideale der Menschheit aufblickt. Der Triumph, den Strauß durch die Widersprüche, die er bei Schleiermacher nachweist, feiert, verkehrt sich übrigens in sein gerades Gegentheil, wenn man bedenkt, daß sich vielleicht noch nie die Macht der christlichen Idee so anschaulich und

glänzend als in der Macht bewährt hat, die von ihr über den ſo überaus ſcharfſinnigen, ja wohl ſelbſt zu ſpitzfindigem Klügeln geneigten und dabei ſo tief von der pantheiſtiſchen Weltbetrachtung unſerer Tage beherrſchten Geiſt Schleiermacher's ausgeübt worden. Eben die Widerſprüche, in die ſich der ſcharfſinnige Dialektiker dadurch verwirrt gefunden und trotz deren jene Macht ſich, und zwar als überwiegende Potenz in ihm behauptete, ſind vielleicht die ſtärkſte Beſiegelung der Bedeutung und nun ſchon durch faſt neunzehn Jahrhunderte ausdauernden Wirkſamkeit dieſer Macht. Es iſt gewiß überaus dürftig, hier, mit Strauß nichts als eine „Idioſynkraſie" Schleiermacher's zu ſehen, wie es denn überhaupt merkwürdig iſt, wie unempfänglich bis zur Rohheit und Plattheit ſich der ſonſt ſo reich begabte und tüchtige Strauß gegen Alles im tieferen Sinne Chriſtliche — im Unterſchiede von der myſtiſchen Empfänglichkeit Schleiermacher's — verhält, bis zu welcher Rohheit und Plattheit er ſich hier heruntergebracht hat. Denn kann man eine mildere Bezeichnung dafür finden, wenn er die Weltbetrachtung in den Evangelien als eine „abenteuerliche" bezeichnet oder von dem Jeſus des Evangeliums Johannis ſagt, daß er da ſei „wie aus der Piſtole geſchoſſen"? — — — — —

Berlin, den 5. Oktober 1865.

Ihr gehaltreicher Brief, hochgeehrter Herr und Freund, iſt mir in das ſtille Quellenthal von Pyrmont gefolgt, wo ich ſeit mehr als einem Jahrzehnt mich von dem Bücher- und Straßenſtaub Berlins zu befreien pflege, und deſſen kühle Schatten ich dieſes Mal nach den ſchweren Kämpfen der früheren, und der glühenden Hitze der folgenden Monate doppelt erſehnt hatte. Bis in die letzten Tage des September habe ich hier mit den Meinen in friedlicher Stille einer faſt noch unberührten jungfräulichen Natur geſucht und auch wohl gefunden, was ſie an heilender Kraft nicht allein dem erſchütterten Körper, ſondern auch dem Gemüthe zu gewähren vermag, das in ſchmerzhafter

Reizbarkeit die Berührung mit der geräuschvollen Außenwelt flieht und fliehen muß. Wie haben wir das schwer empfunden in dem sonnigen, lärmenden Ems, wo ich in Folge eines anhaltenden Katarrhs während des August Brunnen trinken mußte, um meine Kehle für künftige Vorlesungen wieder zu reinigen. Da werden die wirklich Leidenden betäubt durch das Schellengeklapper der Thoren, und die reine Schönheit der Natur entstellt durch den bunten Mummenschanz der aufgebauschten Toiletten der Menschencarricaturen und Fratzen aller Art. Eine Erholung waren uns die Rheinbilder, die auf der Reise nach Pyrmont an uns vorübergingen, der Dom zu Köln, den ich noch nicht gesehen hatte, seit die letzte verunstaltende Scheidewand in seinem Innern gefallen ist. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wie stimme ich Ihnen bei in Allem, was Sie über den nivellirenden Charakter unserer Zeit sagen! Auf welchem Gebiete gäbe es noch eine originale Kraft? Scheint es doch fast, aus dem Charakter, dem Geiste der Menschen sei sie entwichen in die Hebel und Schrauben, Dampfmaschinen und Telegraphen, die freilich Zeit und Raum mechanisch bewältigen, aber selbst wieder das gewaltigste Mittel der Nivellirung sind. Und mit ihnen Hand in Hand geht der mächtigste Bundesgenosse, der Mammon, der das Größte, wie das Kleinste nach dem Maße des Pfennigs mißt, der nur einen Werth der Dinge kennt, der von den Stockjobbern an der Börse notirt wird, und der Alle gleich macht, damit Alle um so knechtischer dem einen großen Götzen dienen, dem goldenen Kalbe! In seinem Tempel öffnen sich dann die Pforten des Genusses, denn Genuß, Genuß! in allen Gestalten, das ist am Ende doch, wonach Alle dürsten und lechzen; das Recht darauf wird für Alle gefordert, soll Allen garantirt werden als das erste aller Menschenrechte. So ist Geld und wieder Geld das allgemeinste, härteste, abstracteste Schema des Lebens, der unerbittliche demokratische Gleichmacher, der erst die unbedingte Freiheit proklamirt, um hinterher auf ihren Trümmern die Tyrannei des Kapitals zu errichten, und die Gleichheit, nicht

der Freiheit, ſondern der Sclaverei einzuführen. Und das Furchtbare iſt, bewußt oder unbewußt, arbeiten auf dieſes Ziel am Ende alle Parteien los, ſie mögen ſich nennen, wie ſie wollen: Macht, Herrſchaft, Einfluß, Geld, Genuß, Hebel und Waffen, die in Bewegung geſetzt werden, ſind am Ende bei allen dieſelben; mit welchen Reden ſie auch vor der Welt prunken mögen, man durchſchaut es doch! was ſie wollen, iſt ſchließlich nur Selbſtgenuß, und leider bleibt auch das heiligſte Panier nicht unentweiht. Demokratiſche Säbeltyrannen und Imperialiſten, tyranniſche Demagogen, polizeiliche Büreaukraten und hochtoriſtiſche Ariſtokraten, hochkirchliche Eiferer, intolerante Zionswächter und freigemeindliche Schwätzer, ſie alle — als Partei — wollen am Ende nur ſich, alle athmen eine und dieſelbe Atmoſphäre der Selbſtſucht — intra peccatur et extra! Seit der gegenwärtige Napoleon ſeine Tyrannei auf der Grundlage der Demokratie errichtet, und durch ſein Beiſpiel den Beweis geführt hat, was die Virtuoſität ſophiſtiſcher Politik vermöge, die an die Stelle des Rechts die Macht ſetzt, iſt ein ganzes Syſtem dieſes politiſchen Materialismus erwachſen, das ſeine Natur immer unverhohlener kund giebt, und auch die Beſten anzuſtecken ſcheint. In Ems traf ich mit einem bekannten hochconſervativen ſocialen Schriftſteller zuſammen, der zugleich eine entſchiedene kirchliche Richtung feſthält; beredt ſetzte er auseinander, mit welchen verwerflichen Mitteln die demokratiſche Partei agire: er zog den Schluß daraus, daß man ſie nicht allein mit denſelben Waffen bekämpfen, ja darin überbieten müſſe, nur ſo könne man ſie ruiniren, das ſei nur Gerechtigkeit, ein Anderes hätten ſie nicht verdient! Was ſoll man dazu ſagen? Heißt das nicht den Teufel durch Beelzebub austreiben? Was ſoll man dazu ſagen, wenn die militairiſchen Blätter, deren Redakteur, irre ich nicht, ein junger Hauptmann a. D. iſt, der evangeliſchen Kirchenzeitung und dem alten Propheten Hengſtenberg, bei Gelegenheit der Duellfrage einen Verweis darüber gegeben haben, daß ſein Chriſtenthum ein ſentimentales, ein falſches innerlich myſtiſches ſei, weil er das Duell als abſolut unchriſtlich verwirft? Läßt

ſich etwas Verkehrteres denken? Aber es iſt den Herren ſchon recht, die gelegentlich ſo gern zum Schwerdte Gideons greifen möchten, wenn ſich nun deſſen Spitze gegen ſie ſelbſt zu kehren droht! Sehe ich dieſes Rennen und Jagen, dieſes Genießen und Lechzen, dieſes wilde Kämpfen und Ringen Derer, die alle gleich ſein und doch alle herrſchen möchten, dieſes Verleugnen und Verhöhnen des Idealen, ſo will es mir ſcheinen, als wären wir in einer furchtbaren Kriſis, gleich der, welche das römiſche Weltreich zertrümmerte; als müßte in dieſes Wirrſal, wo Keiner den Andern mehr verſteht, wie ein Blitz von Gottes Thron, eine neue große urſprüngliche Kraft hineinſchlagen, ein Urgeiſt, wie Johannes der Täufer, wie der Apoſtel Paulus, wie Luther mit ſeinem donnernden μετανοεῖτε die Seelen aufrütteln, ohne Rückſicht auf menſchliche Macht ihnen ihr wahres Bild zeigen, ihnen zeigen, daß der Menſchen Wege nicht Gottes Wege ſeien! — Und wer biſt Du denn, fragen Sie vielleicht ſtaunend und achſelzuckend, daß Du vermeſſen von Gottes Donner reden willſt? Ach ich! ich könnte wie Hamlet in eine Nußſchale kriechen, und mich einen König weiter Reiche dünken! Ich leide an dem Kleinmuth, an der Verzagtheit der Welt — doch fürchten Sie nicht, daß ich Sie mit einer neuen Litanei heimſuche; entſchuldigen Sie nur den erſten Herzenserguß, der für einen gekritzelten Brief ſchon viel zu viel iſt, und der mich ſelbſt fortgeriſſen hat, ich weiß nicht wie. Er wird Ihnen wenigſtens beweiſen, daß ich unbefangen genug geworden bin, auf Ihre Nachſicht unbedingt zu rechnen; mit andern Einfällen, die mir Ihr Brief erweckt hat, verſchone ich Sie. Nur das Eine erlauben Sie mir noch, Ihnen Glück zu wünſchen, daß Sie wieder eine große Arbeit abgeſchloſſen haben: ich wollte, ich könnte von mir daſſelbe ſagen! Es iſt immer eine Befreiung: wird doch die Luſt ſo leicht zur Laſt!

— — — — — — — — — — — — — — —

Görlitz, den 27. December 1865.

— — — — — — — — — — — — — —

— — Sie haben, mein hochverehrter Freund, in Ihrem Briefe vom 5. Oktober eine eben ſo beredte als herbe Philippika gegen unſre Zeit gerichtet, welcher gegenüber ich mich, ſo ſehr ich in höchſt weſentlichen Beziehungen damit übereinſtimmen muß, ſchon im Gefühle des Unvermögens, hier etwas hinzuſetzen oder gar überbieten zu können, einigermaßen in die Rolle des Vertheidigers einzutreten gedrängt fühle. Gewiß, die Richtung, die unſre Zeit auf das Reale, Materielle, Faktiſch-praktiſche, beſonders auf den abſtracten Materialismus des Geldes, der Staats- und Werthpapiere, hinweg von dem Idealen und Geiſtigen und von einer poetiſchen Verklärung des Lebens genommen hat, muß Einem, deſſen Erinnerungen, wie die meinigen, noch in Tage eines wärmeren Cultus des Schönen zurückreichen, oder der, wie Sie, noch im trauteſten Lebensverkehre mit Repräſentanten und Reliquien dieſer früheren Tage geſtanden hat, ſchwer genug fallen. Ich kann mit Ihnen nur darin übereinſtimmen, daß unſre Zeit durch dieſes Streben und die damit zuſammenwirkenden nivellirenden Tendenzen vielfach verarmt und abgeblaßt iſt, ſich vereinförmigt und vermittelmäßigt hat, ja ſich trotz ihres das Verſtändniß des Höchſten und Heiligſten gefährdenden naturaliſtiſchen Hanges in der freien, friſchen, originalen Entfaltung auch des natürlichen Lebens im höheren Sinne verkümmert ſieht. Nur dürfen wir anderſeits nicht verkennen, daß auch Manches und ſehr Wichtiges beſſer geworden iſt, daß das überwiegende Intereſſe, das die realen Verhältniſſe des Staatslebens in unſeren Tagen erlangt haben, die Entwickelung des politiſchen Sinnes und politiſchen Talentes ihre große und erfreuliche Seite im Vergleiche zu dem politiſchen Klatſch und den Kannegießereien einer früheren Zeit haben; ſo ſehr wir es für unſer eigenes Bedürfniß mit gutem Fuge bedauern mögen, daß ſich (ähnlich wie in England wo, wie Heine eben ſo witzig als wahr bemerkt, mit Karl dem Erſten der Poeſie der Kopf abgeſchlagen worden)

der Sinn für das Schöne und für das reine, ſich in ſich ſelbſt befriedigende Wiſſen dadurch beinträchtigt findet. All dieſer Beeinträchtigungen, Verkümmerungen und zweideutigen Tendenzen ungeachtet hat vornehmlich unſer Volk nach dem noch in jüngſter Zeit Erlebten, ein Volk deſſen Söhne aus allen Ständen und Lebensſchichten zum Beſtehen ſolcher Beſchwerniſſe wie der des letzten Krieges in Schleswig-Holſtein und zur Vollbringung ſolcher Thaten wie der Erſtürmung von Düppel und Alſen geeilt ſind, ſich gewiß noch nicht als ein entartetes anzuſehen oder hoffnungslos verloren zu geben.

Wenn ich mich hier in eine Art von Controverſe mit dem beredten Erguſſe einzulaſſen wage, den Sie in Ihrem letzten Briefe auf das Papier geſtrömt haben, ſo fühle ich mich nur um ſo mehr gedrungen, nach einer anderen Stelle Ihres geiſtigen Wirkens hin meine unbedingte Uebereinſtimmung und Befriedigung auszuſprechen. Doch befinde ich mich in der eigenen Lage, auch da, wo ich bloß beizuſtimmen und anzuerkennen komme, mit einer Bitte um Nachſicht beginnen zu müſſen. Was werden Sie von mir denken und urtheilen, mein verehrter Freund, wenn ich Ihnen ein Bekenntniß ablege, das mich eben ſo nachläſſig als Literaturfreund wie undankbar gegen Ihre Güte erſcheinen läßt, das Bekenntniß, daß ich erſt vor Kurzem dazu gekommen bin, die von Ihnen herausgegebenen „politiſchen Schriften Heinrich von Kleiſt's" in dem Exemplare, welches ich Ihrer Güte verdanke, genauer in Einſicht zu nehmen. Das Büchlein war mir ſchon in Düſſeldorf vor Augen gekommen; ich hatte Ihre Widmung an Raumer, wie ich auch ſpäter gegen Sie ausſprach, mit theilnehmender Befriedigung geleſen, war aber beim Blättern hinten durch Zufall auf einen Aufſatz (ich glaube den Brief des märkiſchen Landfräuleins) geſtoßen, der mir wenig bedeutend ſchien; Zeit und Stimmung zu weiterer Kenntnißnahme hatten gefehlt und auch nachdem das Buch in meinen Beſitz gekommen war, ſollte es lange, unter dem Andringen anderer Intereſſen und Arbeiten, wie halb vergeſſen unter meinen Büchern bleiben, bis mich kürzlich eine glückliche Regung dazu veranlaßte, es theils

Abends mit meiner Frau, theils allein vom Anfange bis zum Schluſſe zu leſen. Ich würde mich ſcheuen, eine ſo ſchuldbare Verſäumniß mit ſo naiver Offenheit vor Ihnen auszuſprechen, wenn ich nicht hoffte, daß die Strafe, oder vielmehr die unverdiente Belohnung, die mir zu Theile geworden, Sie zur Nachſicht ſtimmen werde. Ich habe mich nämlich ſelten von einer Lectüre in ſolchem Grade in Anſpruch genommen, ergriffen und bewältigt wie von dieſer gefunden. Zunächſt war es, nachdem ich Ihre einleitenden kritiſchen Erörterungen mit Intereſſe und hoher Anerkennung Ihres gründlich eindringenden Studiums des Kleiſt'ſchen Styls geleſen, Ihre ergreifende Schilderung der in Kleiſt durcheinander gährenden, ſich gegenſeitig aufreibenden und zur Zerſtörung ihres Beſitzers hinwirkenden Mächte, der innern Spaltungen, des wechſelnden erfolgloſen Ringens nach Befriedigung, der Tantalusqualen des ſo reich und doch ſo unheilsvoll ausgeſtatteten Mannes, was mich tiefer und tiefer anzog und feſſelte. Und darauf der Eindruck der Aufſätze ſelber, bei denen es nach der Wirkung, die ſie auf mich gehabt, kaum eines andern Zeugniſſes, als des aus dem Style und dem innern Charakter zu entnehmenden bedarf, um ſie über allen Zweifel hinaus für von Kleiſt herrührend zu halten. Eben ſo wenig ſcheint mir ihr hoher Werth an ſich dem geringſten Zweifel unterliegen zu können. Vor allem gehören die politiſchen Aufſätze zu dem Markigſten, was wohl die Literatur irgend eines Volkes an nachdrücklichen Zeugniſſen eines ſchroffen heroiſchen Todesmuthes im gerechten Haſſe eines des Haſſes würdigen Joches und in unbedingter Hingebung an das Vaterland zu deſſen Rettung aus Noth und Knechtſchaft aufweiſen kann. Unter den ſonſt mitgetheilten Nachträgen iſt allerdings manches unerfreulich, mißtönig und grell; aber auch hier fehlt es nicht an Vortrefflichem und Bedeutendem, und auch die Grellheit trägt den unverkennbaren Stempel des Kleiſt'ſchen Geiſtes.

In Beziehung auf den Aufſatz „Aufruf", Seite 96, möchte ich mir eine Frage und Bitte erlauben. Findet ſich etwa in der Ausgabe der Schriften Kleiſt's von Julian Schmidt oder in

dem Briefwechsel mit seiner Schwester oder irgendwo sonst etwas davon erwähnt, daß Kleist damit umgegangen sei, die Zerstörung Jerusalems durch Titus als Tragödie zu behandeln? Mir selbst ist nämlich hierüber etwas durch einen mit Kleist persönlich Bekannten, mit welchem der Dichter darüber gesprochen, in mündlicher Mittheilung zugekommen, und ich habe vor, mich darüber in der Vorrede zu meinem jüngst vollendeten Buche zu äußern. Ich würde es daher mit großem Danke aufnehmen, wenn Sie mich bei Gelegenheit benachrichtigen wollten, ob schon etwas über jenen Tragödienplan Kleist's zur öffentlichen Kunde gelangt ist.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Berlin, den 27. März 1866.

Mit Verlangen habe ich dem Augenblicke entgegen gesehen, hochgeehrter Herr und Freund, wo ich endlich im Stande sein würde, auf Ihren gehaltreichen und mir in vieler Beziehung so ermuthigenden Brief ein Wort des Dankes und Einverständnisses zu erwidern. Die Verzögerung der Antwort ist mir durch die Umstände aufgezwungen worden, und ich habe dabei nichts mehr bedauert, als daß in so langen Pausen die Schwingungen des ersten Anstoßes ermatten müssen, daß auch hier der beste Spiritus verraucht, und am Ende Antwort und Frage sich kaum noch wiedererkennen. In den Weihnachtstagen ward mir eine Aufgabe beschеert, die ich nicht ablehnen konnte, und die mich aus meinen nächsten Arbeiten heraus in eine Region historisch-philologischer Untersuchungen zurückverschlug, der ich den Rücken auf immer gekehrt zu haben meinte: bis Ostern mußte und sollte sie fertig sein, natürlich mußte alles Andre liegen bleiben. Nun ist sie fertig, ich habe die Beruhigung, dieser Pflicht genügt zu haben, aber so hoch ich das auch anschlage, es ist doch nur eine sehr abstracte Entschädigung für das peinliche ausdörrende Gefühl, die Kräfte an eine Aufgabe setzen zu müssen, mit der man sich innerlich nicht mehr im Einklang weiß: es beginnt mir als Verschwendung zu erscheinen, besonders wenn uns die Kürze des Lebens immer überwältigender entgegentritt. Umgekehrt, wo die

Arbeit der reine Ausdruck der gegenwärtigen Stimmung iſt, wo man ſich Eines mit ihr weiß, da iſt ſie ſelbſt der ganze Menſch. Sie erhebt, ſtärkt, potenzirt die Kräfte, ſie iſt eine Art Selbſtoffenbarung, die dem Menſchen über ſich zu Theil wird. Mir iſt es freilich ſelten ſo gut geworden, ich kann ſagen, eigentlich nur einmal. Das iſt in dem Leben Tieck's, das habe ich als ganzer Menſch geſchrieben, oder wie er ſagen würde, erlebt. Aber da hat es denn an andern Enttäuſchungen nicht gefehlt. Meinem naiven Glauben trat die Gleichgültigkeit, das ſpöttiſche Achſelzucken, das offene oder ſchweigend nichtachtende Uebelwollen der Tagespreſſe entgegen, für deren Gewinnung es mir ſtets an Geſchicklichkeit gefehlt hat. Da fühlte ich mich wieder auf mich ſelbſt zurückgewieſen, ich mußte an das denken, was Tieck mir ſo oft von dem Glauben an das unſichtbare Publikum, an die ſtille Gemeinde geſagt hatte. Unter dieſen Umſtänden werden Sie ermeſſen, wie ſehr erfreulich Ihre theilnehmenden Worte über meine Kleiſtblätter mir auch jetzt noch geweſen ſind, beſonders da ich hier dieſelbe Erfahrung gemacht habe. Julian Schmidt, der ja zugleich der buchhändleriſche Herausgeber der Kleiſt'ſchen Werke iſt, fertigte damals in ſeiner Zeitung mein Buch in drei Zeilen mit der Bemerkung ab, es ſei eine Nachleſe aus den Abendblättern, und wie viel davon Kleiſt in der That gehöre, ſei ſehr zweifelhaft; daß die Hauptſache aus bisher unbekannten Papieren Kleiſt's entlehnt ſei, verſchwieg er. Der neuſte geiſtvolle Biograph Kleiſt's, Wilbrandt, den ich perſönlich nicht kannte, kommt zu mir, lieſt mir Allerlei ab, was er ſonſt nicht mit Augen geſehen hatte, um mich hinterher in ſeinem Buche unnützer Weiſe zu corrigiren. Mein trefflicher College Goſche in Halle endlich, der kein Litterat ſondern Profeſſor der Orientalia iſt, erklärt in ſeinem Litterarhiſtoriſchen Taſchenbuch für 66 die Schmidt'ſche Ausgabe für vollſtändig, und dreht und wendet ſich hin und her, um mein Buch nicht erwähnen zu müſſen, während er es in Händen hat! Ich will nicht in Abrede ſtellen, daß ſolche Erfahrungen, an denen es mir auch im Kreiſe der Fachwiſſenſchaft leider nicht fehlt, und deren Quelle mir immer noch

nicht ganz klar ist, mich allgemach in eine Stimmung des heimlichen Ingrimms versetzt haben, die sich dann gelegentlich auch in solchen Philippiken Luft macht, wie Sie eine haben anhören müssen und mit besänftigender Nachsicht aufgenommen haben. Doch um bei Kleist zunächst stehen zu bleiben, noch ein Wort über Ihre so höchst interessante und überraschende Anfrage wegen der von ihm beabsichtigten oder schon begonnenen Tragödie Titus vor Jerusalem. Die Antwort ist bald genug gegeben; die Thatsache ist mir durchaus neu und nirgend bin ich ihr begegnet. Ich glaube auch sagen zu können, daß sonst keine Notiz darüber aufbehalten ist, weder in den bekannt gewordenen Briefen noch sonstigen Materialien; nur von Wilbrandt's Buch kann ich es nicht mit gleicher Sicherheit sagen, aber ich glaube nicht, daß er etwas davon weiß. Auch meinem litterarischen Freunde, W. v. Maltzahn, dem Lessingherausgeber, der über reiche Schätze gebietet, und in diesen Sachen eine fast unvergleichliche Kenntniß besitzt, habe ich die Frage mitgetheilt, er kennt dies eben so wenig. Auch der alte General Pfuel, der letzte noch lebende Freund Kleist's, der mancherlei zu erzählen weiß, von abhanden gekommenen Tragödien, Robert Guiskard, Leopold von Oestreich, weiß davon nichts. Gewiß also würde Alles, was Sie davon erkundet haben, hoch willkommen sein, Sie würden der litterarisch forschenden Welt geradezu eine neue Thatsache mittheilen, die beweisen würde, daß die Acten über den unglücklichen Dichter immer noch nicht geschlossen seien: also zögern Sie ja nicht, der Welt mitzutheilen, was Sie darüber wissen, und je ausführlicher, je besser! So sammelt die Nachwelt emsig den Staub eines Dichters, dessen Unglück gewiß kein unverschuldetes war, den die Mitwelt aber auch weniger, als er fordern durfte, ja fast gar nicht beachtet und gewürdigt hat. Es ist eine erschütternde Thatsache, daß was im Geiste leben soll, im Leben untergehen muß. Diese ewige Nänie erinnert mich an einen andern Dichter, mit dem ich mich in letzter Zeit in abgestohlnen Stunden beschäftigt habe, um mich geistig zu erholen, an Immermann. Der nur allzu früh, aber wie Schiller in der Fülle der Kraft Geschiedene, hat

Ihnen als Dichter, Menſch und Freund nahe geſtanden, von ihm wiſſen Sie wie Wenige zu reden, aber ich bin nicht ganz ſicher, wie weit es Ihnen genehm ſei, von ihm mit Andern zu ſprechen. Ich meinerſeits habe ihn immer für eine große Kraft, einen wahren Dichter gehalten, der für das Höchſte angelegt in einer litterariſch ſchwierigen Zeit mit glühendem Muthe nach dem höchſten Kranze unabläſſig ſtrebte, und ſeiner werth war als ganzer Menſch und ganzer Dichter. Unter den Nachromantikern iſt er mir unbedingt der Erſte, und nach ihm ſind es nur wenige unter ſo vielen, die ich ihm anreihen möchte. Nehme ich allein ſein Myſterium Merlin, dieſen Gegenfauſt, und nach und ſeit Fauſt unbezweifelt die tiefſinnigſte Dichtung, aber natürlich darum unbeachtet und unverſtanden, wie gewaltig erſcheint er darin nicht! Man kann ſich denken, in der litterariſch großen Zeit würde das wie der Blitz gezündet haben, heute findet der Blitz keinen Zündſtoff mehr. Zwar bleibt er darum nicht minder der Blitz, aber auch das iſt unleugbar, zur vollen höchſten Wirkung gehört nicht allein die ſubjective Kraft und That, es gehört dazu ihr geheimnißvolles, man kann ſagen welthiſtoriſches Einverſtändniß mit der Geſammtmaſſe der Kräfte, die man Zeit zu nennen pflegt. Goethe war ſeine Zeit; für zahlloſe Andre, auch die Erſten und Edelſten, kann es heißen: „Weh dir, daß du ein Enkel biſt!“ Und das bringt mich auf den Punkt. Die Epigonen nämlich habe ich nach langen Jahren einmal wiedergeleſen, und wie man auch über Manches urtheilen möge, ich habe wieder den Eindruck gehabt, man hat es hier mit einer Kraft zu thun, die hoch über dem ſteht, was man damals ſchon und jetzt landläufig Litteratur oder gar Poeſie nannte. Man hat das Gefühl, das iſt nicht *gemacht*, es *iſt*, iſt unmittelbar, wie es auch ſei; es ſind lebendige Geſtalten *und* Gedanken, nicht Schemen oder Abſtractionen. Zunächſt iſt mir freilich wieder bemerkbar geworden die rückſichtsloſe Schärfe des Gerichts, das der Dichter an ſeinen Geſchöpfen, und in ihnen an der Zeit ausübt. In ſeine Figuren ſich zu verlieben, war ſeine Sache nicht; vielmehr ſcheint die Ironie Tieck's in ihm Fleiſch und Blut ge-

worden. Ihr verfallen alle Charaktere, der wohlmeinende Held Hermann, dessen hülfreiche Vielthätigkeit komisch und tragisch das Uebel mehrt oder schafft, der, die lebendige Lüge unter Augen, einen Verein für Wahrheit gründet, und über seinen Idealen überall in die Gefahr der schwersten Versündigung hineingeräth; dieser ahnenstolze Herzog, der sich überzeugen muß, daß seine Ahnen Fälscher waren, wie der tugendstolze Bürger erkennen muß, seine gepriesene reine Ehe sei der Ehebruch gewesen; es ist ein Gericht, das schonungslos gerade an der Sentimentalitätsperiode unserer gepriesenen Litteratur vollzogen wird. Der Titel Epigonen ist eine Zusammenfassung jener nicht minder erschütternden welthistorischen Wahrheit, daß die Sünden der Väter an den Kindern heimgesucht werden. Doch noch etwas Anderes scheint mir darin zu liegen. Die Ironie bethätigt sich gewissermaßen als eine freie Macht, eine objektive. Dem Dichter selbst wächst sie über den Kopf, und auch er verfällt ihr. Hier, wie urkräftig sonst auch immer, erscheint er selbst als Epigone. Ist nicht dieser Hermann ein ins 19. Jahrh. übersetzter Wilhelm Meister? Herzog und Herzogin, Graf und Gräfin von hier, Flämmchen und ihre Alte eine bizarre Mignon und Barbara, Medon eine Art von Jarno? Nur die Schauspielerwirthschaft hat natürlich den politischen Motiven der Gegenwart weichen müssen. Immermann selbst hat, wie Sie besser wissen als ich, über seine eigenen Werke fast strenger geurtheilt als die Kritiker, und andre Dichter über die ihren je gethan haben: fast zu streng, wie die factische Unvollständigkeit seiner gesammelten Schriften beweist, die eigentlich nur eine Auswahl ist. Auch jetzt wieder habe ich darin seinen Kaiser Friedrich vermißt, den ich aufs Neue gelesen habe. Bei den scharfen charaktervollen Umrissen seines Alexis und des späteren Trauerspiels in Tyrol, kann ich mir denken, daß ihm jene Tragödie noch zu episch war, aber diese Verleugnung hat sie wahrlich nicht verdient; auch jetzt noch steht sie unter den spätern historischen Dramen oben an, aber freilich für den großen Haufen ist es Caviar! Doch schon viel zu viel habe ich Ihnen vorgeredet, da ich kaum ahne, wie Sie meine

Expectorationen über Immermann aufnehmen werden. Ohnehin darf ich Ihre Geduld nicht mißbrauchen: mit manchem Anderen, was mir noch etwa in der Feder ſteckt, im Anſchluſſe an unſern Meinungsaustauſch, verſchone ich Sie dieſes Mal, ſo verlockend mir auch die Verſuchung iſt. Nur den Glückwunſch erlauben Sie mir noch auszuſprechen, daß es Ihnen abermals gelungen iſt, ein größeres dichteriſches Werk zum Abſchluſſe zu bringen; das iſt ein Stück Leben, das der am Beſten in ſeiner Bedeutung zu würdigen weiß, deſſen Leben vornehmlich eine Arbeit in Stückwerk iſt. — — — — —

Görlitz, den 21. September 1866.

Obwohl ich, mein hochverehrter Freund, noch vor Ende dieſes Monats auf einige Zeit nach Berlin zu kommen und mich dort des Wiederſehens und der perſönlichen Begegnung mit Ihnen zu erfreuen hoffe, möchte ich mich doch gern zuvor der mich bedrückenden Schuld zu entladen ſuchen, Ihren bereits im März d. J. empfangenen, ſo überaus inhaltreichen und in ſeiner Fülle an Geiſt und Tiefe der Betrachtungen wahrhaft erquickenden Brief noch nicht beantwortet zu haben.

Doch kann ich mich eigentlich nach den Ereigniſſen und Erlebniſſen, die zwiſchen damals und dem heutigen Tage liegen, nur halb einer Schuld zeihen. Zunächſt hatte bald nach dem Eintreffen Ihres Briefes eine ſehr erhebliche andauernde Steigerung meines chroniſchen Leidens meine Fähigkeit zu Allem, was einen friſchen thätigen Aufſchwung des Geiſtes forderte (und gehörte eine einigermaßen würdige Antwort auf einen ſolchen Brief nicht darunter?) gelähmt; während ſich draußen die Wolken am politiſchen Horizonte, die auf den nahen Ausbruch des bevorſtehenden Krieges deuteten, immer bedrohlicher thürmten. Mitten in der darauf folgenden Spannung der ſich in und um unſern friedlichen Wohnſitz her durch die Anſammlung der Armee des Prinzen Friedrich Karl vorbereitenden ungeheuern Entſcheidung, dem Einquartierungstrouble u. ſ. w., oder gar in der Spannung jener hocherregten Tage, wo die Würfel ſo nahe von uns

Grenzbewohnern und unmittelbar über unser persönlichstes Schicksal fielen, war es mir aber geradezu unmöglich, die contemplative Ruhe und Stimmung zu finden, wie ich sie zum Fortweben des Gewebes eines Briefwechsels wie des unsrigen, bedurfte. Die Erregung und Erhebung dieser unvergeßlichen Tage hatte etwas so begeisternd Absorbirendes und absorbirend Begeisterndes, daß nur für das Lesen der Zeitungen, die Erkundigung nach eingetroffenen Telegrammen, das unermüdliche Durchdenken und unerschöpfliche Ausdenken des Vernommenen noch Interesse und Sinn blieb, ja daß selbst das körperliche Unbehagen der traurigsten Nachtstunden sich von dem Nachsinnen über die fast unfaßbaren Erfolge durchleuchtet und in einen Zustand der Freude und des Glückes verwandelt fand. Und auch nachdem sich das Unerwartete, Gewaltige, weltumgestaltend Herrliche vollendet hatte, galt es erst noch längere Zeit, sich zu sammeln, sich in dem neuen Dasein, in das wir uns versetzt fühlen, zurecht zu finden, um die Fäden aus der früheren Existenz herüber zu neuem Gewebe anknüpfen zu können. Und noch immer fühle ich mich Ihnen, mit dem ich heute zum ersten Male in dem neuen Dasein unter Anknüpfung an vorher Gewesenes und Besprochenes verkehren soll, als ob es darauf ankomme, mit andern Organen und in einer andern Sprache, unter dem Lichte einer andern Sonne und eines andern Mondes, als womit und worunter wir früher verkehrten, zu schreiben.

Es ist für uns Bewohner von Görlitz, die wir uns für den Fall eines minder glücklichen Ausgangs unter den durch die Schaaren Benedek's zunächst Bedrohten befanden, nicht ohne Stunden ernster Beunruhigung abgegangen. Die Begehung „hussitischer Greuel", die nach den Berichten aus Böhmen in der Kölnischen Zeitung von Seiten der fanatisirten Czechen und Slaven, wenn es ihnen gelingen sollte, auf preußisches Gebiet vorzudringen, in Aussicht gestellt wurden, konnte auch nur als Bild und Vorstellung nicht anders als höchst unheimlich wirken. Doch war schon wegen der eingetretenen Steigerung meiner körperlichen Reizbarkeiten und der daraus entspringenden Bedürfnisse von

häuslicher Bequemlichkeit und Pflege an Flucht nicht wohl zu denken. Auch kann ich mich jetzt nur dankbar gegen Gott empfinden, daß es dazu nicht gekommen ist. Hat doch gerade die größere persönliche Betheiligung an den siegreichen Erfolgen unsres Heeres, die größere Nähe an dem Schauplatze des Krieges, den Eindruck noch in einer Weise erhöht und belebt, wie ich es jetzt um Vieles nicht missen möchte.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — Doch ich muß diese Besprechung auf unsre hoffentlich nahe persönliche Verhandlung von Mund zu Munde versparen. Auch hinsichts des überreichen Inhalts Ihres letzten Briefes wird sich dann die erwünschteste Gelegenheit zu eingehender Erörterung bieten. Haben Sie Dank für alles Anerkennende und Treffliche, was Sie über die Dichtungen Immermann's, besonders über dessen Merlin, sagen, den auch ich unter die höchsten, wenn auch noch im Schachte des Verkennens ruhenden Kleinode unserer Literatur zähle. Sie haben gar recht mit Ihrem köstlichen Worte, daß der Blitz, auch wenn er nicht zünde, doch Blitz bleibe. Und hat hier nicht der Blitz, ein Vierteljahrhundert nach dem Scheiden des Dichters noch in Ihnen so tief, so stark, wie es der Dichter nur wünschen konnte, gezündet? Sollen wir nicht hoffen, daß es auch in fünfzig, in hundert Jahren an dem einen und andern empfänglichen Gemüthe, das sich davon ergreifen und begeistern läßt, nicht gebrechen werde? Wahrlich, wer sich in einer so viel producirenden, so mit schriftstellerischen Leistungen überflutheten Zeit wie die unsrige, nicht, bevor er zur Feder greift, mit der Aussicht zu bescheiden weiß, auch bei höchster Anstrengung und gelungenster Leistung nur für eine kleine Folge von einzelnen empfänglichen Geistern und Herzen zu arbeiten, möchte überhaupt besser thun, Kopf und Hand gleich von Anfang an in Ruhe zu lassen.

Und vielleicht kommt einmal früher oder später für jenes herrliche Gedicht der Berufene, der für diese größte Schöpfung Immermann's thut, was einst Addison für das „paradise lost“ und Tieck für Kleist gethan und dem deutschen Volke die Einsicht

erschließt, welchen verborgenen und vergessenen Schatz es darin besitzt. Wie, wenn Sie selbst, mein verehrter Freund, dieser Berufene wären? Das Wort eines Literarhistorikers von Ruf und Bedeutung, der sich mit Nachdruck und überzeugender Wärme für das Werk eines seit geraumer Zeit verstorbenen Dichters erhöbe, zu dem er in keiner persönlichen, ihn einer parteiischen Theilnahme verdächtigenden Beziehung gestanden, könnte an der rechten Stelle gesprochen vielleicht mit der Kraft einer Todtenerweckung (NB. der Todte wäre hier nicht das Gedicht, sondern das Publikum) wirken. Und welche größere Befriedigung außer der, ein solches Werk gedichtet zu haben, könnte es wohl geben als die, ihm eine gerechte Würdigung unter seinem Volke zu schaffen? Einige für Sie dabei möglicher Weise brauchbare Notizen würden Sie in einem Aufsatze finden, den ich selbst bald nach Immermann's Tode in den Blättern für literarische Unterhaltung (Jahrgang 1841 Nr. 226 ff.) veröffentlicht habe.

Sie werden mir, fürchte ich, entgegenhalten, wie wenig Ihr Buch über Tieck zu einer Wiedereinsetzung desselben in den ihm gebührenden Stand der Anerkennung gefruchtet. Und ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll, außer daß gerade Tieck bei der gegenwärtigen ungerecht ungünstigen Strömung der Geistes- und Geschmacksrichtung wider ihn am schwierigsten und weit schwieriger als Immermann zu vertreten war, und daß zuweilen ein kürzerer Aufsatz in einem gelesenen Blatte mehr als ein selbstständiges Werk in zwei Bänden vermag.

Görlitz, den 16. November 1866.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe Ihr Werk nicht bloß einmal, sondern zweimal mit Achtsamkeit und hoher Befriedigung, welche letztere sogar sich bei der zweiten Lesung noch gesteigert hat, durchlesen. Empfangen Sie meinen aufrichtigen Glückwunsch darüber. Es könnte scheinen, als ob ich es darauf anlege, mein beifälliges Urtheil mit einer Grobheit zu würzen, wenn ich sage, daß ich Ihre

Schrift über meine Erwartung gefunden. Aber wie hätte ich aus Ihren biographiſchen und literarhiſtoriſchen Schriften über Tieck und Kleiſt die Erwartung auf eine ſo plötzliche Bethätigung als politiſcher Autor von dieſer Bedeutung herausleſen ſollen. Muß ich doch Ihre Schrift nicht bloß wegen der gelungenen markigen Durchführung der geſtellten Aufgabe, ſondern auch wegen der Raſchheit dieſer Durchführung, der ſchnellen Sicherheit des Um- und Einblicks bewundern, womit Sie es erreicht haben, Ihre Aufgabe in einer Weiſe zu bewältigen, die höchſtens hier und da, in einzelnen ſtyliſtiſchen Unklarheiten, eine Spur von Eile bemerken läßt. Man ſollte glauben, daß es wer weiß wie langer Studien, oder doch Anfriſchungen früherer Studien hätte bedürfen müſſen, um eine ſo bedeutende Arbeit mit ſo ſcharf einſchneidender Gediegenheit zu Stande zu bringen. Es ſind darin Stellen, die durch ihre gedrängte eindringliche Kraft an den Styl des Tacitus erinnern und in denen zuweilen etwas von der herben Ironie des Juvenal auf das wirkſamſte anklingt. „Mit größter Freude, Befriedigung und Anerkennung," ſchreibt uns eine Freundin aus Berlin, „habe ich: das Ende der Kleinſtaaterei von R. Köpke geleſen, eine Schrift, welche glänzendes Zeugniß ablegt für die ſoliden hiſtoriſchen Kenntniſſe des Verfaſſers, für ſeinen politiſchen Blick und die rüſtige Geſtaltungsfähigkeit ſeiner Feder. Die Sprache iſt warm, treffend und nicht ſelten von edelſter Schönheit. Man hat hier im engen Raume überſichtlich beieinander, was Preußen ſeit langer Zeit an Unbilden gelitten, welche Zumuthungen es erfüllte, welche Beeinträchtigungen geduldig ertragen hat. Die frechen, ans Unglaubliche ſtreifenden Verläumdungen aus dem öſterreichiſchen Lager ſind nur die Giftblüthe einer zähen perennirenden, markausſaugenden Schmarotzerpflanze, die mit ihren Polypenarmen den aufſtrebenden Stamm zu erſticken ſuchte. Preußen hat dagegen freilich nicht wie Herkules in der Wiege ſchon ſich der Schlangen erwehrt, die ſeinen Genius umſchnürten; aber wohl uns, wenn dem Manne wenigſtens die Hydra erliegt, welche Deutſchlands Zukunft ſtets von neuem bedrohte." —

„Neben allem Uebrigen," fährt die Freundin fort, „freut es mich, ausgesprochen zu sehen, daß Bismarck nicht zu allen Zeiten derselbe gewesen ist, wie seine Bewunderer behaupten, seine Gegner ihm aber zum Vorwurfe machen. Lernen, sich bilden, und entwickeln ist menschlich schön, richtig und weit ehrenvoller als eine verstockte Prinzipienreiterei. Nur Minerva entsprang dem Haupte des Zeus in voller Rüstung — des Menschen edles Loos aber ist Arbeit und auch das Genie muß seine Waffen selbst schmieden. Ferner wird in dem Köpke'schen Werke ein ungerechter Vorwurf beseitigt, gegen den ich mit schwacher Kraft stets anzukämpfen versuchte; nämlich, daß man oft zu früh Aussprachen und Darlegungen verlangte, von denen der Verfasser sagt: Der Staatsmann, welcher im Voraus die Glocke künftiger Thaten läutet, ist keiner, sondern ein doctrinärer Phrasenmacher, im besten Falle ein Idealist und kann sicher sein, von allem Erstrebten nichts zu erreichen. Bismarck hat dagegen, meines Erachtens, den Fehler begangen, Vertrauen zu fordern, ohne sich vorher achtungsvoll um dasselbe bemüht zu haben. Nun das liegt jetzt hinter uns. Die Irrthümer sind glänzend gesühnt und kein guter Preuße wird dem klugen Steuermann durch klippenvolles Meer fortan seine zustimmende Bewunderung versagen!"

Ich habe Ihnen das Urtheil der verehrten Freundin in seinem ganzen Umfange mitgetheilt, weil ich hoffte, Ihnen dadurch Freude zu machen. Doch will ich auch einen Hintergedanken, den ich dabei gehabt, nicht verleugnen. Es wäre mir sehr erwünscht, der trefflichen, geistvollen, hochsinnigen Frau, die sich manchmal in Berlin sehr vereinsamt an edlerem Umgange fühlt (denn der Umgang mit Schnaase, mit dem sie nahe befreundet ist, kann wegen der großen Kränklichkeit desselben nicht, so wie sie es wünschte, genossen werden) die Freude und den Genuß Ihrer Bekanntschaft zu verschaffen. Ich weiß nun zwar nicht, ob es Ihnen aus Rücksicht auf Zeit und andre Verhältnisse gelegen kommen würde, noch wie sich, wenn Sie Lust hätten, die erste Anknüpfung machen soll. Doch will ich Ihnen für jetzt wenigstens den Namen der Freundin angeben, die schon in den

reichſten Tagen unſerer Düſſeldorfer Vergangenheit zur Lebenszeit Immermann's als junge ſchöne geiſtvolle Frau in dem Immermann-Schnaaſe-Sybel'ſchen Kreiſe mit uns verkehrt hat und uns ſeitdem treu verbunden geblieben iſt. Es iſt die Gattin des in Ruheſtand verſetzten Generals von Meyerink, der ſelbſt ein umgänglicher Mann von geſundem Sinn und offenem Kopfe iſt.

— — — — — — — — — — —

Berlin, den 27. Dezember 1866.

Ihr letzter Brief, hochgeehrter Herr und Freund, war ſo reich an Mittheilungen ſowohl an als über mich, daß ich ihn wohl für zwei hätte rechnen, und darum um ſo eher antworten ſollen. Indeß auch der beſte und dankbarſte Wille wird gehemmt, und die Zeit, die unſern Schritt oft nur allzuſehr beflügelt und uns die ſchiefe Ebene abwärts, abwärts! treibt, legt uns dann wieder Feſſeln an, wo wir am ſchnellſten ſein möchten. Aber dieſes Jahr ſoll denn doch nicht zu Ende eilen, ohne daß ich nicht Ihnen noch ein Wort geſagt hätte, wie dankbar ich für Frau von M.'s theilnehmende und eingehende Kritik meiner politiſchen Schrift ſei. Wie angenehm und ermuthigend mir ſolche Zuſtimmung ſein müſſe, werden Sie leicht ermeſſen. Es will mir überhaupt ſcheinen, als wenn ein Schriftſteller kaum ein dankbareres und geiſtig mehr mitarbeitendes und auffaſſendes Publikum finden könne, als unter den Frauen; vorausgeſetzt, daß es ihm gelungen iſt, irgendwo eine ſympathiſch klingende Saite anzuſchlagen; denn andrerſeits wird es kaum ſchonungsloſere Kritiker geben und heftigere Gegner als unter ihnen. Aehnlich, wie Sie, theilte mir Raumer früher einmal in Abſchrift einen Brief der Frau von Lüttichau über mein Leben Tieck's mit. Ich bewahre ihn auf als die wahrſcheinlich beſte Kritik, die mein Buch erfahren hat; nicht gerade darum, weil ſie des Lobes voll iſt, ſondern weil mir keine vorgekommen iſt, die ſo — ſoll ich ſagen mit Ahnung oder Scharfblick? — in die Tiefen meiner eignen Stimmung eingedrungen iſt, aus der heraus ich geſchrieben

hatte. So auch hier. Es ist die tiefe und feinfühlende Zustimmung derer, die auf denselben Ton gestimmt sind wie wir selbst. Aber eine politische Schrift dieser Art möchte einer Rede gleichen, die auf dem Forum oder der Agora an die ἄνδρες Ἀθηναῖοι gehalten wird, von den Dächern möchte sie predigen, um ihre Pfeile in die fernsten Kreise entsenden zu können; sie möchte Propaganda machen, Wirkungen hervorrufen. Zwar höre ich in verschiedenen Buchhandlungen, sie gehe sehr gut, und es scheint in der That einige Aussicht auf die Erschöpfung der Auflage: doch was wollen 1000 Exemplare am Ende sagen bei einer Schrift von so mäßigem Umfange? Denn auch dieses Mal, — so sehr ich auch Veranlassung habe, für Theilnahme und wohlwollende Zustimmung im Einzelnen dankbar zu sein, eben so sehr bin ich doch auch andrerseits in meinen alten Erfahrungen und in meiner Polemik bestärkt worden gegen die Mittel, welche die öffentliche litterarische Meinung bedingen, und die Art, wie man sie anwendet. Es ist Alles Clique und Claque! Wer nicht zu der einen oder der andern gehört, wird zu Boden getreten, oder was vielleicht noch schlimmer ist, zu Tode geschwiegen, er mag süß oder sauer predigen. Da macht die Parteifarbe der Zeitungen keinen Unterschied, ob Demokraten oder Feudale, sie alle unterliegen demselben Fluche, der Geldmacherei, dem persönlichen Klatsch- und Intriguenwesen, der Indolenz. Nehme ich die eine Spener'sche Zeitung aus, die meinen Artikeln stets ihre Spalten freundlich geöffnet hat (natürlich ohne daß ich irgend welche Forderungen dafür erhoben hätte), so kann ich nur sagen, fast alle Exemplare meiner Schrift, die ich den verschiedenen Redactionen zur Besprechung gesendet habe, sind wie in den Brunnen gefallen. Man findet es in der Ordnung, wenn der Verfasser eine lobende Selbstkritik einsendet und gehörig bezahlt, aber wundert sich höhnisch über den gutmüthigen Schwärmer, der von dem warmen Ausdrucke einer unabhängigen Ueberzeugung eine sonderliche Wirkung erwartet. Was ist die Wahrheit? Das Geheul der Wölfe, mit denen man heulen muß, weil sie die Majorität haben! Aber vor der Welt, officiell geberden sich die Herren,

als seien sie die Oberpriester und Muftis im Tempel der ewigen Gerechtigkeit, und Presse und Druckerschwärze die letzte Offenbarung des heiligen Geistes! Aber nicht bloß die kleinen Geister knien vor diesem Götzen; machen es doch viele gelehrte und weise Professoren nicht anders, die in ihren Büchern und Auditorien den Weltgeist spazieren führen. Beleuchten und beräuchern lassen sie sich von der Spiritusflamme, die sie mit ihren eignen Feuerzungen angezündet haben, um sich dann hinterher mit dem profanum vulgus über den Effekt zu wundern. Doch ich klage an, und sollte mich zunächst selbst anklagen. Denn was werden Sie dazu sagen, daß ich noch nicht dazu gekommen bin, Frau v. M. für ihre theilnehmende und ermuthigende Kritik meinen Dank zu sagen? Denn noch habe ich sie nicht gesehen, obwohl ich wiederholt mit Frau GR. Rüdiger gesellig zusammen gewesen bin; einmal auf einer ihrer Soireen oder routs, wo vom Prinzen bis zum jugendlichen Feuilletonisten alle Farben, Stufen, Röcke, Namen und Capacitäten vertreten waren. Hoffentlich finde ich noch Gelegenheit mich auszusprechen, denn ich nehme an, daß Ihre Mittheilung ohne Indiscretion besprochen werden darf. Inzwischen habe ich auch Ihren Roman: der Bruder der Braut, gelesen, wie Sie denken können, mit ebensoviel persönlicher als gegenständlicher Theilnahme. „Es ist Caviar für's Volk!" Dieser Gedanke hat mich dabei begleitet: das werden Sie nach meinen obigen Expectorationen nicht mißverstehen. Auch meine ich, wer so mit dem tiefsten Ernste der Poesie und Wissenschaft gerüstet dem flachen Tagesgeschmacke Trotz bietet, erwartet keine Lorbeeren im Sinne einer Mühlbach. Schon das Problem, so möchte ich es nennen, das Sie vor uns im Roman entwickeln, die Möglichkeit der Sühne, der sittlichen Entlastung und Herstellung von schwerer Schuld, ohne äußere Genugthuung, ist von einer solchen Tiefe, und dabei von einer psychologischen Zartheit, daß es unter den Lesefäusten unserer Leihbibliotheken zerbrechen muß. Aber freilich wer die menschliche Natur in ihren Tiefen und Abgründen kennt, oder studiren will, der findet hier einen unendlich reichen Stoff, eine Fülle von Anregungen. Religion, Christen-

thum, Geſchichte, Kunſt, der Menſch in allen ſeinen Beziehungen kommt zur Sprache; am Ende iſt es das große Weltproblem ſelbſt in einem einzelnen Fall. Ein Modenovelliſt würde eine nervenzerreißende Kriminalgeſchichte daraus gemacht haben; gerade im Gegentheil haben Sie Kriminaljuſtiz und Polizei ſorglichſt fern gehalten; nicht von dem Verbrechen, von der Schuld in ihrer tiefſten Bedeutung gehen Sie aus. Doch es gäbe hier ſo viel zu ſagen, daß man Seiten lang ſo fortfahren könnte, und ich muß zu Ende eilen; denn ſchon länger vielleicht als angemeſſen, habe ich Sie in Anſpruch genommen. Wie ſchön iſt unter den einzelnen Zügen, was Sie über Schiller's Kunſtidealismus und ſeine Kunſtgedichte ſagen; es hat mich lebhaft an verwandte Gedanken über ſeine Götter Griechenlands erinnert, die mir immer als der Ausdruck einer tiefen Sehnſucht nach religiöſem Glauben erſchienen ſind, ein Glaube, der gegenſtandlos geworden iſt, und das verlorene Paradies nun vergebens ſucht. Welche reine Geſtalt iſt Ihr Willmuth: man meint unter den erſten Jüngern Fichte's oder Schleiermacher's das Urbild ſuchen zu müſſen, etwa in jenem, dem Fichte's Anweiſung zum ſeligen Leben zum ſchützenden Panzer gegen die feindliche Kugel ward. Gerade dieſe merkwürdigſte Seite jener Zeit, wo der Muth der Wiſſenſchaft zum ſtreitfertigen befreienden Waffenmuthe ward, habe ich bei meiner Geſchichte der Gründung der Univerſität Berlin aus ſeiner Quelle zu ſtudiren Veranlaſſung gehabt.

Von unſerm Neſtoriſchen Freunde Raumer lege ich, falls Sie es nicht kennen ſollten, das jüngſte friſcheſte Blatt bei; in väterlicher Freundſchaft hat er es für mich geſchrieben. Semper idem! Wie vor einem Menſchenalter! — — — — — — — — — — — — — — — —

Görlitz, den 18. März 1867.

Es wäre ganz unverzeihlich, mein verehrter Freund, daß ſich meine Antwort auf Ihren letzten, mir ſo hocherfreulichen Brief ſo lange verzögert hat, wenn nicht die beigehende mehr-

bändige literariſche Neugeburt*) mir einigermaßen zur Entſchuldigung dienen dürfte. Hat mich doch der Druck derſelben in weit höherem Grade und Maße, als ich vorausgeſehen, in Anſpruch genommen, da ich bei der durch die Correctur veranlaßten genauen Prüfung des Einzelnen, und in Folge des Ihnen bekannten ganz veränderten Lichtes, in welches der Druck das Geſchriebene ſtellt, weit mehr zu überarbeiten, auch wohl zu berichtigen fand, als ich vorher erwartet hatte. Auch glaubte ich nach dem Schluſſe des Druckes mir noch einen kurzen Aufſchub geſtatten zu dürfen, um meinen neueſten Schöpfling gleich meiner Antwort beilegen zu können. Sei Ihnen denn der neue literariſche Weltbürger zu gewogener Aufnahme empfohlen! Möge er ſich Ihrer Gunſt in ähnlicher Weiſe, wie ſich mein Bruder der Braut deren zu erfreuen gehabt hat, würdig erweiſen! Das beigefügte Packet, das ein Exemplar für unſern alten gemeinſamen Freund enthält, bitte ich mit den herzlichſten Grüßen von mir und meiner Frau an ihn und ſeine Familie dem verehrten Herrn Adreſſaten**), in deſſen Hauſe ja der erſte Quell zu dieſem Werke entſprungen iſt, zugehen zu laſſen.

Die ſchönen Worte, die ich in Ihrem Briefe über meinen Bruder der Braut gefunden, haben mir überaus wohlgethan. Wie hätte ich auch das ehrenvolle Zeugniß, „mit dem höchſten Ernſte der Poeſie und Wiſſenſchaft gerungen zu haben", von einem kompetenteren Richter empfangen können; um ſo mehr weil Ihre Studien ſich ſpeciell auf die Zeit und die Verhältniſſe, die den Gegenſtand jenes Romans bilden, gerichtet haben. Ich habe mich, wie die Umſtände nun einmal ſind, darin befriedigen lernen, daß mir von Zeit zu Zeit ſolch eine Stimme der Ermunterung, wie jetzt die Ihrige, zutönt; eine von den Stimmen, die, wenn man nach dem Werthe, nicht nach der Zahl mißt, wohl ein dichtgefülltes Parterre von klatſchenden Zuſchauern, oder ein dichtes Gedränge von Nachfragenden an allen Leihbibliotheken

*) Eleazar.

**) Friedrich von Raumer.

der Residenz aufwiegt. Die Befriedigung an solch vereinzeltem Beifalle, auch dem gewichtig werthvollsten, bleibt freilich immer nur ein „sich mit Ergebung genügen lassen", da, wie Sie in einem früheren Briefe sehr richtig bemerken, zwar der Blitz nicht aufhört, Blitz zu sein, auch wenn er nicht zündet, ein dichterisches Werk aber, was auch davon zu rühmen sein mag, seiner Bestimmung erst dann entspricht, wenn es das Gesammtleben der Zeit und des Volkes, wofür es gedichtet ist, ergreift, auf dieses Gesammtleben erwärmend und begeisternd einwirkt, sich als von Einem Fleische und Blute damit, als ein Ausdruck der Mächte und besten Lebenskräfte, die darin thätig sind, bewährt. Auch kenne ich nur zu gut den Grund, der einer Verbreitung und Wirkung meiner Schriften in weiteren Kreisen entgegengestanden hat, und daß sich mein Holm, wie mein Bruder der Braut, ihrem innersten Gehalte nach, weit mehr im Gegensatze als im Einklange mit der geistigen Gesammtrichtung unserer Tage und den darin herrschenden Mächten befinden. Ich weiß, wie wenig sie auf Beifall von Seite einer pantheistischen, kritisch negirenden Weltbetrachtung zu rechnen haben, kenne die Art von Schauder, der (nach der Bemerkung Moriz Carriere's) den aufgeklärten Philister überläuft, wenn er was von „Religion" in einem Buche wittert; während andrerseits unsern pietistisch Frommen in der Regel die Fähigkeit abgeht, sich in ein Dichtwerk, das die Welt nicht vom einseitigen Standpunkte ihrer Tractätchenliteratur auffaßt, zu finden. Ich kenne und weiß das Alles — weiß es schon längst; und doch — muß ich es darauf ankommen lassen. Ob sich die religiösen Ideen in der Weise, wie ich sie vertreten habe, je eines allgemeineren Eingehens des deutschen Publikums auf sie werden getrösten dürfen, ob sich die von dieser Seite her ganz unerwartete und anscheinend unerklärliche Vorhersagung Theodor Mundt's in seiner Literaturgeschichte, daß mein Holm vielleicht später einmal mehr gelesen werden würde als jetzt, erfüllen soll oder nicht, das muß ich in die Hand Gottes legen und kann, auch wenn es nicht geschieht, nicht bereuen, daß ich den Weg genommen, auf dem ich gegangen bin.

Ich habe in Vorſtehendem ſo viel von mir und meinem Schaffen geſchwatzt, daß kaum noch etwas von Raum zur Beſprechung der wichtigen Angelegenheit, die in dieſem Augenblicke in Berlin verhandelt wird, bleibt. Auch iſt ja zum Glück in Beziehung darauf (wenn man ſeine Hoffnungen und Wünſche nicht idealiſtiſch überſpannt, ſondern praktiſch mäßigt, vor Allem aber ſich zu beſcheiden weiß, nicht ſchon vom Frühlinge die Früchte des Herbſtes zu fordern) nur Hoffnung und Freude, nur theilnehmende Begeiſtrung zu äußern. Vornehmlich hat ſich an Bismarck ſelber das von ihm angerufene Dichterwort, daß der Menſch mit ſeinen größeren Zwecken wachſe, auf das glänzendſte bewährt. Alles, was bei den Verhandlungen von ſeinen Lippen gegangen, trägt das Gepräge davon. Und auch die Reden Braun's, Miquel's, Vincke's u. A., der ganze Geiſt, den man in der überwiegenden Mehrzahl der Verſammlung waltend fühlt, es iſt Alles ſo, daß man ſich mit Vertrauen den froheſten Ausſichten hingeben darf. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Berlin, den 29. April 1867.

Daß man doch ſtets nicht zunächſt thun kann, was man am liebſten thäte, um dafür etwas Andres thun zu müſſen, was man lieber unterließe! So geht es in großen wie in kleinen Dingen. Es iſt eine uralte melancholiſche Klage, mit der ich auch meinen Brief an Sie, hochgeehrter Herr und Freund, beginnen muß. Wie gern hätte ich Ihnen längſt ein Wort des aufrichtigſten Dankes geſagt für Ihr ſchönes Geſchenk, und Ihnen auch dazu Glück gewünſcht, große Gedanken und Bilder, die Ihre Seele Jahre lang erfüllt, mitunter aber auch gewiß belaſtet haben, in dieſer Weiſe zum Abſchluß und zur Darſtellung gebracht zu haben. Am Ende wird es eine That der Befreiung, wenn man im Stande iſt ein Stück Leben ſo aus ſich heraus zu ſetzen, um es dann als etwas Gegenſtändliches ruhigeren Auges betrachten zu können. Ich wünſchte, ich wäre auf meinem

in andrer Weise mühseligen Gebiete auch bei diesem Punkte angekommen, und könnte von mir Gleiches sagen. Unter Anderem würde ich dann auch Ihnen längst geschrieben haben. So habe ich mich mit peinlichen Arbeiten im Detaildienste der Wissenschaft geplagt, bei dem man die Seele einschnüren muß, so daß ihr die Lebensluft vollends ausgehen möchte. Man ist dabei in Gefahr, Sinn und Organ für Besseres zu verlieren. Indeß habe ich doch noch so viel Zeit und Kraft zu retten gesucht, um Ihr Buch zu lesen. Aber freilich ist auch das kein Werk, das man nebenher lesen sollte; wo so die gewaltigsten Mächte, die je in der Welt erschienen sind, in Bewegung gesetzt werden, da müßte man aus ihrer Darstellung ein Studium machen, um die furchtbare Gewalt der Dinge und den tiefen Ernst, mit dem sie aufgefaßt sind, ganz zu würdigen. Doch meine ich zu erkennen, in dem Charakter Ihres Eleazar haben Sie jenem wild verzweifelnden und sich selbst im Tode noch zerfleischenden Judenthum die edelste Seite abgewonnen, die möglich war. Es ist ein heroischer Vertreter jener merkwürdigen irrigen Verbindung von Nationalität und Religion, wo die eine das andre ist und wird, und beide sich gegenseitig emporheben zu den gewaltigsten Kraftäußerungen, deren der Mensch überhaupt fähig ist; die ihn aber eben darum zum Untergange fortreißen müssen, wenn sie nicht zum Siege führen, weil eine dauernde Existenz dieser Art übermenschlich, unmöglich ist. Da schlägt die nationale Opfergluth empor als helle Flamme des Fanatismus, die zuletzt Alles in eine große Brandstätte verwandelt, das letzte Brandopfer, das die Verzweiflung dem unverstandenen Gotte darbringt. Ein jugendlicher Gideon könnte Eleazar sein, aber das Schwerdt des Herrn ist stumpf geworden, und das Feuer, das er vom Himmel schickt, fällt auf die Stadt der Propheten selbst und die Enkel jener, die da blutgierig riefen, sein Blut komme über uns und unsre Kinder! Doch mitten in diesen Greueln bewahrt man Eleazar den Antheil, den man an einer großen Natur nimmt, die in einer furchtbaren Verwicklung der Dinge gerade durch ihre edelsten Eigenschaften nothwendig dem Untergange entgegen geführt

werden muß. Faſt möchte ich darum glauben, er ſei mehr ein tragiſch dramatiſcher Held als der Held eines Romans. Den kühnen und ſcharfen Zügen gegenüber, in denen er dargeſtellt iſt, bildet den trefflichſten Gegenſatz der Held des Chriſtenthums, die milde Geſtalt des Joram, der mit den Seinen jenes Reich vertritt, das da kommen ſoll und hinausgeht über Juden und Römer. Doch eigen genug, — und wie oft geht es dem Menſchen nicht ſo? — während man ihm zuſtimmt, und ſeinen Frieden ſelbſt erſehnen möchte, weilt das größere Intereſſe bei jenem, der verzweifelnd mit dieſer Welt ringt und in ihr Angſt und Noth erduldet. Sehr ſchön iſt die Epiſode mit dem Apoſtel Johannes, ſie eröffnet den tiefſten Hintergrund. Nebenher habe ich bewundert, welche bedeutende Studien der Zeitgeſchichte des Joſephus Sie gemacht haben müſſen, in Beziehung auf Ereigniſſe und Perſonen, und was noch ſchwieriger iſt, für die Lokalität Jeruſalems und Paläſtinas. Nun giebt es ja freilich hier eine faſt unüberſehbare Literatur; aber es iſt doch etwas ſehr verſchiedenes, das Lokal ſchrittweiſe ausmeſſen und beſchreiben, oder ein großes Geſammtbild in allgemeinen und doch ſo verdeutlichenden Zügen hinzuſtellen, daß dem Leſer mit einem Blick der Hintergrund, die Umgebung klar werde, in der ſich die Geſtalten bewegen. Denn eben nur beſchreiben ſoll die Poeſie nicht. Ich widerſtehe hier der Verſuchung, eine andre Frage bei der Erwähnung des hiſtoriſchen Fundaments hineinzuziehen, die leicht Ihnen Alles, was ich geſagt habe, verdächtig machen könnte; wo nämlich die Grenze der Geſchichte und des hiſtoriſchen Romans zu ziehen ſei: auch in der Darſtellung, in der Sprache. Während manche Geſchichtſchreiber durch romanartige Detaillirung das Intereſſe zu feſſeln ſuchen, erzählen Sie in dem tiefernſten und getragenen Ton des Geſchichtſchreibers. Für das Leſepublikum der Leihbibliotheken iſt das freilich Kaviar, denn es will keine Bücher, die mit Sammlung und einer gewiſſen Anſtrengung geleſen werden müſſen; und dem gewöhnlichen Bildungs- und Fortſchrittsphiliſter iſt Religion freilich nicht mehr Sache der Menſchheit, ſondern ein Spielzeug für Kinder, Thoren und Pfaffen und

Bonzen: ihnen ist nicht anders wohl, als wo es recht flach ist.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— Was bei unsern Freunden Raumers in den Tagen eingetreten ist, als Sie Ihr Exemplar übersandten, haben Sie erfahren. Der Tod beginnt ein Familienverhältniß zu lösen, das er bei nur vier Personen über 55 Jahr unberührt gelassen hatte. Ein seltenes Glück: unter tausend und abertausend Fällen einer! Mich hat das Alles auf das lebhafteste an mein eigenes Verhältniß erinnert, denn auch wir waren vier Personen, die ein halbes Jahrhundert im ungestörten Verein mit einander gelebt haben. Schon darum ist mir der Aufenthalt in dem Raumerschen Hause stets ein heimischer gewesen. Auch ich habe in Frau von Raumer eine wahrhaft mütterliche Freundin verloren, so oft ich bei ihr war, bis in die Zeiten ihrer eigenen Hülfsbedürftigkeit hinein, hat sie mir eine sorgende Theilnahme bewahrt, die mir die Ueberzeugung gab, daß wenn sie mich sah, sie an ihren abwesenden Sohn dachte. Bei zunehmender Blindheit empfand sie das Leben wohl nur schließlich als eine Last, obgleich sie, wenn man ihr irgend eine anregendere Mittheilung machen konnte, wiederum so regsam und empfänglich für Alles sein konnte, daß man eine vollständig Gesunde zu verlassen meinte. Ihr Tod hatte auch darum etwas besonders Spannendes für mich, weil sie an derselben Krankheit gestorben ist, wie mein Vater. Raumer, der 86jährige, stand an ihrem Grabe wie ein Heros: er ist ein seltener Mann. Auch jetzt noch ist er unverändert, thätig nach wie vor: aber er scheint mir jetzt wie Jemand, der sich wohlüberlegt und ruhig reisefertig macht für jenes Land, von des Bezirk kein Wandrer wiederkehrt. Es war mir erschütternd, als er mir in diesem Sinne Manches von seinen Papieren gab. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Görlitz, den 2. April 1869.

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Doch werden Sie mir gewiß einige Nachsicht angedeihen lassen, wenn ich Ihnen mittheile, daß ich mich seit unsrer letzten Begegnung mehr und mehr in eine schriftstellerische Aufgabe verwickelt finde, welche — wenn ich irgend hoffen soll, mit meinem verwegenen Wagniß zu Stande zu kommen — die mir gebliebenen Kräfte und die mir von diesen noch zur Arbeit verstattete Zeit so in Anspruch nimmt, daß ich nur schwer dazu komme, mich zu einer auch von den Pflichten der Freundschaft und Dankbarkeit geforderten Abschweifung zusammen zu nehmen; besonders da Briefe für mich keineswegs unter die leicht und nebenbei abzumachenden Geschäfte gehören. Ich hätte mich auf eine solche, im eigentlichen Sinne gelehrte und zugleich so schwierig dunkle Aufgabe, wie eine Untersuchung über den Ursprung des Evangeliums Johannis ist, in so vorgerückten Jahren, und bei einem Körperstande, wie dem meinigen, vielleicht nicht einlassen sollen. Aber es ist einmal geschehen und gewährt mir anderseits soviel Anregung und tiefere Lebensnahrung, daß ich, was auch dabei herauskommen mag, kaum wünschen kann, es wäre anders gekommen.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Dagegen habe ich Ihre Schrift über Widukind mit Interesse und hoher Anerkennung der so glücklich gewählten Aufgabe und ihrer gelungenen Lösung gelesen. Die scharfe Hervorhebung und Beleuchtung der als charakteristisch in Betracht kommenden Begriffe und historischen Züge hat mich um so mehr angemuthet, weil ich dadurch zum näheren Hinblicke auf die mir in jüngeren Jahren sehr nahe getretene und mich vielfach beschäftigende, aber seitdem ganz in den Hintergrund gerückte Zeit des deutschen Mittelalters angeregt wurde. Ich kenne meinerseits kaum etwas

Aehnliches, das sich so, wie Ihr Buch, zum Hineinleben in die staatlichen und volksthümlichen Zustände einer vergangenen Zeit böte. Man könnte ordentlich zur Sehnsucht erregt werden, das hier so umfassend und gründlich gebotene Material zu einem Drama oder einer erzählenden Dichtung verwerthen zu können.

— — — — — — — — — — — — —

Berlin, den 5. April 1869.

Ihr Brief, hochgeehrter Freund, ist mir nach langem Schweigen ein so hochwillkommenes Lebenszeichen, und er enthält der Anregungen so viele, daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann, Ihnen fast stehenden Fußes einige Worte darauf zu erwidern, auch auf die Gefahr hin, Ihnen eine Störung in Ihren Arbeiten, oder das fast unangenehme Gefühl zu veranlassen, daß Sie nun einen hartnäckigen, kaum befriedigten Briefgläubiger von Neuem auf dem Halse haben. Doch allzu lebhaft hat er mich an die Stunden erinnert, die ich das letzte Mal mit Ihnen beisammen sein konnte, und mir den Glauben erneuert, daß, wären wir an einem Orte, eine ruhige tiefer eingehende Unterhaltung zwischen uns möglich sein würde, in der man sich gegenseitig suchte und fände, und die Abbilder der höchsten Dinge, auf die es überall ankommt, wie in einem gegenseitig vorgehaltenen Spiegel annähernd zu erkennen vermöchte. Sie glauben nicht, und ich bitte Sie mir das nicht als Hochmuth auszulegen, wie es mir hier, in der Capitale des allgemeinen Lebens, in der Mitte vieler berühmter Amtsgenossen und Vertreter der Wissenschaft, gerade daran fehlt. Die Einen sind, oder scheinen wenigstens, fertig, und stehen auf der Höhe des bedürfnißlosen Olympos, abgeschlossen und unnahbar; bei Weitem die meisten betreiben die Wissenschaft als Kampf, als Konkurrenz oder Parteisache; da heißt es: „Wer nicht mit uns, ist wider uns!“ und in dem allgemeinen Kriegsrufe subjectiver Rechthaberei und Willkür verhallt das Menschliche zuletzt ganz, — und schließlich steht man mitten im Lärm einsam und allein da! Doch keine Jeremiade fürwahr

wollte ich Ihnen ſchreiben; vielmehr ſollte das erſte Wort dem Danke gehören für die eingehende Theilnahme, die Sie meinem Widukind gewidmet haben; bei ſeiner ſtreng ſchulmäßigen, ſteifleinenen klöſterlichen Haltung hätte ich eine ſolche Lectüre bei einem Nichtfachgenoſſen kaum für möglich gehalten. Aber gerade ſolche Theilnahme giebt Ermuthigung, und deren bedarf ich ſo ſehr! und giebt mir die Zuverſicht, es ſei in dem Buche doch etwas, das auch über die Schule hinaus Intereſſe zu erwecken vermöge. Das entfernte Vorbild deſſelben iſt übrigens, wie Ihnen kaum entgangen ſein kann, der Gregor von Tours Ihres Freundes Loebell, der jetzt nicht ungeſchickt in erneutem Gewande erſchienen iſt. Raumer hatte mir dieſe Aufgabe zugedacht, doch habe ich ſchon all zu viel mit mir und Anderen zu thun, um noch dergleichen übernehmen zu können. Ihre Theilnahme giebt mir aber auch ferner den Muth, Ihnen beikommend mein Pendant zum Widukind zu überſenden; zum Mönche geſellt ſich die Nonne, es iſt die altbekannte Roswitha, die hier als Hrotsuit allerdings etwas barbariſch klingend auftritt; aber fürwahr keine barbara. Sie wiſſen wohl, daß ſie ſoeben die Feuerprobe einer thörichten und afterweiſen Kritik zu beſtehen gehabt hat, die ihr die geſchichtliche Exiſtenz abgeſprochen, und ihre Schriften einer humaniſtiſchen Geſellſchaft des 15. Jahrhunderts zugeſprochen hat. Dieſes Mal iſt die Hyperkritik ſchmählich zu Falle gekommen; ſchon durch die Handſchrift wird ſie aus dem Felde geſchlagen, und Alle einſtimmig, die über ſolche Dinge ein Urtheil haben, auch die ſcharfen Kritiker, ſind gegen den unglücklichen Einfall. Des politiſchen Stoffs enthalten die Verſe dieſer merkwürdigen Frau allerdings bei weitem weniger, des kulturhiſtoriſchen aber viel mehr als Widukind. Sie iſt die erſte dramatiſche Dichterin des Abendlands überhaupt, eine deutſche Nonne, von einer Gelehrſamkeit, von einer Stärke des Geiſtes und des Talents, einer darſtellenden Kraft der Phantaſie, durchaus männlich; und doch wieder echt weiblich in der Tiefe ihres frommen Gefühls, in ihrer demüthigen Hingabe, in dem Bekenntniß ihrer Schwäche; ſie iſt eine geniale, jeden Falls eine einzig daſtehende Erſcheinung.

Das erklärt zum Theil die Möglichkeit einer so aberwitzigen Kritik. Ihnen als dramatischem Richter möchte ich daher die letzten Kapitel, in denen ich eine Art Analyse ganz in der Kürze versucht habe, empfehlen. Die beiden Dramen Calimachus (eine Art Romeo und Julie) und Abraham halte ich in ihrer primitiven Einfachheit für wahrhaft geniale Conceptionen. Von einseitiger Ueberschätzung glaube ich fern zu sein, da ich zwei andre, mit dem Maaße Hrotsuits selbst gemessen, für schwach halte, Pafnutius und Sapientia. Leider giebt es keine dem Geiste entsprechende Uebersetzung, und selbst die neuen Ausgaben des Originals sind buchhändlerisch schwer zu erlangen, sonst möchte ich gerade Ihnen die Lectüre dieser merkwürdigen Schöpfungen empfehlen, schon weil ich auf Ihr Urtheil doppelt gespannt wäre. Wie Sie sehen werden, ist mein Buch dem theuern väterlichen Freunde gewidmet, dessen Epitaph nun meine Dedication geworden ist, und dessen Lebensskizze ich Ihnen zugesendet habe. Das fast vollendete Werk konnte ich ihm noch vor seinem Geburtstage zusenden: er hat es in Händen gehabt und gelesen, und das zu seinen letzten Lebensfreuden gerechnet. Daß ich hier einmal nicht zu spät gekommen bin, was Monate lang meine Sorge war: daß auf dieses kraftvolle scheidende Leben fast noch im Augenblicke des Todes der letzte Strahl einer hellern Sonne, die an die Tage der Jugend erinnern konnte, gefallen ist, hat mir eine tiefe Befriedigung gegeben. War mir doch immer, als lebte in diesem seltenen Manne, der meinem Vater der älteste treuste Freund gewesen ist, dieser selbst fort, als hörte ich in ihm seine Stimme. Nun sind sie Beide eines Wegs gegangen, und sind — so glauben wir — vereinigt; — wo? — wie? Immer wieder die alte Frage und Klage: aber wie anders ist es, ob wir darüber reflectiren, oder ob sie mit eiserner Faust in unser Herz greift!

Daß Sie sich einer schwierigen wissenschaftlich theologischen Arbeit zugewendet, hatte ich bereits gehört. Der Apostel Johannes ist Ihnen aus Ihrem Eleazar noch näher getreten — das finde ich sehr begreiflich, wie auch das Genügen, das Sie

bei dieſen Unterſuchungen finden! Eigentlich bin ich auch der geheimen Neigung: wenn man doch ſchon das ſchwere Rüſtzeug wiſſenſchaftlicher Forſchung in Bewegung ſetzt, daß ich es dann jenen tiefſten und erſten Quellen des Lebens überhaupt zuwenden möchte! Aber ach! — die Kunſt iſt ſo lang und das Leben ſo kurz; vor lauter Vorbereitungen kommt man nicht zur Hauptſache, und meint man endlich ſo weit zu ſein, „ſo muß ein armer Teufel ſterben!“ Außerdem muß ich bekennen, iſt mir das Parteigeſchrei der theologiſchen Kritiker ganz beſonders zuwider; die rabies theologorum ſcheint leider unſterblich! Wie die Sache jetzt ſteht, iſt die Frage nach Urſprung und Authentie des Johannesevangeliums freilich der Kern und Ausgangspunkt für alle andern Fragen zuſammen. Aber wie iſt hier der Boden durchgearbeitet! Mir geht es ſonderbar. Mit der Ueberzeugung meines perſönlichſten Gefühls, nach dem Geſammteindruck, ſtehe ich auf Seiten der Johanneiſchen Authentie, und der Alexandrinismus oder Gnoſticismus irrt mich nicht. Mußte der Verfaſſer denn dieſe Gedanken durchaus aus dieſer Schule geholt haben? Und wäre er in der That ein Späterer, ſo träte die ſonderbare Erſcheinung ein, daß der Verfaſſer tiefſinniger wäre als ſein Held, wenn man ſich den ſynoptiſchen Chriſtus als ſolchen denkt; wie alſo Plato höher ſteht als Sokrates, ſo wäre der Prophet hier mehr als der, welcher ihn geſandt hat. Faßt man Alles zuſammen im Sinne der Unendlichkeit des Chriſtenthums, ſo ſcheint das doch kaum denkbar. Andrerſeits iſt es mir als hiſtoriſchem Forſcher doch ſehr ſonderbar, daß der Verfaſſer von einem Hohenprieſter „des Jahrs“ ſprechen konnte, wenngleich es vielleicht hier noch irgend eine plauſible Erklärung geben mag; aber wie ſteht es mit dem Paſſahmahl, das Johannes nicht zu kennen ſcheint, und das Chriſtus, bei ſeinem Anſchluß an den beſtehenden Ritus, doch gewiß gehalten hat? — Doch vielleicht zürnen Sie mir, daß ich etwas zufahrend in Ihre Forſchung mit dem, was mir eben einfällt, hineingreife. Ich höre auf und erbitte Ihre Nachſicht. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Berlin, den 21. Juni 1869.

Werden Sie nicht unwillig, hochgeehrter Freund, wenn ich Sie schon wieder bei Ihrer Arbeit unterbreche; Sie mögen daraus ersehen, wie oft ich etwas auf dem Herzen habe, was ich Ihnen mittheilen zu müssen glaube, auf die Gefahr hin, daß Sie es vielleicht nicht der Mühe werth halten. Freilich sollte es mir doppelt leid thun, wenn das etwa Ihr Verdikt wäre über die Blätter, die ich Ihnen unter Kreuzband zuschicke. Es ist die älteste deutsche Dichterin, und diese ist keine andre als Hrotsuit von Gandersheim, die ich hier unter dem minder rauhen Namen Roswit, und mehr in gesellschaftlicher Toilette der Gegenwart, ohne das härene Gewand steifleinener Gelehrsamkeit, in den modernen Lesesalon einzuführen versucht habe. Einzelne Abschnitte des größeren Buches habe ich für interessant genug gehalten, um sie von dem Citatenwust ganz befreien, und mit einigen Aenderungen aneinanderrücken, und zu einem kleineren Ganzen vereinen zu können. Ich habe es dann in einen neuen Rahmen gefaßt, und meine nun ein kulturgeschichtliches Bild des 10. Jahrhunderts gegeben zu haben, das allgemein verständlich genug ist, um auch einige Theilnahme in weiteren Kreisen zu finden. Populär wird dies Buch natürlich auch nur für solche nicht hochgelehrte Leser sein, die Verständniß und Interesse für literargeschichtliche Entwickelung überhaupt besitzen. Was die Gestalt selbst betrifft, so halte ich sie für so hoch bedeutend, daß sie ein Recht darauf hat, der Nachwelt wieder ins Gedächtniß gerufen zu werden. Wenn frühere Versuche der Art selbst vergessen worden sind, so hat es in ihrer Unreife und Ungeschicklichkeit seinen Grund. Zudem kann ich nicht leugnen, habe ich dabei die Nebenabsicht, irgend einem feuilletonistischen Tagesschriftsteller zuvorzukommen, der leicht auf den Gedanken gerathen könnte, in seiner Zeitung dem Publikum und mir zeigen zu wollen, wie man solche Dinge geistreich behandele, und geschmacklose Gerichte geschmackvoll und genießbar mache, indem er etwa einen Auszug aus meinem Buche gäbe. Diese zweideutige Ehre, als schätzbares Ma-

terial verbraucht zu werden von denen, die sich für berufen halten, weil sie von der Sache nichts verstehen, ist unser Einem schon öfter angethan worden. Freilich kann und will ich weder eine Novelle noch ein Phantasiestück geben in anderem Sinne, als es dem Geschichtschreiber verstattet ist, der, mit strengster Erhaltung des gegebenen historischen Thatbestandes, dahingegangene Charaktere und Zustände geistig reproducirt und somit, wenn auch nicht zum Dichter, doch zum Nachdichter wird. Phantasie und Reflexion werden aber um so wirksamer eingreifen müssen, je torsoartiger und trümmerhafter die einzelnen Stücke der Gestalt sind, die man wiederherstellen möchte. Ob mir das Alles entfernt nur gelungen sei, darüber erwarte ich das Urtheil kritischer Freunde, und unter diesen stehen Sie nach einer Seite hin obenan: vor vielen sind gerade Sie der hier berufene Richter. Sie werden sich also schon noch eine Stunde abmüßigen und mir den Gefallen thun müssen, das Buch auch in dieser Form zu lesen. Noch eine Bemerkung möchte ich hinzufügen. Auch abgesehen von ihrer Umgebung, die Roswit so hoch überragt, meine ich diese merkwürdige Frau als individuelle geistige Kraft nicht überschätzt zu haben. Sie nennen ihr Talent ein rhetorisches; ich meine, das höchst Bewundernswerthe ist, daß sie das eben nicht ist. Wenn sie in ihren Legenden und historischen Versen so erscheint, so liegt das in dem überlieferten epischen Stil, in dem Ton der subjectiven Glaubensfülle, die sich gar nicht überschwenglich genug aussprechen kann, und immer von neuem nach erschöpfenden Worten sucht. Dagegen sind ihre Dramen von so wenig Worten, von einem so unmittelbaren drastischen Realismus, der nur die nothwendigsten Andeutungen über Charakter und Situation der einzelnen Personen giebt, daß manche Kritiker diesen Dialog für ein kindisches Stammeln der Unfähigkeit oder klösterlichen Einfalt und Unbeholfenheit erklärt haben. Dem widerspricht aber kritisch die Vergleichung mit ihren Quellen, den langstiligen Legenden; man sieht, wie sie mit dem richtigsten Takt den Stoff auf die einfachsten Linien zurückgeführt und seitenlanges Gerede in wenigen schlagenden Worten zusam-

mengedrängt hat. Mehr als das aber, diese Dramen sprechen als Ganzes für sich selbst: was ihnen fehlt, ist nicht sowohl Fleisch und Blut, als die gefällige anziehende Fülle beider; die Figuren sind hart und trocken, aber realistisch wahr, wie man sie erst im 18. Jahrh. bei uns aufzustellen begann, während alles Frühere mehr oder minder unnatürlicher Schwulst ist. Freilich muß man, um das anzuerkennen, die Dramen im Original lesen, die Uebersetzung von Bendixen im Hans-Sachs-Vers macht einen durchaus falschen Eindruck; das ist statt des 10. das 16. Jahrhundert! Auch sind die Dramen in ihrem Werthe sehr verschieden. Was ich gesagt habe, gilt eigentlich nur von Dreien, Calimachus, Abraham, Gallikan. Aber auch das ist genug: und nun genug davon! — Zugleich erhalten Sie noch eine Art von Bericht über unsre Feier von Raumer's Geburtstag, der Ihnen zugleich den ausgesprochenen Dank unseres alten Freundes für Ihre Betheiligung an diesem Werke der Pietät bringt. Die Ansprache und die Adresse, die ich Namens der Zeichner ihm vorlas, nachdem Director Ranke einige Worte an ihn gerichtet, sind von mir verfaßt. Er hatte nicht die leiseste Ahnung gehabt, und war sprachlos erschüttert und bewegt. Zu unserer eigenen Ueberraschung waren binnen etwa vier Wochen zwischen 8—900 Thaler gezeichnet, also die Kosten fast doppelt gedeckt. Die Königin voran mit 15 Frd'or., die Stadt Berlin 100 Thlr., die gesammte Akademie der Wissenschaften, deren Mitglieder dem alten hinausgemaßregelten Mitgliede doch diese Ehrenerklärung gerade zwanzig Jahre später nicht versagen wollten. Mit Recht! Freilich hat Raumer an die neunzig Jahre werden müssen, um noch der Ehre theilhaftig zu werden, die Andre von nicht höherem Verdienst mit sechzig erhalten, und das ist bitter genug. Indeß widerlegt sein langes Leben auch sein oft ausgesprochenes Axiom, daß der Mensch den Autor überlebe, wenigstens zum Theil. Jetzt lebt er mit seiner Nachwelt, die ihn wieder rehabilitirt. Seine in den letzten Jahrzehnten unterschätzten Hohenstaufen kommen auch bei Gegnern wieder zu Ehren, und in der Wirkung auf die Studenten sieht er die Männer, die ihn in den Schatten gestellt

haben, durch andre ſelbſt faſt noch mehr in den Hintergrund gedrängt. Als er ſeine einſtündige Wiedervorleſung ſchloß, erhob ſich ein ihm ganz unbekannter Student, und ſprach ihm Namens ſeiner Zuhörer aller Zeiten als jüngſter einen bewegten Dank aus; eine ſeltene Ovation, der am Abend ein darauf bezügliches Sonett folgte. Nachdem er jetzt in der ſchweren Krankheit im Februar die materia peccans ausgeſtoßen, auch ſein verloren geglaubtes Gehör wiedergewonnen hat, ſteht er, nachdem er zu ſterben glaubte, als der alte Raumer wieder auf ſeinen Füßen, und die Seſſionen behufs der Abformung bei Drake bereiten ihm ungemeinen Jubel. Außerdem giebt er jetzt ſeine „Nachgelaſſenen Schriften" heraus! Glücklicher Mann! — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

PS. Profeſſor Kuh in Wien, der bei ſeinen Beſuchen hier ſich auch meiner freundlich zu erinnern pflegt, hat mir ſeine Geſammtausgabe der Werke Hebbel's als Geſchenk überſandt. H. gehört doch zu den jetzt ſelten gewordenen Geiſtern. Sie haben ihn gekannt. Dieſes Thema behalte ich mir vor.

Berlin, den 22. Januar 1870.

Längſt hätte ich, geehrter Herr und Freund, Ihnen, und mehr noch Ihrer hochgeehrten Frau Gemahlin, die ſo gütig Hand und Feder hergeliehen hat, meinen ganz ergebenſten Dank ausſprechen ſollen für die Nachricht, die ich durch dieſe Vermittlung von Ihrem Befinden erhalten habe! Aber ſo iſt der Menſch! Die aufrichtigſte und ſchmerzlichſte Theilnahme an Ihrem ſchweren Leiden hat meine träge Feder doch nicht eher in Bewegung ſetzen können als jetzt; während ich freilich innerlich, wie Tieck zu ſagen pflegte, ſchon manchen Brief an Sie geſchrieben habe. Der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch ſchwach, und doppelt ſchwach, wenn man wochenlang, wie ich jetzt, unter dem, wie es ſcheint, unlösbaren Bann der Grippe liegt. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — Doch wie muß ich mich ſchämen, Ihnen dergleichen Klagelieder vorzuſingen, wenn ich bedenke, wie Sie, in tiefen Studien unterbrochen, entſagen

und dulden müſſen, während mir doch immer noch Licht, freie Bewegung, wenn auch im Kerker bleibt! Was ein ſolches Leiden ſagen will, ſehe ich vor Augen an meinem Collegen v. Richthofen, der aus den reichſten und gelehrteſten Arbeiten germaniſtiſcher Forſchung ſeit Jahr und Tag hoffnungslos in den Abgrund der Dunkelheit geſtürzt iſt. Und allerdings, der Forſcher, der jedes Citat ſelbſt vor Augen haben muß, iſt noch ſchlimmer daran als der Dichter, der frei geſtalten kann. Wie reich das Leben an Leiden ſei, das lernt man erſt, wenn man es eine Weile mit angeſehen hat, d. h. wenn man alt wird, und doch iſt es „die ſüße Gewohnheit des Daſeins!“ Der Menſch iſt und bleibt eine ſonderbare Creatur, von einer ſeltenen Dehnbarkeit und Elaſticität; vom Himmel fordert er die ſchönſten Sterne und dabei kann er, wie Hamlet wollte, in eine Nußſchale kriechen, und ſich einen König dünken von unendlichen Schätzen! In den weder inſipiden noch produktiven Stunden habe ich denn doch eine literariſche Revue in Vergangenheit und Gegenwart angeſtellt, und mich namentlich Tieck's wieder unendlich gefreut, ja an ihm erfriſcht. Immer wieder von Neuem weht es mich aus dem Phantaſus an, wie eine ewige Jugend, und faſt weniger ſind es die Märchen, deren Schauer ja auch unverwüſtlich ſind, als die Geſpräche, die von Anderen gerade wohl altklug genannt worden ſind; dann habe ich die Cevennen geleſen, die ich für einen der tiefſinnigſten Romane halte, die wir überhaupt beſitzen, endlich die Accorombona. Noch heute ſtehe ich dieſem Dichter gegenüber wie damals; daß er weder ein Dramatiker noch ein Lyriker erſten Ranges ſei, kann man gern zugeben, daß er aber, gerade in und um ſeiner eigenthümlichen Weiſe willen, ein Dichter erſten Ranges überhaupt ſei, daß er darum ſehr wohl als jüngerer neben Goethe und Schiller ſtehen könne, weil er urſprüngliche ſelbſtſtändige Elemente beſaß, die jene nicht hatten, das iſt mir auch heute noch ein unumſtößlicher Satz, und die Kritiker, die nicht müde werden mit banalen Phraſen über ihn abzuurtheilen, verſchließen ſich gefliſſentlich gegen den heiligen Geiſt der Poeſie! Auch Hebbel habe ich wieder geleſen, deſſen

geſammelte Schriften mir der ſehr freundlich geſonnene Herausgeber Kuh zum Geſchenk gemacht hat. Unter den Jüngſten iſt er ſicherlich einer der bedeutendſten, und direkt der bedeutendſte dramatiſche Dichter gewiß; er hat geſtaltende Kraft und darum geht er ſeinen eigenen Weg; gehört er ſchon in ſeinen ſocialen Lieblingsthematen ganz der Gegenwart, ſo iſt er doch kein Diener der Phraſe, der Schablone, der Partei, er weiß, was er gilt, und darum iſt er iſolirt. Mir iſt er mitunter doch zu gewaltſam, er zeigt auch lieber die klaffende Wunde als ihre Heilung. Dabei fällt mir ein, irre ich nicht, ſo haben Sie irgend einmal an Hebbel in Betreff meines Buches über Tieck geſchrieben, Sie gäben dem zweiten Theil, als meiſt aus eigner Anſchauung hervorgegangen, den Vorzug vor den Jugendbildern. Ich kann nicht leugnen, das hat mich überraſcht, weil es meiner eignen Kritik entſchieden widerſpricht. Ich finde gerade die Darſtellung der ſpäteren Zeit lückenhaft, denn wie viel ihr fehlt, weiß ich am beſten, während die Jugendbilder mir als Ganzes aus einem Guſſe erſcheinen, und noch heute iſt mir dabei, als höre ich Tieck ſprechen. Doch mag da wohl eine ſtarke Selbſttäuſchung oder Ueberſchätzung im Spiele ſein. Der theure Name führt mich noch einmal auf Frau Rüdiger zurück. Hat ſie Ihnen nicht ihr eben fertig gewordenes Buch: „Berühmte Liebespaare" zugeſendet? Es iſt aus Feuilletonartikeln erwachſen, nicht ungeſchickt und wird gewiß viel Leſer und Leſerinnen finden. In der Spener'ſchen Zeitung habe ich darüber ein kurzes Referat (keine Kritik) zur vollen Zufriedenheit der Verfaſſerin gegeben. Natürlich iſt das eine Gallerie von unabſehbaren Perſpektiven, und ſo wollte ſie in einer Fortſetzung auch Tieck und die Gräfin Finkenſtein bringen. Wir haben ſie beſchworen, den entſetzlichen Gedanken aufzugeben, und ſie hat ſich, denke ich, gefügt, da ich ihr kein Material dafür geben kann, und wenn ich könnte, ich noch entſchiedener nicht wollen würde, und ſie es anderweitig nicht auftreiben kann. Doch kommt ſie Ihnen vielleicht noch mit dieſer Zumuthung. Noch muß ich Ihnen doch ſagen, daß auch ich unter den Preisrichtern geweſen bin, die Geibel's Sophonisbe gekrönt haben.

Es ist ein kunstgerechtes, mit schönem Formsinn auf die einfachsten Linien des Klassischen zurückgeführtes Drama. Klar, durchsichtig, edel in der Sprache, aber etwas flach und glatt in der Charakteristik der Personen: es ist eine Dichtung, die dem Ideal der Tragödie nachstrebt: wer in einer inproduktiven Zeit ihr am nächsten kommt, und damit zugleich die Tradition wahrt, der verdient den Preis, wenn schon solche Preise ertheilt werden sollen. Darum habe ich auch nicht für die rivalisirende „Gräfin" von Kruse, dem Redacteur der Kölnischen Zeitung, stimmen können, die im Realismus zu viel, und doch wieder zu wenig thut. Wo das Menschliche in kleinen ostfriesischen Lokalgeschichten untergeht, da ist es mit Poesie und Tragödie zu Ende. Auf der Bühne hier hat Sophonisbe, wie alle antiken Stoffe, die das Publikum nicht mag, keinen Eindruck gemacht; ich habe das auch gar nicht erwartet. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

# Briefe

## verſchiedener Künſtler und Schriftſteller

an

## Friedrich von Uechtritz.

## Prinzessin Sophie von Holstein an Friedrich von Uechtritz.

Erlauben Sie, Herr von Uechtritz, daß ich zu einem herzlichen Lebewohl beifolgendes kleine Andenken hinzufüge, zur Erinnerung an die vielen freundlichen Stunden, die Ihre Gegenwart und Feder uns Allen geschenkt hat. Möchte Ihre Phantasie es mit allen Reizen begaben, die mein guter Willen ihm zu verleihen wünschte. Leben Sie in einer frohen ungetrübten Zukunft, die Ihnen von Herzen wünscht

Sophie Prinzessin Holstein.

Leipzig, den 31. August 1821.

## A. Wagner an Friedrich von Uechtritz.

Leipzig, 4. März 1822.

Die allgemeine, vage Adresse, lieber Freund, ist eine Erinnerung an eine besondre spezielle, die Sie mir zu geben vergessen, und zugleich die Entschuldigung meines bisherigen Schweigens, das ich nun breche, damit Sie nicht etwa mehr in die Sache hinein hypochondristren als darin liegt. Daß Sie befremdet gewesen, sagte mir Oppel, dem ich dieselbe Lösung, wie Ihnen, gab. Von ihm hörte ich auch, daß Sie sich in Berlin gefallen; und es ist fürs erste gut, indem es eines neuern stärkeren Anstoßes für Sie bedurfte, um die leiblichen und geistigen Indispositionen von hier zu heben. Daß dieser Anstoß von einem andern überboten werden wird, läßt sich voraussetzen, wenn anders, wie gewiß zu hoffen steht, Ihre Bildung fortschreitet; denn

dieſe wird den jetzigen wohl bald für etwas Relatives anſprechen, mithin verdrängen.

Hinſichtlich Hegel's dauert es mich, daß er dem Schickſale der Speculation, hoch- und übermüthig zu werden, nicht entgehen gekonnt. Denn am Ende heißt es doch immer „Sieh, das Gute (alſo auch das Wahre und Schöne) liegt ſo nah". Nun ſind Erſcheinungen dieſer Art auch nöthig, ſchon um der Reibung willen, welche für unſre voreilige Welt und ihr winziges bischen Leben beinahe alles, ja wohl ihr Leben ſelbſt eben ſo ſehr iſt, daß man ſich ſchon darum nicht viel damit brüſten ſollte, indem jeder rechtſchaffne Paulus am Ende ſagt, wir ſind doch unnütze Knechte, wenn man uns nämlich die Flugkleider der Zeit auszieht und die Fluggetriebe des Raumes unten weg zieht. Daher kommt es, daß Steffens gerade wenn er der Speculation ſo viel zu danken wähnte, eine Beſcheidenheit und eine Größe verrieth, um welche ſeine Unſchuld ſelbſt nichts wußte; denn unläugbar war der Fall vielmehr umgekehrt, und das Leben ſeines Geiſtes und Gemüths iſt viel tiefer und inniger, als der Paßgang der Speculation. In B. thut die Partheiung ihm wohl Unrecht, ſo viel ich wenigſtens bemerkt zu haben glaube. Die Liberalität, dies eine Extrem unſrer Zeit, welches ſich gar in Lüderlichkeit verliert, hat den Gleichmuth nicht, dies Ausſchwenken der Wage und den Einſtand ihres Züngleins zu erwarten, ſondern reißt vielmehr an den Wagbalken und meint darin ihr ewiges Leben in jedem Sinne zu haben. Die Illiberalität freilich will auch ein ewiges Leben, aber in einem andern, wenngleich vielleicht gleich lächerlichen Sinne. Da aber, nach Pradt, die Zeit und der Staat einmal Patient, namentlich eine Schwangere oder Kreiſende iſt, ſo ſind die Kindbettfieber oder Milchſchauer unausbleiblich und ein Unglück iſt es nur für die Jetztwelt; vielleicht auch nur eine heilſame Demüthigung beider Partheien mit all' ihren Abſtufungen, daß ſie das Kindlein ſelbſt nicht erblicken wird, und ſo Zeit wie Recht hat ſich den bunteſten Träumen von deſſen Geſtalt, Bildung, Geſchlecht à corps perdu zu überlaſſen, was ſie bis jetzt auch zu thun nicht ermangelt hat. Doch darüber

genug! Sie ſehen, daß ich mich im Gleichgewicht zu halten ſtrebe und ſomit wiſſen Sie, was Sie vielleicht ſchon wußten, aber doch gern wiederhören, wenn Sie mich lieben.

W. Scott leſe ich fleißig und befreunde mich immer mehr mit ihm. Sein letztes the Pirate iſt vor ein paar Tagen von meinem Pulte weg und hat mir einen herrlichen Genuß gewährt durch die Klarheit, Reinheit, Milde des Dichters. Wie viel, ja wie viel mehr und mehr verliert Byron neben Dieſem. Seine letzten Tragödien ſind Blasphemien. Ich habe nun Waverley, die Schwärmer, Ivanhoe, the Pirate geleſen und nebenbei manchen Nachtrag zu meinem Wörterbuche gewonnen, deſſen erſter Theil zu Weihnachten erſchien und zweiter unter der Hand iſt. So mein geiſtiges Leben ungefähr. Wollen Sie vom äußeren wiſſen — — — — — — — — — — — — — — —

Ich bin unverändert

Ihr

Adolph Wagner.

## K. Immermann an Friedrich von Uechtritz.

Münſter, 29. September 1822.

Der Wandrer achtet auf die erſten Zeichen, die ihm nach begonnener Reiſe auf ſeinem Wege erſcheinen; je nachdem dieſe gut oder böſe ſind, hofft er einen freudigen, fürchtet er einen unglücklichen Ausgang. So mag es kommen, daß auch bei geiſtigen Wanderſchaften die erſten Zeichen beſonders aufmerkſam wahrgenommen werden.

Ich darf Ihnen nicht erſt ſagen, daß dergleichen Gedanken und Empfindungen durch Ihren herzlichen Brief in mir angeregt worden ſind, daß ich ihn mit großer Freude geleſen habe. Kann ich Beginnender meine Verſuche auch nicht ſo ſchätzen, wie Sie dieſelben zu ſchätzen ſcheinen, ſo rechne ich mir doch Ihre Theilnahme als gutes Wegzeichen, und Sie tragen mit dazu bei, mich zum Weitergehen zu ermuntern. Laſſen Sie ſich von mir als Gefährten begrüßen.

Ihren Chryſoſtomus habe ich mit Spannung und Aufmerkſamkeit geleſen. Das Schauſpiel zeigt uns den Gerechten in beſtechendſter Umgebung, vielleicht durch den ſcharfen Contraſt, den ſeine Zeitumgebung gegen ihn bildet, in ein Uebermaaß von moraliſchem Stolz geworfen, am Eigendünkel ſcheiternd, jedoch zuletzt ſich heldenmüthig erhebend. Der Wendepunkt iſt ſehr fein und innerlich, der Schluß verſöhnend und durch die Ausſicht auf die Regeneration der Welt durch die Germanen erhaben, das Ganze hat einen dauernden Eindruck in mir zurückgelaſſen.

Ich würde Ihnen ſchon früher geſchrieben haben, wenn ich mit leeren Händen hätte kommen wollen. Empfangen Sie inliegend meine inzwiſchen herausgekommenen Gedichte. Ich würde auch die Papierfenſter eines Eremiten beigelegt haben, wenn ich nicht vermuthet hätte, daß dieſes Werk bereits in Ihren Händen ſei.

Leben Sie wohl! Ich werde mich freuen, mit Ihnen in Briefwechſel zu treten.

Immermann.

## Houwald an Friedrich von Uechtritz.

Neuhaus bei Lübben in der Niederlauſitz,
den 25. Mai 1826.

Der Buchhändler Herr Göſchen ſchreibt mir, daß er Euer Hochwohlgeboren ſelbſt und unmittelbar auf Ihr an ihn gerichtetes Schreiben geantwortet habe und ſendet mir bloß das Manuſcript Ihres Alexander und Darius zu, damit ich es Ihnen wieder einhändigen ſolle. Mir ſcheint daraus hervorzugehen, daß er den Verlag Ihrer Dichtung nicht übernehmen will, was mich um ſo mehr befremdet, als die günſtige Aufnahme derſelben im Publikum wohl auch den Buchhändler auf einen ſichern Gewinn hätte ſchließen laſſen ſollen. Indeß Göſchen iſt alt und hierin mag wohl ſeine Bedenklichkeit ihren Grund haben. Ihnen wird es an einem Verleger auf keine Weiſe fehlen, und ich möchte faſt rathen, daß, inſofern Sie es nicht mit einem anderen Leip-

ziger Buchhändler verſuchen wollen, Sie ſich an Arnold in Dresden wendeten, der, obgleich etwas vornehm, dennoch redlich und honnett iſt, und auf welchen auch Tieck einen ziemlichen Einfluß hat. — Nur eine Bitte müſſen Sie mir, einem Freunde aus der Ferne, erlauben, die aus herzlicher Theilnahme an Ihnen entſpringt, geben Sie das Manuſcript nicht ſo zum Druck hin, wie es hier zurückerfolgt; ſehen Sie es noch einmal recht genau durch, und entfernen Sie ſelbſt alle Kleinigkeiten, die der Kritik ein willkommenes Futter ſein dürften. Wie noch mein lieber Freund Conteſſa lebte, da laſen wir uns unſre literariſchen Arbeiten ſtets zur gegenſeitigen Correctur vor, und mußten oft erkennen, wie das fremde ruhigere Auge das ſcharfſichtig bemerkte, was dem eigenen begeiſterten Blick völlig entgangen war. Sie haben gewiß auch ſolche Freunde. Uebrigens danke ich Ihnen herzlich, daß Sie Ihr Trauerſpiel durch meine Hand haben gehen laſſen, denn ich habe dadurch den Genuß gehabt, daſſelbe mit den Meinigen zu leſen und mich daran zu erfreuen.

Wenn Sie einmal von Berlin nach Dresden reiſen wollen, oder wenn Ihnen der Aufenthalt in einer großen, ſich ſelbſt lebenden Familie eine Erholung gewähren könnte, ſo denken Sie an Neuhaus und gehen Sie mir nicht vorüber. Sie ſollen hier eben ſo innig und froh ſich empfangen ſehen, als ganz Herr Ihrer Zeit bleiben, und — jedes neue freundliche Lebensbild wirkt auf ein Dichtergemüth befruchtend.

Mit wahrer inniger Theilnahme

Ihr ganz ergebenſter

Houwald.

## K. Immermann an Friedrich von Uechtritz.

Düſſeldorf, den 19. December 1828.

Hochgeſchätzter Herr!

Ganz unverhofft erhielt ich geſtern vom Aſſeſſor Jerrmann die Nachricht, daß Sie hierher verſetzt ſeien. Indem ich Ihnen aufrichtig verſichre, daß es mir höchſt angenehm iſt, in Ihnen

hier künftig einen werthen Kunstgenossen begrüßen zu dürfen, frage ich zugleich an, ob Sie mir Aufträge für Ihre Wohnung und sonstige Einrichtung u. s. w. anvertrauen wollen? Es wird mir zum Vergnügen gereichen, wenn ich Ihnen in irgend einer Art dienen kann und würde ich Alles, so viel als möglich nach Ihren Wünschen zu besorgen suchen.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster

Immermann.

## K. Streckfuß an Friedrich von Uechtritz.

Gesundbrunnen bei Freienwalde,
den 20. Mai 1836.

Euer Hochwohlgeboren

haben mir durch Uebersendung Ihres dramatischen Gedichts die Babylonier in Jerusalem eine Freude gemacht, für die ich Ihnen nicht genug danken kann. Wie hoch ich Ihr Talent stelle, wissen Sie aus früherer Zeit, und werden daher selbst erkennen, mit welcher Theilnahme ich zu Allem greife, das von Ihrem Geiste ausgeht und Zeugniß von dessen Fortschreiten ablegt. In diesem Falle war meine Freude an Ihrer würdigen und schönen Dichtung um so größer, als Bendemann's verwandtes großartiges Kunstwerk auf mich einen Eindruck gemacht hatte, von welchem Ihnen vielleicht ein mit meinem Namen bezeichneter Aufsatz in der Staatszeitung Kunde gebracht hat. In dieser poetischen Freude empfand ich die schönste menschliche in dem Bewußtsein, daß ich, wie mir Ihre Zusendung das Recht giebt, glauben darf, Ihnen auch als Mensch noch nahe zu stehen und bei Ihnen in freundlichem Andenken zu sein.

Daß ich Ihnen erst heute schreibe, verzeihen Sie mir. Ihr Geschenk aber, nach der darin befindlichen Zuschrift den 25. Januar abgegangen, kam mir erst gegen Ende des Monats April zu. Ich war eben beschäftigt alle Geschäftsarbeiten völlig abzuthun und sonst Alles vorzusehen, was vor einer längeren Abwe-

ſenheit nothwendig iſt, weil ich beabſichtigte, mich 4 Wochen lang auf dem Lande und bei einer Brunnenkur zu erholen. Auf die dabei zu erwartende Muße wurde die Beantwortung manchen lieben Briefes, auch der Dank für Ihr Geſchenk verſchoben, der denn hiermit beſtens und herzlichſt abgegeben ſein ſoll. Möge Ihnen der Himmel äußeres Glück, inneren Frieden und Freiheit des Geiſtes erhalten, um ſich ſelbſt und Andere auch ferner mit den Gaben Ihres Genius zu erfreuen.

K. Streckfuß.

## Arnold Ruge an Friedrich von Uechtritz.

Mit dem Proſpekt zu den halliſchen Jahrbüchern für deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt, den ich die Ehre hatte zu überreichen, wünſche ich Ihnen ein Unternehmen zur Unterſtützung zu empfehlen, welches auf Düſſeldorf, dieſen Lichtpunkt der deutſchen Kunſt, ganz beſonders gerichtet ſein muß. Dabei ſchätze ich mich glücklich, Sie hier zu wiſſen, und hoffe von Ihnen mündlich zu hören, daß Ihr neueſtes Werk, welches gewiß in unſrem Geſichtspunkt iſt, bald erſcheinen wird. Wann darf ich Ihnen meine Aufwartung machen?

Hochachtungsvoll

Dr. Arnold Ruge
aus Halle.

Düſſeldorf, den 7. November 1837.

## K. Immermann an Friedrich von Uechtritz.

Düſſeldorf, den 12. October 1836.

Ihre werthen Zeilen, verehrter Freund, habe ich erhalten und danke Ihnen recht ſehr dafür, daß Sie uns nicht ohne Nachricht von ſich gelaſſen haben. Nur bedaure ich, daß es Ihnen in Dresden ſo ſchlecht glückte, die gehäuften Adjective, durch welche Sie jene Damenwelt bezeichnen, geben mir ein ſehr deut-

liches Bild von dem Mangel an Subſtantivität, der in dieſem Kreiſe herrſcht. Die Umgebungen berühmter Leute haben immer etwas Hülſenhaftes, mir wollte dieſes leere Stroh ſelbſt vor der Gegenwart Tieck's nicht ganz unſichtbar werden. Vielleicht machen Sie es möglich, auf der Rückreiſe noch einige Tage zu erübrigen, dann ſagen Sie Tieck doch meinetwegen, der Spaß im jungen Tiſchlermeiſter mit der wörtlichen Ausführung der Räuberſchlacht in den Räubern habe mich ſo amüſirt, daß ich allen Ernſtes damit umgehe, den Spaß dieſen Winter zur Wirklichkeit zu machen und eine furchtbare Schlacht in jenem Werke zum Entzücken der hieſigen Frauen von H.... nebſt Töchtern, der Herren von P.... und D..... in einer gräßlich ſchönen Exhibition liefern zu laſſen. Ich habe meinen Regiſſeuren die Sache mitgetheilt, ſie ſind ganz entzückt davon und brennen vor Begierde, etwas nie Erhörtes von Blitz, Feuer, Knall, Metzeln und Würgen zu produciren. Es würde mich unendlich amüſiren, wenn ich durch dieſe Malice eigentlich erſt der recht populäre Mann und theatraliſche Held hieſigen Ortes würde.

Sie begehren Nachrichten von dem Verlaufe des höchſten Beſuches, und ſo ſeien ſie denn hiermit gegeben, obgleich nicht ſonderlich viel davon zu melden iſt. Die Feſtdarſtellung im Theater war das einzige Oeffentliche, was ſich ſchicklich und anſtändig machte, alles Uebrige von der Stadt Veranſtaltete war ſehr kümmerlich. Jene Darſtellung gelang nach meiner Anſicht durchaus, das geſchmückte Haus gewährte einen heiteren Anblick, das von mir gedichtete, von Rietz wirklich ſehr ſchön componirte Feſtſpiel machte ſich mit ſeiner Ausſchmückung durch lebende Bilder poetiſch bunt; im Richter von Zalamea (der verſchiedener Umſtände halber doch gewählt werden mußte) thaten alle Schauſpieler das ihnen Mögliche; eine Balletgeſellſchaft füllte die Zwiſchenakte mit Spaniſchen Tänzen aus. Kurz, es war eine Muſtervorſtellung, die durch die Menge geſtickter Kleider und den Putz der Damen im Publikum etwas recht Glänzendes hatte.

Vorher war er (der Kronprinz) ſehr freundlich, die Unterhaltung mit ihm hielt ſich auch nicht auf der ganz gewöhnlichen

Fahrstraße, sondern hatte manchen Inhalt; er sagte, daß er für seine Person den Blaubart lieber gesehen, sein Adjutant aber, Graf Gröben, auf den Richter bestanden habe, ließ sich die Aufführung des Blaubart detailliren u. s. w. — Nachher hat er nicht ein Wort über die Vorstellung gesprochen, und während derselben soll er, nach einigen Nachrichten, sehr aufmerksam gewesen sein, nach anderen hin und wieder geschlafen haben. Uebrigens nahmen wir jenen Abend 563 Thlr. ein, und das wenigstens war gut. Auf der Academie soll er klug gesprochen haben, ich hörte dies nicht, denn ich war, durch die Vorbereitungen zum Abend beschäftigt, nicht dort, habe ihn nur auf seinem Dîner und im Theater gesehen.

Nach diesen geräusch- und für mich sehr mühevollen Tagen genoß ich dann mit großem Behagen meiner wieder erworbenen Ruhe, hatte Besuche von einem Dr. Fallati aus Stuttgardt und Dr. Kahlert aus Breslau, die mich ganz angenehm unterhielten. Ersterer namentlich war ein sehr unterrichteter, offener junger Mann, der Ihnen Vergnügen gemacht haben würde. Er theilte mir Vieles über den närrischen Justinus Kerner mit.

Sie sind in der ersten Kammer geblieben und das Instructions-Amt ist Ihnen vorüber an Hr. v. Ronn gegangen. Wir werden also ferner zusammen im Canonicate zur Ehre Gottes wirken. Gegenwärtig gleicht unsre Anstalt einem Spittel, worin wir drei alten Weiber, S....., H.... und ich, die Morgenbetstunden halten. Zuweilen tritt M.... als brummender Teufel mit dieser trinität in Gegenschein. Alles läßt sich seinem Werthe nach nur durch den Contrast erkennen. Unter diesem lerne ich Voß*) als großen Mann, Cardinal Richelieu, Marquis Pombal u. s. w. ansehen und verehren. Sie gehören zu denen, welche, wie Menenius im Coriolan sagt, einen ganzen ausgeschlagenen Vormittag damit zubringen, einen Zank zwischen einem Pomeranzenweibe und einem Kneipspanken abzuhören und dann die Streitfrage über 3 Pfennige auf den nächsten Gerichtstag vertagen.

*) Präsident des Landgerichtes.

Beim Theater hat es manche Veränderung gegeben. Henkel haben wir wegen Pretensionen gehen lassen müssen. Ich werde nun außerordentlich viel im Winter zu thun haben, Manches aber auch neu wieder ausführen können, da mir gegenwärtig lauter junge strebsame Menschen zu Gebote stehen. An das Shakespearische Lustspiel denke ich ganz ernstlich, der zerbrochene Krug soll gegeben werden. Othello, der wunderthätige Magus, das laute Geheimniß, Götz von Berlichingen werden einstudirt. Am schlimmsten wird es in den Assisenzeiten aussehen. Ich erlaube mir die Frage an Sie, ob Sie vielleicht geneigt sind, ein Abkommen mit mir zu treffen, dahin, daß Sie in diesem Winter an den Tagen, an welchem wir nicht zusammen in den Assisen sitzen, für mich eintreten, wogegen ich dann im Sommer dasselbe für Sie thun würde? Auf diese Weise würde ich wenigstens einige freie Tage erobern.

Holtei kennt die hiesigen Verhältnisse nicht, würde er sie kennen lernen, so möchte er sich wohl für die Direction der hiesigen Bühne bedanken.

Nun leben Sie wohl und kehren Sie uns heiter und gestärkt zurück. Die Damen, welche Ihnen für Ihre Erinnerung danken, lassen Ihnen das beste Reiseglück wünschen.

Der Ihrige

Immermann.

## Varnhagen van Ense an Friedrich von Uechtritz.

Berlin, den 4. Mai 1836.

Empfangen Sie meinen innigen Dank, Verehrter, für das werthe Geschenk, das Sie mir gütigst zugesandt, und das mir als ein Zeichen der Fortdauer Ihres freundlichen Andenkens besonders schätzbar ist! Gleich zuerst muß ich Ihnen melden, daß das im Januar abgeschickte Buch erst in diesen Tagen zu mir gelangt ist, und ich fühle mich ganz beschämt, wenn ich mir vorstelle, daß Sie dasselbe längst in meinen Händen geglaubt, und mich so großer Säumniß schuldig geglaubt haben. Die Buch-

händlergelegenheit wird bald der völlige Gegenſatz der Eiſenbahnen ſein! —

Ich erhielt Ihr Gedicht in einer Zeit trauriger Krankheit, die ſich aus wechſelndem Unwohlſein, woran ich ſeit beinahe einem Jahre leide, in den jüngſtvergangnen Monaten zu völliger Bettlägerigkeit ausgebildet hatte. Begierig, dieſen bedeutenden Stoff in Ihrer Behandlung aufzufaſſen, las ich das ganze Gedicht in einem Zuge bis zu Ende. Dies Ereigniß — denn ein ſolches war es mir ſelbſt — dünkt mich ſo ſprechend, wie eine vollſtändige Kritik nur ſein könnte, und ich denke, Sie laſſen mir es an deren Statt gelten? Allerdings haben ſich mir während des Leſens auch viele kritiſche Betrachtungen und Urtheile aufgedrängt, über die alten großen, auch zwiſchen uns einſt vielfach beſprochenen Themata, der dramatiſchen, der romantiſchen Dichtung, der bibliſchen Stoffe, der heutigen Bedürfniſſe und Stimmungen, und vieles Andre dieſer Art: aber dies alles könnte nur in mündlicher Mittheilung erörtert werden, die ſchriftliche würde auch in geſunden Tagen ſchwierig ſein, in meinem jetzigen Zuſtande wird ſie zur Unmöglichkeit! Denn ich bin leider nichts weniger als geneſen, ſondern muß mich immer aufs neue niederlegen, und auf das Frühlingswetter wie auf Geſellſchaft und Thätigkeit verzichten. Beſonders ſoll ich mein Schreiben beſchränken, und zu dem, welches ſchon mein Zuſtand unterſagt, auch noch freiwillig das miſſen, welches er allenfalls noch geſtattete! —

Ich ſtelle mir Ihr Leben in Düſſeldorf als ſehr angenehm vor, mit vielen Vortheilen ausgeſtattet. In der Litteratur aber ſcheint der ganze Niederrhein ſich zu einer gewiſſen Abſonderung zu neigen, die leicht zur Abgeſchloſſenheit wird, und dies dünkt mich ein großer Nachtheil, an dem ich beſonders einige Bonner Freunde und Bekannte ſehr leiden ſehe. Auch Immermann hätte meines Erachtens in mehrerem und innigerem Zuſammenhange mit unſerem Nordoſten bleiben müſſen, wo unleugbar in vielen Beziehungen ein Mittelpunkt iſt. Daß man ſich freilich auch dicht neben dieſem, und faſt in einem eigenen zum größten

Schaden vereinzeln und verfremden kann, beweist das Beispiel von Ludwig Tieck, der mit der Gegenwart immer mehr zerfällt und entzweit wird! —

Leben Sie wohl und bleiben Sie der aufrichtigen Hochachtung und eifrigen Theilnahme versichert, worin ich die Ehre habe zu verharren,

Ihr ganz ergebener

Varnhagen van Ense.

## C. F. Lessing an Friedrich von Uechtritz.

Düsseldorf, 1837.

Für Deine Theilnahme, liebster Uechtritz, bin ich Dir sehr dankbar, ängstige Dich meinetwegen aber nicht, denn falsch hat man Dich berichtet. Ich finde es von Bendemann's unrecht, einen geringen Umstand so zu übertreiben. Wahrscheinlich haben sie ihn auch nur darum so übertrieben, um ihn, in Ermangelung anderer Neuigkeiten, doch wenigstens erzählbar zu machen, was er sonst nicht gewesen wäre. Wie mir Steinbrück gesagt, hat er Dir über diesen Punkt ausführlich geschrieben, daher wäre es überflüssig, denselben noch einmal zu berühren. Doch darüber muß ich Dich zur Rede stellen, wie kannst Du meine Elsbeth*) eine Bestie nennen, deren einziger Fehler nur Furchtsamkeit ist, und die sich mit der Zeit auch bald verlieren wird. Was würde man mit Recht darüber spotten, wenn ich Elsbeth gleich abschaffte, weil sie mich einmal abgeworfen hat. Los werden könnte ich sie sehr leicht, denn mehr als einmal hat man deshalb bei mir angefragt. Ich gab aber jedesmal eine kurze und abschlägige Antwort darauf, denn eine Anfrage unter diesen Umständen verdroß mich. Die Zeit über, wo mir das Reiten untersagt war, hat der Gens d'armes Hoffmann meinen Platz eingenommen und ich bin sehr mit ihm zufrieden, denn er hat ihr manches beigebracht, was ihm als alten Praktikus nicht so

*) Pferd, mit welchem er gestürzt.

viel Hitze gekoſtet hat, als es mir gemacht hätte. Seit zwei Tagen reite ich wieder. Doch jetzt genug davon.

Daß Deine Reiſe und Dein Aufenthalt in Berlin ſehr glücklich geweſen iſt, freut mich herzlich zu hören. Deine Schilderungen ſcheinen mir ſehr charakteriſtiſch, beſonders bin ich begierig, ob auch meine Vorſtellung*), die ich dadurch bekommen, ſich als eine richtige bewähren wird. Wie neugierig man hier auf Euch iſt, kann ich Dir gar nicht ſagen. Von meinem Vater habe ich in dieſen Tagen Nachricht gehabt, er wird Ende Sommers, wie er ſchreibt, mit dem Onkel, deſſen Bekanntſchaft Du ja jetzt gemacht haſt, uns hier beſuchen. Was meinen Fleiß anbelangt, ſeitdem Du von hier fort biſt, kann ich Dir nicht viel Rühmliches davon ſchreiben, da viele nicht zu beſeitigende Störungen vorgefallen ſind. Dafür habe ich aber auch viel geleſen, unter anderm auch den Simplicissimus, der in ſeinem ferneren Verlauf bei weitem nicht ſo intereſſirt, als im Anfange. Sein Charakter iſt durchaus nicht richtig entwickelt. Manche Schilderungen der damaligen Zuſtände und Denkungsarten haben mich aber intereſſirt. Keineswegs eignete er ſich aber ferner noch zum Vorleſen, und Du biſt in meinen Augen ganz gerechtfertigt, es unterlaſſen zu haben.

In dieſen Tagen habe ich eine Landſchaft angefangen aufzunehmen, die Dir immer gefallen hat, und über die Hübner den Witz gemacht hat, ich weiß ſie Dir wenigſtens nicht beſſer zu bezeichnen. Die Farbenſkizze iſt dazu auch ſchon fertig. Außer dieſer Arbeit habe ich noch eine angefangen, und zwar die für Liebermann, den Jäger mit dem Geiſtlichen im Walde, ich bin aber erſt bei den Studien.

Jetzt iſt bereits der Landtag hier eröffnet, was Dich weiter nicht intereſſiren wird, mich aber ennuyirt, weil das Gelaufe nach der Akademie ſehr zunimmt. Geſtern hat die Bullratze mit ſeiner Frau Gemahlin unſere Ateliers mit ihrer hohen Gegenwart beehrt; wäre es im Ganzen nicht gar zu langweilig, ſolche

*) Von Uechtritz' Frau.

Besuche daselbst in eigner Person anzunehmen, so hätte ich gestern doch gern den Bullratzen*) vor Bildern beobachtet; er soll höchst närrisch dabei sein. Er betrachtet sie genauer wie mancher andere, denn er sieht sie nicht allein vorne, sondern auch hinten an, eine Ehre, die unsern Bildern höchst selten widerfährt.

Nun, liebster Uechtritz, leb herzlich wohl, es ist Dir zu dieser Reise nichts als gut Wetter zu wünschen, was hoffentlich auch bald der Fall sein wird. Empfiehl mich Deiner Frau Gemahlin aufs angelegentlichste. Auch vergiß nicht, noch einmal zu schreiben, und zwar ausführlich, wie Du versprochen, an Deinen

G. F. Lessing.

Da habe ich doch schon wieder das G. F. hinzugesetzt, ich weiß, Du kannst es nicht leiden, es liegt mir nun einmal in der Klaue. Verzeihe es mir.

## K. Immermann an Friedrich von Uechtritz.

Statt meiner, lieber Freund, erscheint dieser Brief, Sie um meine Entschuldigung bei Schramm wegen meines Ausbleibens zu ersuchen. Ich habe mich in den Fatiguen der letzten Tage erkältet und gegen Abend etwas Fieber bekommen, welches vielleicht morgen vorüber ist, wenn ich mich zu Hause halte, sonst aber länger dauern möchte.

Wollen Sie so gut sein, unserm Wirthe nebst meinem Danke für seine Einladung dies sagen, auch mich morgen bei Voß excüsiren, wenn ich nicht zur Sitzung kommen sollte?

Der Ihrige

Immermann,

künftiger Verfertiger bürgerlicher Schauspiele und rührender Familiengemälde.

## Varnhagen van Ense an Friedrich von Uechtritz.

Berlin, den 23. August 1838.

Erlauben Sie mir, Verehrtester, Ihnen 2 treffliche Freunde zu empfehlen, Herrn von Neweroff und Herrn von Stanckewitsch

*) Ein Prinz aus einem seitdem ausgestorbenen Hause.

aus Moskau, die sich in unserem Vaterlande, was ihnen geistig schon von bester Seite bekannt ist, nun auch leiblich umsehen wollen. Beide sind mir sehr werth geworden, und werden es auch Ihnen, sofern nur der Augenblick sich dazu darbietet. Wenn ich Ihnen sage, daß ich diese jungen Freunde auch an Tieck empfohlen, so bin ich bei Ihnen weiterer Andeutungen schon überhoben!

Bringen Sie die beiden Herren, ich bitte, doch jedenfalls auch zu Herrn Landgerichtsrath Immermann und zu Herrn Director Schadow, mit meinen besten und eifrigsten Grüßen! Ich vermag nicht, krank und leidend wie ich fortwährend bin, jedem noch besonders zu schreiben, wie ich wünschte!

Lassen Sie sich von Rußland, von den Arbeiten in Kunst und Litteratur daselbst manches Erfreuliche erzählen! —

Schließlich empfehle ich auch mich selbst Ihrem freundlichen Andenken! An Ihrem Wohlergehen, das ich mir gern als das vollständigste und gesegnetste vorstelle, herzlich theilnehmend, in hochachtungsvollster und treulichster Gesinnung

Ihr ergebenster

Varnhagen van Ense.

## Helmine von Chezy, geb. v. Klencke an Friedrich von Uechtritz.

München, den 10. Juny 1841.

Nachdem ich voriges Jahr durch einen interessanten, talentvollen Polen, G. Alexander Lesser, Kunde von Ihnen empfangen, die wohlthuend alle Erinnerungsbilder einer reichhaltigen Lebenszeit zu einem neuen Lenzblühen weckte, schreibe ich Ihnen nun durch meinen Max*), der unverschuldete Versäumnisse auf der berühmten gediegenen Kunstschule in Ihrem Wohnort mit neu hergestellten Kräften freudig einzubringen gedenkt. Er ist der kleine blondgelockte, frische Knabe nicht mehr, dem Sie einst wohl wollten, doch innerlich ist noch viel Helles und Blühendes. Er ist der letzte Ruheplatz, das einzige geborgene Gut aus den

*) Ihr Sohn.

letzten Stürmen meiner Tage. Laſſen Sie, Verehrteſter, ſich ihn von ſeiner leidenden Mutter auf das Herzlichſte empfohlen ſein. Mir zu Liebe geht er nach der fremden Stadt, entreißt ſich hier — von wo ich ihn fern wünſche, da auch ich zurück von hier nach meinem Wohnort in den Elſaß muß — Gewöhnungen und Kreiſen, die ihm lieb geworden waren, und einer Fülle ſtets wechslender neu erſtehender Kunſtanſchauungen, die König Ludwigs großer Geiſt weckt und belebt — ich hoffe, ihm wird Düſſeldorf, das von meines vaterländiſchen Königs Strahl ſo innig gehegte, in ſich ſelbſt und durch ſeine Bewohner geiſtig ſo reiche und durch des Königs würdigen Stellvertreter ſo belebte Düſſeldorf Erſatz, in mancher Hinſicht vielleicht mehr darbieten, als München bis jetzt zu gewähren vermag — aber das troſtloſe Gefühl des Fremdſeins, des Alleinſtehens für ein liebegewohntes Herz, in dem wird Ihre Güte, die im Genius wurzelt und blüht, ihm den Stachel wegnehmen, und mein Troſt, meine Hoffnung darin hält die zagende Seele, das wundenmatte, bei der Trennung aus allen Lebenswunden blutende Herz empor.

Auch A. Maltitz verließ München mit Schmerz, er ſchreibt mir vom 2. Juny: „Geſtern ſtand ich auf dem Jacobskirchhof vor dem Gewölbe, wo Schiller 23 Jahr ohne Grabſchrift geſchlummert hat. Zum Erſtenmal war ich dort in meinem 14. Jahr. In der Nacht vom 11.—12. Mai 1805 zerriſſen ſich hier die Wolken, und der Mond ſchien auf Schiller's Sarg! — Sein Haus ſieht gebrechlich aus wie ſeine ſterbliche Hülle, wenn ich vorüber gehe, flüſtern ſich mir immer die Zeilen aus der Melancholie an Laura zu:

„Dieſes Moderhaus
Wiegt ſich ſchwankend über mir zur Ruhe,
Und im eigenen Strahle löſch ich aus!“

Dieſe Wehmuthsgefühle, wie ſehr ſie der Trauer gleichen, ſind doch einer der Reize des Lebens.“ —

Erinnern Sie ſich noch des ſonnenhellen Nachmittags in Berlin am Dönhoff'ſchen Platz, wo ſie mich bei häuslicher Ge-

ſchäftigkeit mit Maltitz, den Sie mir zuführten, überraſchten? Ach, damals waren Sie mein Nachbar, und die Ferne ſeither blieb ſtumm — in mir nicht. Das iſt das herrliche Loos der Treue, daß ſie ſtärker iſt als der Tod, mir und für mich lebt Alles Vergangne, alles Ferne, alles Vorangegangne. Der edlen Eliſe Hohenhauſen ſind Sie nicht fern. Haben Sie ſie wiedergeſehen? Um einen großen, ſchönen Schmerz iſt Ihr Leben, Theurer! reicher geworden. Immermann — doch welches Gemüth weiß es mehr, wie das Ihrige, was es heißt, mit glühender Sehnſucht die Sterne zu fragen, welcher der Wohnſitz des geliebten Dahingeſchiedenen nun ſei? Jenſeits ein Freund iſt ein Lebensjuwel, das wie jener geprieſene köſtliche Diamant ſeinen Beſitzer vor Giften warnt — und welch Schickſal kann uns das Herz noch entreißen, das ſchon in Gott die Wahrheit ſchaut?

Ihrem Bilde, das mich in ſeiner ganzen damaligen Frühlingsanmuth einer reinen Jugend umſchwebt, verdanke ich nun ſchon eine Linderung des Schmerzes in mir ſelbſt, wie noch ſo anders werde ich Ihnen danken, wenn Sie meinen Max ſo empfangen, wie ich Sie einſt empfing. Er iſt es werth! Möge er mir bald einige Zeilen von Ihrer Hand zugelangen laſſen und mir dazu ſchreiben, wie und in welcher begeiſterten Thätigkeit er Sie getroffen!

Helmine von Chezy,
geb. v. Klencke.

## C. F. Leſſing an Friedrich von Uechtritz.

Düſſeldorf, den 12. October 1840.

Liebſter Uechtritz.

Da ich den 18. oder 19. dieſes Monats nach Gummersbach reiſe, um meine Schweſter und Schrödters abzuholen und ich nicht weiß, wie ſich meine Zeit bis dahin zerſplittern wird, ſo benutze ich jetzt die Gelegenheit, um wenigſtens ein Stündchen, wenn ich ungeſtört bleibe, mit Dir zu plaudern.

Ich habe mich herzlich gefreut, Dich wohl zu wissen und Deine Frau am Leben. Denke Dir, ein Gerücht, dem ich aber gleich nicht traute, hatte eine Todesnachricht von Deiner Frau verbreitet. Die Menschen sind ein wunderliches Geschlecht, sie können nie genug Unglück und Schlechtigkeit in Bezug auf ihre Nebenmenschen hören. Es ist zu toll, was in der Welt gelogen wird, bald komme ich auf den Punkt, Keinem mehr etwas zu glauben, ohne nähere Beweise zu haben, und überhaupt den größten Haufen für elendes Gesindel zu halten. —

Dein freundliches Anerbieten, uns bei einer Privatausstellung in Berlin behülflich zu sein, würden wir mit großem Danke angenommen haben, wenn wir nicht beschlossen hätten, jetzt gar nichts hinzuschicken. Es ist Vieles, was uns dazu bewogen hat, obgleich wohl ein oder der andere es seines eignen Nachtheils halber nicht eben billigt, diesmal uns auszuschließen. Alle Beweggründe Dir anzuführen, würde zu weit führen, auch ist es die ganze Sache nicht werth, denn es verbinden sich zu viele Klatschgeschichten damit. —

Du kennst die Leidenschaft in unserem Kreise Feste zu feiern. Es bietet sich jetzt eine ganze Reihe solcher dar. Erstens ist der Geburtstag des Königs nebst der Huldigungsfeier, zweitens Schadow's sehr baldige Ankunft hierselbst und drittens wahrscheinlich die Anwesenheit des Königs, von der man jetzt überzeugt sein will. An Plänen zur Feier dieser Ereignisse läßt man es von unserer Seite nicht fehlen, jedoch glaube ich wird es der sehr geringen Anzahl halber, die jetzt hier ist, dabei bleiben. Denn weder Geld noch Einigkeit ist genug vorhanden, es zur Ausführung kommen zu lassen. Meine Erklärung habe ich bereits gegeben, ich will bei Allem dabei sein, nur allen Straßenskandal wünsche ich zu vermeiden. An dem Essen, was der Advokat Friedrichs im Breidenbacher Hofe veranstaltet, werden Viele von uns Theil nehmen und ich auch nicht dabei fehlen. Ueberhaupt ist ein allgemeines Essen und Trinken bei solchen Gelegenheiten für uns Deutsche das probateste Mittel, seine guten Gesinnungen an den Tag zu legen. — — — — —

Vor einiger Zeit habe ich hier Steinle kennen gelernt, der nicht abgeneigt zu ſein ſcheint, ſich hier niederzulaſſen. Er iſt deshalb auch von uns ſo gut gelödert worden, als es die Umſtände erlaubten. Etwas Näheres kann ich Dir über ſeine Perſon nicht ſchreiben, als daß er eine täuſchende Aehnlichkeit auch in ſeinem Aeußern mit Overbeck beſitzt. Meine Unterhaltung mit ihm war nicht ſehr lebhaft, wozu auch der große Spektakle beitrug, der uns umgab. — — — — —

Von Kretzſchmer haben wir einen Brief an F. von der Leyen kürzlich zu leſen bekommen, wonach er ſich jetzt zu Syra befindet, froh, wieder Europäiſchen Boden unter ſich zu haben. Zuerſt will er, ganz abgebrannt, die Zuflucht zu ſeinem elterlichen Hauſe nehmen, um daſelbſt durch Portraits-Malen ſich wieder aufzuhelfen. Weiß aber dann noch nicht, ob er nach Dresden oder Düſſeldorf gehen ſoll, es ſcheint, als habe er ſich ſchon an ein Vagabondenleben gewöhnt.

Nun lebe herzlich wohl, ich muß jetzt ſchließen.

Dein

Leſſing.

## K. Jürgens an Friedrich von Uechtritz.

Stadtoldendorf, den 2. Februar 1842.

Ich weiß nicht, mein geehrteſter Herr und ſehr werther Gaſtfreund von Düſſeldorf, wie viel oder ob Ihnen daran gelegen ſein könnte — mir aber war und iſt es Bedürfniß, Ihnen nochmal meinen aufrichtigen, lebhaften Dank für Ihre freundliche Aufnahme auszuſprechen. Es geſchieht freilich ſehr ſpät, indeß iſt mir dergleichen öfter begegnet, und ich habe längſt die Leidigkeit über Bord geworfen, Briefe gar nicht zu ſchreiben, weil es verſäumt worden, zu rechter Zeit daran zu gehen. Daß ich nun heute gerade zur Feder greife, dazu ſind Sie ſelbſt die Veranlaſſung. Ich ſtehe nämlich ſoeben von der Lectüre des trefflichen, mit Ihrem Namen unterzeichneten Aufſatzes in der Vierteljahrsſchrift auf, der mir aus der Seele geſchrieben iſt, dem ich reichen Genuß, Anregung, Förderung verdanke, und der

mir als Ihrer Feder entflossen, doppelt anziehend war. Er rief mir lebhaft unsre Unterredungen und die Eindrücke ins Gedächtniß zurück, die dieselben bei mir zurückließen. Ich kam körperlich krank, grenzenlos verstimmt, in jener Anspannung, die nach tief schmerzenden Geschicken, mörderischen Seelenerschütterungen einzutreten pflegt, nach Elberfeld und Düsseldorf. Die Begegnung mit Ihren Freunden und Ihnen, die Gastlichkeit, die ich erfuhr — welche Anregungen zum Erwachen aus der bleiernsten Stumpfheit, es waren die ersten Lichtstrahlen, die in mein verdüstertes Innere fielen. Sie konnten es nicht wissen, zumal meine Weise ein Gemisch aus Offenheit und Zusammenfassung, Zurückhaltung ist, die oft überwiegt. Ich bin indeß nicht weniger dankbar. Wie oft habe ich noch der schönen in Elberfeld und Düsseldorf verlebten Stunden gedacht. Um so mehr that es mir leid, Sie auf der Rückreise nicht wiedersehen zu können. Ich hatte mich zu lange umhergetrieben, es war schlechterdings keine Zeit mehr zu dem Umwege übrig. Gar sehr verpflichtet fühle ich mich Ihrer Empfehlung an Herrn Loebell, der derselben die möglichste Ehre gethan. Ich durfte einige höchst genußreiche Stunden im Kreise der Seinigen zubringen. Wäre ich noch einmal bei Ihnen gewesen, so würden Sie mich lebendiger und voll von Reiseerinnerungen gefunden haben, deren einige vielleicht auch einiges Interesse für Sie gehabt haben dürften. Ich hatte in Wiesbaden täglich mit den — freilich sehr ungleichen Geistern — de Wette, Hoßbach, Oberst Decken und Christiani, mehrfach mit Gervinus verkehrt, der sich in Schlangenbad befand. Graf Seissel mit Familie sah ich noch einmal auf der neuen Anlage bei Mainz zu meiner großen Freude, leider nur sehr flüchtig. Zuletzt war ich mehrere Tage in Trier. Sie müssen das Schicksal Ihres gütigen Schreibens an Herrn von Hüser wissen. Es war ein betrübtes für mich, ist an seine Adresse gelangt, aber nicht durch mich. Ich war um so begieriger darauf, es abzugeben und Ihrem Freunde aufzuwarten, da mir Hoßbach noch eine Menge mündliche Aufträge dazu gegeben, da ich mit ihm so oft von Herrn von Hüser gesprochen,

ſo viel Schönes von ihm gehört. Von dem Allen war denn nun auch bald im Kreiſe meiner Trierer Freunde die Rede. Nun rückte aber oder wollte der Herr Generalmajor eben mit dem Corps zum Manövre ausrücken. Es war geſchehen und erſt am Abend vor meiner Abreiſe klärte ſich das Mißverſtändniß auf. Er hatte das Corps nur begleitet und war ſchon an jenem Tage wieder im Ort. Ich ging damit um, einige Aperçus meiner Reiſe für irgend ein Blatt niederzuſchreiben und Sie und Ihre Elberfelder Freunde ſollten das opus mit meiner Epiſtel erhalten. Auch iſt der Gedanke noch nicht aufgegeben. Freilich nehmen meine raiſonnableren Arbeiten mich aber hoffnungslos in Anſpruch, und ich bin doch geſetzt genug, ſie über Allotrien nicht ſo leicht zu vergeſſen. Kommt es noch zur Ausführung, ſo werden Sie durch mich unfehlbar Gelegenheit zur Bewunderung erhalten. Jedenfalls würden keine Schatten auf Elberfeld und Düſſeldorf fallen. Darauf und daran bin ich — obwohl durch gelegentliche Arbeiten für die Blätter, das Staatsarchiv u. ſ. w. mehr als mir lieb hin und her gezerrt — an meinem Luther, in den ich mich zu meiner Freude immer tiefer hineinlebe. Wie es geht, ſtoßen mir aber auch, wenn ich eine Höhe gewonnen, neue Schwierigkeitsbergſpitzen auf. Ich ſehe noch kein Ende der Vorarbeiten. Sie ſind hoffentlich mit Ihrem Werke weiter vorgerückt, haben es wohl vollendet. Ich erwarte es mit der geſpannteſten Erwartung, möchte gar zu gerne hören, daß man hoffen dürfe es bald zu leſen. Ich zweifle nicht von ferne, daß es Eindruck machen wird. Ich habe Ihre Mittheilungen nicht aus den Augen gelaſſen. Möchte Ihr Weg Sie einmal zu uns Niederſachſen führen, möchte ich Sie einmal bei mir ſehen! Mein Wohnort gehört freilich zu den obſcurſten, ein ſehr unluſtiger Ort! wie ſchon Merian's Topographie ſagt. Ich würde Ihnen nur große Ausſichten, tiefe Waldſtille, eine rauhe doch aber maleriſche Natur zeigen können. Berge und Thäler rings umher, an die ſich jedoch anknüpfen Sagen von den Elfen (Mümmelken) in Hünengräbern, Erinnerungen aus der Heidenzeit, Erinnerungen an die

Züge und Schlachten der Römer, an Karls Sachsenkriege, Heinrichs Lust am Vogelstellen, die Verheerungen und manche Kriegsobristen des dreißigjährigen Krieges, die erste Kultur durch die Klöster, die Dynasten des früheren Mittelalters, Ysnburg, Eberstein, bis zu der Zeit, wo die sonst so streitbaren Bürger im siebenjährigen Kriege den französischen Husaren die Thore öffneten, oder lieber bis sie als Bürgergarde auszogen, um mit Waffengewalt den vertriebenen Herzog von den Grenzen abzuhalten. — Doch übergenug des Geschwätzes. Seien Sie freundlichst gegrüßt. Meine angelegentlichsten Empfehlungen an Ihre prachtvollen Freunde in Elberfeld. —

Ganz der Ihrige

K. Jürgens.

## E. Geibel an Friedrich von Uechtritz.

Berlin, 20. November 1846.

Beifolgend, mein hochverehrter Freund, sende ich Ihnen das versprochene Exemplar der neuen Ausgabe meiner Gedichte, mit dem Wunsche, daß Sie sich hie und da an Einzelnem erfreuen mögen. Daß manches Unbedeutende mit untergelaufen ist, weiß ich, aber beim Sammeln muß die Individualität ihr Recht haben, [illegible] oder von Kleinigkeit aus subjectiven Gründen liebgeworden [illegible] eine liebe Erinnerung, eine schöne Erinnerung [illegible] mag er nicht ausscheiden. Nun, den Menschen haben Sie in [illegible] kennen gelernt; nehmen Sie denn das Büchlein [illegible] wie Sie jenem entgegengekommen.

[illegible] Sie an ein Versprechen zu erinnern, [illegible] mir in einer Tagen gaben. Ich [illegible] im [illegible] zur Einrichtung [illegible] zu [illegible] Sie [illegible] zu. [illegible] in der Angen- [illegible] Erinnerung [illegible] Klingler [illegible] Sie immer Sie es mit [illegible] meines [illegible] und er-

ſpectiven Verſtändniſſes für Drama und Bühne zu erwähnen. Das Theaterweſen iſt hier ſo ſchlecht beſtellt, daß es unmöglich noch lange in dieſer Weiſe fortgehen kann. Tieck's Autorität wird bei einer eintretenden Reform natürlich zuerſt befragt werden, und mir wäre es aus mehr als einem Grunde lieb, bei einer ſolchen Gelegenheit irgend ein Feld für praktiſche Wirkſamkeit zu finden. Ob meine Kräfte ausreichen würden, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß Keiner mit mehr Ernſt und Hingebung die große Aufgabe erfaſſen könnte.

Sonſt ſieht es hier nicht zum beſten aus. Eine dumpfe Unzufriedenheit brütet in der Luft, der Einzelne kann ſich der Anſteckung kaum erwehren. Heiteres heiter zu ſchaffen iſt faſt unmöglich, ſo daß ich oft den beneiden könnte, der im Kleinen tagelöhnert und darüber die krankhaften Athemzüge des Ganzen nicht vernimmt. Oben iſt guter Wille genug, aber der Muth fehlt, groß und frei zu handeln. Gott beſſer's!

Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin. Herzlich grüßend

der Ihrige

Emanuel Geibel.

## G. Kinkel an Friedrich von Uechtritz.

Schloß Poppelsdorf bei Bonn,
den 12. Mai 1846.

Hochwohlgeborner,
Hochzuverehrender Herr!

Im Begriffe, im Verlage der Bädekerſchen Buchhandlung zu Eſſen ein neues rheiniſches Jahrbuch für Kunſt und Dichtung (obwohl nicht unter dieſem allzuoft geſcheiterten Titel) herauszugeben, wünſche ich zu dieſem Unternehmen die beſten litterariſchen Kräfte des Rheinlandes zu vereinigen, unter denen Sie eine der erſten Stellen einnehmen.

Von den ordinären Taſchenbüchern ſoll ſich das Rheiniſche Jahrbuch durch ernſtere und belehrende Aufſätze über litterariſche und künſtleriſche Perſönlichkeiten des Rheinlandes unterſcheiden,

welche neben dem unterhaltenden und lyrischen Inhalt eine Hauptstelle erhalten werden.

Es scheint vor Allem Pflicht, immer und immer wieder auf Immermann hinzuweisen, den Größten der Neueren nicht bloß am Rhein allein, sondern in Deutschland. Ich selbst habe bereits in verschiedenen Blättern Seiner gedacht, und vielleicht ist mein Aufsatz über seinen Merlin Ihnen schon bekannt geworden. Mir läge viel daran, wenn in dem neuen Unternehmen auch eine berühmtere Feder als meine von Ihm ein Zeugniß ablegte.

Sie, hochverehrter Herr, sind im Leben sein Freund gewesen, haben Ihn beobachtet, geliebt, und selbst auf vielen Erkenntnißgebieten gefördert. Nachdem Herr Schnaase den bekannten Nekrolog gegeben hat, ist Niemand wie Sie befähigt, das große Bild dieses Dichters und Mannes wieder aufzufrischen. Ich wage Sie darum für mein Unternehmen zu bitten, und kann Ihnen, sei es um einzelne Züge seines Lebens und Wesens zu schildern, oder den Zusammenhang irgend eines seiner Hauptwerke mit seinem Innenleben hervorzuheben, 2—3 Bogen offen halten.

Aus dem Rheinischen Jahrbuch für 1846 ersehe ich, daß Sie einen Spartakus in Arbeit haben. Wie gern würde ich auch aus ihm eine Stelle mittheilen, wenn Sie mir dieselbe anvertrauen. Nur bäte ich um etwas milderes, als jenes mit so furchtbarer Kraft geschilderte Todtenopfer.

Der Druck des Buches beginnt Ende Mai, da Ende August die Versendung beginnen muß. Vielleicht sind Euer Hochwohlgeboren so gütig, mir mit wenigen Zeilen zu erwidern, ob Sie mich in meinem Plan mit Ihren Beiträgen unterstützen wollen. Unbedingt müßte die Skizze über Immermann binnen 4 Wochen in Druck gehen. Ich hoffe nicht, daß diese Eile, von der das Gelingen dieses ersten Jahrganges abhängt, Ihnen eine Hinderung Ihrer Mithülfe werden dürfte.

Die äußeren Bedingungen für die Prosaartikel sind vom Verleger nicht glänzend (was bei einem neuen Unternehmen

nicht möglich), aber, wie ich glaube ſagen zu dürfen, anſtändig fixirt.

Indem ich Euer Hochwohlgeboren mich mit aufrichtiger Verehrung empfehle und einer baldgefälligen bejahenden Antwort entgegenhoffe, zeichne ich mit hochachtender Ergebenheit

Gottfried Kinkel,
ord. Profeſſor der neuen Litteratur und Kunſt an der Univerſität Bonn.

## O. Roquette an Friedrich von Uechtritz.

Wenn der freudige Drang, ſich dankbar zu bezeigen, für eine Quelle der Belehrung und des Genuſſes, denjenigen zu entſchuldigen vermag, der ſich perſönlich deshalb an den Gegenſtand ſeiner Verehrung drängt, ſo darf auch ich hoffen, daß Sie, hochgeehrter Herr, die nachfolgenden Zeilen nicht ungütig aufnehmen werden.

Schon vor einiger Zeit wollte ich, noch friſch erfüllt von dem Eindruck des Romans: Albrecht Holm, Ihnen meine Freude ausſprechen, wurde aber daran gehindert; doch immer wieder taucht mir jetzt Geſtalt um Geſtalt, Bild um Bild Ihrer Dichtung ſo lebhaft auf, daß ich nicht mehr umhin kann, meiner Verehrung Worte zu geben.

Es kommt ſo ſelten vor, daß man bei einem Roman mehr findet, denn eine Unterhaltung, und ſo gelangt man ſelbſt dahin, nichts weiter als dieſe darin zu ſuchen. Walter Scott iſt Einer der Wenigen, die uns im Roman hohe Dichtungen geſchenkt, Charaktere erſchaffen haben, die unvertilgbar in der Erinnerung bleiben, einer jener ſeltnen Genien, welche mit der reinſten Blüthe der Bildung ausgeſtattet, ganze Hiſtoriker und zugleich ganze Dichter ſind: ſo daß ich nicht anſtehe, ihn den größten Dichtern aller Zeiten als ebenbürtig zuzuzählen. Wie ſehr war ich daher erfreut, als ich im Albrecht Holm den Geiſt meines bewunderten Schotten wiederfand, daſſelbe umfaſſende Studium, dieſelbe Großartigkeit der hiſtoriſchen Auffaſſung, die-

ſelbe Liebe der Darſtellung bis ins Kleinſte, und dabei das Ganze ſo ſelbſtändig einheitlich, ſo ganz originell, ſo grunddeutſch aus der Tiefe geſchöpft! Hatte ich ſchon in den erſten Büchern mit dem regſten Antheil geleſen, in den beiden Holm, vornehmlich dem jüngeren, eine tüchtige und doch fein organiſirte Natur gefunden, welche würdig iſt, daß man Freud und Leid mit ihr durchmache, ſo mußte ich mich, als der Vorhang Italiens plötzlich aufgezogen wurde, zurückhalten, um das Buch nicht zu verſchlingen. Die herrliche Geſtalt der Gräfin von Montefelice übt einen wahren Zauber aus. Ganz meiſterhaft ſind alle jene Darſtellungen aus der kirchlichen Geſellſchaft, die Charaktere des Papſtes und der Kardinäle, und unter dieſen nimmt für mich die Geſchichte Hieremia's die erſte Stelle ein. — Die ganze Reihe religiöſer Controverſen, in welcher mir das Meiſte völlig neu und daher um ſo belehrender war, iſt überaus fein und ſcharfſinnig durchgeführt, ja ſie hat das Vortreffliche, daß durch die ſtrenge Dialektik des Verſtandes der warme Hauch des Gemüths weht und den Leſer wohlthätig berührt, wenn er in Gefahr kommt, einſeitig eine Partei zu ergreifen. Die religiöſe Ueberzeugung iſt das Pathos dieſer Dichtung, der erſchütternde Kampf zwiſchen Freiheit und Schranke des Glaubens, welcher zwar an ſich unentſchieden, aber wie er dargeſtellt iſt, um ſo entſcheidender der furchtbaren Kataſtrophe entgegen führt. — Jeder Richtung iſt von Anfang an Gerechtigkeit geſchehen, jede iſt klar und faßlich hingeſtellt und man muß ihr in ſoweit Berechtigung zugeſtehen, als auch die beſchränkteſte Richtung eine ſolche beanſpruchen kann, wenn ſie in ſich verinnerlicht und zum klaren Willen geworden iſt. — Ich habe oft bewundert, wie der Dichter ſcheinbar ganz abſchweifende Fäden der Erzählung plötzlich zu einem Ideenziele bringt, in welchem man alle Fäden auf die geiſtreichſte Weiſe zu einem Netze verſchlungen und in einem Punkte zuſammengefaßt ſieht. Dieſes geiſtige Gewebe, welches Sie aus der reformatoriſchen und antireformatoriſchen Gedankenwelt erſchaffen haben, ſcheint mir im ganzen Umkreiſe der deutſchen Poeſie ganz einzig und unerreicht dazuſtehen.

Ich weiß nicht, hochzuverehrender Herr, ob Ihnen mein Name schon zu Ohren gekommen, nehme mir daher die Freiheit, Ihnen als einen schwachen Beweis meines Dankes ein Büchelchen von mir „Hans Haidekuckuck" zu übersenden. Es behandelt dieselbe Zeit, in welcher Albrecht Holm lebt, ist aber, wo der Roman das ganze Reich innerlicher Vertiefung durchmacht, bei einer recht äußerlichen Filigranarbeit stehen geblieben. Sollten Sie jedoch hie und da schon etwas von mir zu Gesicht bekommen, und kein Behagen daran gefunden haben, so bitte ich Sie nur, mich nicht für einen von jenen modernen Schock-Poeten zu halten, die im eitlen Flitterkleide sich selbstgefällig spreizen, sondern für einen Jünger der Kunst, der, bei dem reinsten Streben für sein heiliges Ziel, nur zu tief empfindet, wie weit er noch immer hinter seinen eigenen und der Welt Anforderungen zurückgeblieben.

Noch einmal, hochzuverehrender Herr, sage ich Ihnen meinen Dank für die schöne dichterische Welt, welche Sie mir in Albrecht Holm erschlossen haben, und füge die Bitte hinzu, in diesem Briefe nichts Anderes zu sehen, als den Zoll der Hochachtung, welcher dem Schüler für einen Meister deutscher Kunst gebührt.

In herzlicher Hochachtung

ergebenst

Dresden, den 18. Juni 1855. Dr. Otto Roquette,
Lehrer am Blochmann'schen Gymnasium.

## C. F. Lessing an Friedrich von Uechtritz.

Carlsruhe, den 14. Juni 1859.

Lieber Uechtritz.

In der Voraussetzung, daß Du nach meinem sehr langen Schweigen nicht zu Uebles von mir denkst, so will ich Dir mit diesen Zeilen wenigstens beweisen, daß das Uebel nicht ohne Ende ist. Entschuldigen kann ich mich deshalb bei Dir nicht, trotz mancher Schreibereien, die ich früher nicht so häufig gehabt.

Daß es uns hier noch immer recht gut gefällt, wirst Du wohl gehört haben, und hoffe das von der Zukunft auch, wo nicht noch mehr; ich meine namentlich, wenn noch Mancher, der uns lieb ist, sich entschlossen haben wird, hierher zu ziehen. Ich habe noch keine Ursache, diese Hoffnung aufzugeben. Wie steht es in dieser Beziehung mit Dir? Hat Dresden noch immer den Vorzug? Dein Schwager, der uns vor Monaten einmal besucht hat, ist nun auch in der Nähe, zieht Euch das nicht an?

Für Maler, die hierher kommen wollen, ist allerdings noch eine bedeutende Schattenseite vorhanden, diese besteht in dem fast gänzlichen Mangel an Ateliers, wozu trotz allen Bemühungen meinerseits und Anderer, ja sogar des Großherzogs selbst, kein Mensch sich entschließt, oder wenn er es einmal gethan, sogleich wieder aufgegeben hatte.

Es herrscht hier sehr wenig Vertrauen zu den bestehenden Verhältnissen, was noch immer vom Jahre 48 her datiren soll. Jetzt wo Alles hier so kriegerisch aussieht, ist das erst recht der Fall. Gott gebe nur, daß das ewige Rüsten der deutschen Fürsten endlich einmal der Nation zum Nutzen gereichen möge; Vertrauen kann man nicht viel in sie setzen, die Beweise liegen wieder vor, und wäre das Volk seit den 80er Jahren nicht klüger geworden, wir erlebten sicher noch einmal ein Aehnliches wie damals. Wenn ich auch die Sympathien, die hier für Oesterreich herrschen, durchaus nicht theile, so ergreift mich das Unglück Oesterreichs doch sehr und benimmt Einem fast alle Ruhe zur Arbeit. — — — — — — — — — — — —

Leider kann alles Raisonniren nichts helfen, man muß den endlichen Anfang, vom Ausgang ist noch nicht die Rede, in aller Geduld abwarten. Es ist gut, wenn man in solchen Zeiten eine Häuslichkeit hat, wo man sich behaglich fühlt; freilich ist diese auch etwas von der Luft angesteckt, wenigstens meine Jungen, die sich gar zu häufig prügeln oder zanken. Zum Glück kommt in diesen Tagen der 2. (Carl) aus dem Hause, ich bringe ihn nach Biberich in eine strenge Pension; Bertha ist schon seit einem halben Jahre in Freiburg gleichfalls in Pension; also zu

jetziger Zeit etwas drückende Ausgaben. Der Aelteste macht sich hier auf dem Gymnasium ganz gut, wie mir seine Lehrer sagen, und macht auch gute Fortschritte auf der Violine; er besucht hier eine Musikschule.

Unser häufigster Umgang mit Verheiratheten sind die beiden Familien Redtenbacher und Will, Ersterer ist Direktor und das Haupt der polytechnischen Schule hier und der Zweite dasselbe an der Musikschule; mit Devrients kommen wir nicht so häufig zusammen, indem er fast nie Zeit hat. Namentlich hat er in der letzten Zeit viel Verdruß mit seiner Intendanz gehabt, aber aus all diesen Streitigkeiten ist er siegreich hervorgegangen; was für seine Sache um so mehr spricht, ist, daß trotz der vielen Gegner, welche er hier hat, es ihm dennoch gut gegangen ist. Der Herzog hat sich aber auch persönlich in diese Angelegenheit gemischt. Vor mehreren Wochen ist in sehr feierlicher Weise von dem Theaterpersonal Devrient's Dienst-Jubiläum gefeiert worden, wozu Redtenbacher und ich als Gäste eingeladen waren. Zur Betheiligung an diesem Feste hat man nicht wagen können die Carlsruher aufzufordern.

Ueber meine Arbeiten kann ich Dir nicht viel melden, obgleich ich sehr fleißig seit vorigem Herbst gewesen. Sie bestehen meistens aus Landschaften. Jetzt habe ich so gut wie fertig, Heinrich IV im Sarge, von einem Mönche bewacht, in einer Dir noch unbekannten Abfassung. — — — — — — — —

Nun lebe recht wohl, lieber Uechtritz, und verzeihe nochmals meine bodenlose Faulheit im Schreiben. — — — —

## F. Ritschl an Friedrich von Uechtritz.

Bonn, den 29. April 1861.

Hochgeehrtester Herr Geheimrath.

Das so überaus gütige Geschenk, welches Sie unsrer Universitätsbibliothek mit Ihrem Werke „der Bruder der Braut" gemacht haben, erst jetzt mit dem geziemenden und lebhaftesten Danke zu erwidern, würde unverzeihlich sein, wenn nicht gerade

Züge und Schlachten der Römer, an Karls Sachsenkriege, Heinrichs Lust am Vogelstellen, die Verheerungen und manche Kriegsobristen des dreißigjährigen Krieges, die erste Kultur durch die Klöster, die Dynasten des früheren Mittelalters, Hunburg, Eberstein, bis zu der Zeit, wo die sonst so streitbaren Bürger im siebenjährigen Kriege den französischen Husaren die Thore öffneten, oder lieber bis sie als Bürgergarde auszogen, um mit Waffengewalt den vertriebenen Herzog von den Grenzen abzuhalten. — Doch übergenug des Geschwätzes. Seien Sie freundlichst gegrüßt. Meine angelegentlichsten Empfehlungen an Ihre prachtvollen Freunde in Elberfeld. —

Ganz der Ihrige

K. Jürgens.

## E. Geibel an Friedrich von Uechtritz.

Berlin, 20. November 1846.

Beigehend, mein hochverehrter Freund, sende ich Ihnen das versprochne Exemplar der neuen Ausgabe meiner Gedichte, mit dem Wunsche, daß Sie sich hie und da an Einzelnem erfreuen mögen. Daß manches Unbedeutende mit untergelaufen ist, weiß ich; aber beim Lyriker will die Individualität ihr Recht haben, ihm ist diese oder jene Kleinigkeit aus subjectiven Gründen liebgeworden, und was ihm eine liebe Erinnerung, eine schöne Stimmung zurückruft, mag er nicht ausscheiden. Nun, den Menschen haben Sie in Marienbad kennen gelernt; nehmen Sie denn die Lieder eben so freundlich hin, wie Sie jenem entgegengekommen.

Zugleich bin ich so frei, Sie an ein Versprechen zu erinnern, welches Sie Ihrerseits mir in jenen Tagen gaben. Ich bat Sie damals, mir im Winter eine Empfehlung an Tieck zukommen zu lassen, und Sie sagten es zu. Jetzt ist der Augenblick da, wo mir eine solche Einführung bei dem alten Klingsor äußerst wünschenswerth wäre. Ich bitte Sie, soweit Sie es mit gutem Gewissen thun können, darin meines Interesses und re-

ſpectiven Verſtändniſſes für Drama und Bühne zu erwähnen. Das Theaterweſen iſt hier ſo ſchlecht beſtellt, daß es unmöglich noch lange in dieſer Weiſe fortgehen kann. Tieck's Autorität wird bei einer eintretenden Reform natürlich zuerſt befragt werden, und mir wäre es aus mehr als einem Grunde lieb, bei einer ſolchen Gelegenheit irgend ein Feld für praktiſche Wirkſamkeit zu finden. Ob meine Kräfte ausreichen würden, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß Keiner mit mehr Ernſt und Hingebung die große Aufgabe erfaſſen könnte.

Sonſt ſieht es hier nicht zum beſten aus. Eine dumpfe Unzufriedenheit brütet in der Luft, der Einzelne kann ſich der Anſteckung kaum erwehren. Heiteres heiter zu ſchaffen iſt faſt unmöglich, ſo daß ich oft den beneiden könnte, der im Kleinen tagelöhnert und darüber die krankhaften Athemzüge des Ganzen nicht vernimmt. Oben iſt guter Wille genug, aber der Muth fehlt, groß und frei zu handeln. Gott beſſer's!

Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin. Herzlich grüßend

der Ihrige

Emanuel Geibel.

## G. Kinkel an Friedrich von Uechtritz.

Schloß Poppelsdorf bei Bonn,
den 12. Mai 1846.

Hochwohlgeborner,
Hochzuverehrender Herr!

Im Begriffe, im Verlage der Bädekerſchen Buchhandlung zu Eſſen ein neues rheiniſches Jahrbuch für Kunſt und Dichtung (obwohl nicht unter dieſem allzuoft geſcheiterten Titel) herauszugeben, wünſche ich zu dieſem Unternehmen die beſten litterariſchen Kräfte des Rheinlandes zu vereinigen, unter denen Sie eine der erſten Stellen einnehmen.

Von den ordinären Taſchenbüchern ſoll ſich das Rheiniſche Jahrbuch durch ernſtere und belehrende Aufſätze über litterariſche und künſtleriſche Perſönlichkeiten des Rheinlandes unterſcheiden,

welche neben dem unterhaltenden und lyrischen Inhalt eine Hauptstelle erhalten werden.

Es scheint vor Allem Pflicht, immer und immer wieder auf Immermann hinzuweisen, den Größten der Neueren nicht bloß am Rhein allein, sondern in Deutschland. Ich selbst habe bereits in verschiedenen Blättern Seiner gedacht, und vielleicht ist mein Aufsatz über seinen Merlin Ihnen schon bekannt geworden. Mir läge viel daran, wenn in dem neuen Unternehmen auch eine berühmtere Feder als meine von Ihm ein Zeugniß ablegte.

Sie, hochverehrter Herr, sind im Leben sein Freund gewesen, haben Ihn beobachtet, geliebt, und selbst auf vielen Erkenntnißgebieten gefördert. Nachdem Herr Schnaase den bekannten Nekrolog gegeben hat, ist Niemand wie Sie befähigt, das große Bild dieses Dichters und Mannes wieder aufzufrischen. Ich wage Sie darum für mein Unternehmen zu bitten, und kann Ihnen, sei es um einzelne Züge seines Lebens und Wesens zu schildern, oder den Zusammenhang irgend eines seiner Hauptwerke mit seinem Innenleben hervorzuheben, 2—3 Bogen offen halten.

Aus dem Rheinischen Jahrbuch für 1846 ersehe ich, daß Sie einen Spartakus in Arbeit haben. Wie gern würde ich auch aus ihm eine Stelle mittheilen, wenn Sie mir dieselbe anvertrauen. Nur bäte ich um etwas milderes, als jenes mit so furchtbarer Kraft geschilderte Todtenopfer.

Der Druck des Buches beginnt Ende Mai, da Ende August die Versendung beginnen muß. Vielleicht sind Euer Hochwohlgeboren so gütig, mir mit wenigen Zeilen zu erwidern, ob Sie mich in meinem Plan mit Ihren Beiträgen unterstützen wollen. Unbedingt müßte die Skizze über Immermann binnen 4 Wochen in Druck gehen. Ich hoffe nicht, daß diese Eile, von der das Gelingen dieses ersten Jahrganges abhängt, Ihnen eine Hinderung Ihrer Mithülfe werden dürfte.

Die äußeren Bedingungen für die Prosaartikel sind vom Verleger nicht glänzend (was bei einem neuen Unternehmen

nicht möglich), aber, wie ich glaube ſagen zu dürfen, anſtändig fixirt.

Indem ich Euer Hochwohlgeboren mich mit aufrichtiger Verehrung empfehle und einer baldgefälligen bejahenden Antwort entgegenhoffe, zeichne ich mit hochachtender Ergebenheit

Gottfried Kinkel,
ord. Profeſſor der neuen Litteratur und Kunſt an der Univerſität Bonn.

## O. Roquette an Friedrich von Uechtritz.

Wenn der freudige Drang, ſich dankbar zu bezeigen, für eine Quelle der Belehrung und des Genuſſes, denjenigen zu entſchuldigen vermag, der ſich perſönlich deshalb an den Gegenſtand ſeiner Verehrung drängt, ſo darf auch ich hoffen, daß Sie, hochgeehrter Herr, die nachfolgenden Zeilen nicht ungütig aufnehmen werden.

Schon vor einiger Zeit wollte ich, noch friſch erfüllt von dem Eindruck des Romans: Albrecht Holm, Ihnen meine Freude ausſprechen, wurde aber daran gehindert; doch immer wieder taucht mir jetzt Geſtalt um Geſtalt, Bild um Bild Ihrer Dichtung ſo lebhaft auf, daß ich nicht mehr umhin kann, meiner Verehrung Worte zu geben.

Es kommt ſo ſelten vor, daß man bei einem Roman mehr findet, denn eine Unterhaltung, und ſo gelangt man ſelbſt dahin, nichts weiter als dieſe darin zu ſuchen. Walter Scott iſt Einer der Wenigen, die uns im Roman hohe Dichtungen geſchenkt, Charaktere erſchaffen haben, die unvertilgbar in der Erinnerung bleiben, einer jener ſeltnen Genien, welche mit der reinſten Blüthe der Bildung ausgeſtattet, ganze Hiſtoriker und zugleich ganze Dichter ſind: ſo daß ich nicht anſtehe, ihn den größten Dichtern aller Zeiten als ebenbürtig zuzuzählen. Wie ſehr war ich daher erfreut, als ich im Albrecht Holm den Geiſt meines bewunderten Schotten wiederfand, daſſelbe umfaſſende Studium, dieſelbe Großartigkeit der hiſtoriſchen Auffaſſung, die-

ſelbe Liebe der Darſtellung bis ins Kleinſte, und dabei das Ganze ſo ſelbſtändig einheitlich, ſo ganz originell, ſo grunddeutſch aus der Tiefe geſchöpft! Hatte ich ſchon in den erſten Büchern mit dem regſten Antheil geleſen, in den beiden Holm, vornehmlich dem jüngeren, eine tüchtige und doch fein organiſirte Natur gefunden, welche würdig iſt, daß man Freud und Leid mit ihr durchmache, ſo mußte ich mich, als der Vorhang Italiens plötzlich aufgezogen wurde, zurückhalten, um das Buch nicht zu verſchlingen. Die herrliche Geſtalt der Gräfin von Montefelice übt einen wahren Zauber aus. Ganz meiſterhaft ſind alle jene Darſtellungen aus der kirchlichen Geſellſchaft, die Charaktere des Papſtes und der Kardinäle, und unter dieſen nimmt für mich die Geſchichte Hieremia's die erſte Stelle ein. — Die ganze Reihe religiöſer Controverſen, in welcher mir das Meiſte völlig neu und daher um ſo belehrender war, iſt überaus fein und ſcharfſinnig durchgeführt, ja ſie hat das Vortreffliche, daß durch die ſtrenge Dialektik des Verſtandes der warme Hauch des Gemüths weht und den Leſer wohlthätig berührt, wenn er in Gefahr kommt, einſeitig eine Partei zu ergreifen. Die religiöſe Ueberzeugung iſt das Pathos dieſer Dichtung, der erſchütternde Kampf zwiſchen Freiheit und Schranke des Glaubens, welcher zwar an ſich unentſchieden, aber wie er dargeſtellt iſt, um ſo entſcheidender der furchtbaren Kataſtrophe entgegen führt. — Jeder Richtung iſt von Anfang an Gerechtigkeit geſchehen, jede iſt klar und faßlich hingeſtellt und man muß ihr in ſoweit Berechtigung zugeſtehen, als auch die beſchränkteſte Richtung eine ſolche beanſpruchen kann, wenn ſie in ſich verinnerlicht und zum klaren Willen geworden iſt. — Ich habe oft bewundert, wie der Dichter ſcheinbar ganz abſchweifende Fäden der Erzählung plötzlich zu einem Ideenziele bringt, in welchem man alle Fäden auf die geiſtreichſte Weiſe zu einem Netze verſchlungen und in einem Punkte zuſammengefaßt ſieht. Dieſes geiſtige Gewebe, welches Sie aus der reformatoriſchen und antireformatoriſchen Gedankenwelt erſchaffen haben, ſcheint mir im ganzen Umkreiſe der deutſchen Poeſie ganz einzig und unerreicht dazuſtehen.

Ich weiß nicht, hochzuverehrender Herr, ob Ihnen mein Name ſchon zu Ohren gekommen, nehme mir daher die Freiheit, Ihnen als einen ſchwachen Beweis meines Dankes ein Büchelchen von mir „Hans Haidekuckuck" zu überſenden. Es behandelt dieſelbe Zeit, in welcher Albrecht Holm lebt, iſt aber, wo der Roman das ganze Reich innerlicher Vertiefung durchmacht, bei einer recht äußerlichen Filigranarbeit ſtehen geblieben. Sollten Sie jedoch hie und da ſchon etwas von mir zu Geſicht bekommen, und kein Behagen daran gefunden haben, ſo bitte ich Sie nur, mich nicht für einen von jenen modernen Schock-Poeten zu halten, die im eitlen Flitterkleide ſich ſelbſtgefällig ſpreizen, ſondern für einen Jünger der Kunſt, der, bei dem reinſten Streben für ſein heiliges Ziel, nur zu tief empfindet, wie weit er noch immer hinter ſeinen eigenen und der Welt Anforderungen zurückgeblieben.

Noch einmal, hochzuverehrender Herr, ſage ich Ihnen meinen Dank für die ſchöne dichteriſche Welt, welche Sie mir in Albrecht Holm erſchloſſen haben, und füge die Bitte hinzu, in dieſem Briefe nichts Anderes zu ſehen, als den Zoll der Hochachtung, welcher dem Schüler für einen Meiſter deutſcher Kunſt gebührt.

In herzlicher Hochachtung

ergebenſt

Dresden, den 18. Juni 1855. Dr. Otto Roquette,

Lehrer am Blochmann'ſchen Gymnaſium.

## C. F. Leſſing an Friedrich von Uechtritz.

Carlsruhe, den 14. Juni 1859.

Lieber Uechtritz.

In der Vorausſetzung, daß Du nach meinem ſehr langen Schweigen nicht zu Uebles von mir denkſt, ſo will ich Dir mit dieſen Zeilen wenigſtens beweiſen, daß das Uebel nicht ohne Ende iſt. Entſchuldigen kann ich mich deshalb bei Dir nicht, trotz mancher Schreibereien, die ich früher nicht ſo häufig gehabt.

Daß es uns hier noch immer recht gut gefällt, wirst Du wohl gehört haben, und hoffe das von der Zukunft auch, wo nicht noch mehr; ich meine namentlich, wenn noch Mancher, der uns lieb ist, sich entschlossen haben wird, hierher zu ziehen. Ich habe noch keine Ursache, diese Hoffnung aufzugeben. Wie steht es in dieser Beziehung mit Dir? Hat Dresden noch immer den Vorzug? Dein Schwager, der uns vor Monaten einmal besucht hat, ist nun auch in der Nähe, zieht Euch das nicht an?

Für Maler, die hierher kommen wollen, ist allerdings noch eine bedeutende Schattenseite vorhanden, diese besteht in dem fast gänzlichen Mangel an Ateliers, wozu trotz allen Bemühungen meinerseits und Anderer, ja sogar des Großherzogs selbst, kein Mensch sich entschließt, oder wenn er es einmal gethan, sogleich wieder aufgegeben hatte.

Es herrscht hier sehr wenig Vertrauen zu den bestehenden Verhältnissen, was noch immer vom Jahre 48 her datiren soll. Jetzt wo Alles hier so kriegerisch aussieht, ist das erst recht der Fall. Gott gebe nur, daß das ewige Rüsten der deutschen Fürsten endlich einmal der Nation zum Nutzen gereichen möge; Vertrauen kann man nicht viel in sie setzen, die Beweise liegen wieder vor, und wäre das Volk seit den 80er Jahren nicht klüger geworden, wir erlebten sicher noch einmal ein Aehnliches wie damals. Wenn ich auch die Sympathien, die hier für Oesterreich herrschen, durchaus nicht theile, so ergreift mich das Unglück Oesterreichs doch sehr und benimmt Einem fast alle Ruhe zur Arbeit. — — — — — — — — — — — —

Leider kann alles Raisonniren nichts helfen, man muß den endlichen Anfang, vom Ausgang ist noch nicht die Rede, in aller Geduld abwarten. Es ist gut, wenn man in solchen Zeiten eine Häuslichkeit hat, wo man sich behaglich fühlt; freilich ist diese auch etwas von der Luft angesteckt, wenigstens meine Jungen, die sich gar zu häufig prügeln oder zanken. Zum Glück kommt in diesen Tagen der 2. (Carl) aus dem Hause, ich bringe ihn nach Biberich in eine strenge Pension; Bertha ist schon seit einem halben Jahre in Freiburg gleichfalls in Pension; also zu

jetziger Zeit etwas drückende Ausgaben. Der Aelteste macht sich hier auf dem Gymnasium ganz gut, wie mir seine Lehrer sagen, und macht auch gute Fortschritte auf der Violine; er besucht hier eine Musikschule.

Unser häufigster Umgang mit Verheiratheten sind die beiden Familien Redtenbacher und Will, Ersterer ist Direktor und das Haupt der polytechnischen Schule hier und der Zweite dasselbe an der Musikschule; mit Devrients kommen wir nicht so häufig zusammen, indem er fast nie Zeit hat. Namentlich hat er in der letzten Zeit viel Verdruß mit seiner Intendanz gehabt, aber aus all diesen Streitigkeiten ist er siegreich hervorgegangen; was für seine Sache um so mehr spricht, ist, daß trotz der vielen Gegner, welche er hier hat, es ihm dennoch gut gegangen ist. Der Herzog hat sich aber auch persönlich in diese Angelegenheit gemischt. Vor mehreren Wochen ist in sehr feierlicher Weise von dem Theaterpersonal Devrient's Dienst-Jubiläum gefeiert worden, wozu Redtenbacher und ich als Gäste eingeladen waren. Zur Betheiligung an diesem Feste hat man nicht wagen können die Carlsruher aufzufordern.

Ueber meine Arbeiten kann ich Dir nicht viel melden, obgleich ich sehr fleißig seit vorigem Herbst gewesen. Sie bestehen meistens aus Landschaften. Jetzt habe ich so gut wie fertig, Heinrich IV im Sarge, von einem Mönche bewacht, in einer Dir noch unbekannten Abfassung. — — — — — — — —

Nun lebe recht wohl, lieber Uechtritz, und verzeihe nochmals meine bodenlose Faulheit im Schreiben. — — — —

## F. Ritschl an Friedrich von Uechtritz.

Bonn, den 29. April 1861.

Hochgeehrtester Herr Geheimrath.

Das so überaus gütige Geschenk, welches Sie unsrer Universitätsbibliothek mit Ihrem Werke „der Bruder der Braut" gemacht haben, erst jetzt mit dem geziemenden und lebhaftesten Danke zu erwidern, würde unverzeihlich sein, wenn nicht gerade

die Anziehungskraft des Werkes selbst die Verzögerung herbeigeführt hätte. Kaum gebunden, ging es, vielseitig begehrt, von Hand zu Hand; daß es namentlich auch in Frauen-Händen und -Herzen festhing, ist so verständlich, wie auch Ihren Intentionen, vermuthe ich, nicht widerstrebend; da sich nun mit Frauen nicht wohl à la rigueur des Reglements verfahren läßt, ist es mir wirklich erst in diesen letzten Tagen gelungen, seiner habhaft zu werden. Von Inhalt, Geist und Standpunkt nicht minder als von Färbung, Licht und Ton gefesselt, kann ich mir es nicht versagen, Ihnen auch persönlich von Herzen für den Genuß dieser Lectüre zu danken: einer Lectüre, die freilich erst mit manchem Nachsinnen über diesen und jenen Widerspruch, der sich im Gemüth, der Empfindung oder der Gesinnung des Lesenden regt, zu Ende geführt sein will, ehe es gelingt, über das Ensemble mit sich selbst zu einer abschließenden Klarheit zu gelangen. Wenigstens so viel wollte ich Ihnen aber doch menschlicher Weise gerne aussprechen können, ehe ich mich zu einem bloßen trocknen Geschäftsdank entschlösse. Mit der Bitte, mich Ihrer verehrten Gemahlin angelegentlichst zu empfehlen und den aufrichtigsten Wünschen für Ihr — leibliches und geistiges — Wohlbefinden, bin ich in Ihnen bekannter hochachtungsvoller Ergebenheit

F. Ritschl.

## E. Bendemann an Friedrich von Uechtritz.

Düsseldorf, den 24. Januar 1863.

Sehr geehrter Freund!

Da ich Ihnen meinen Dank nicht gut mündlich sagen kann, wozu es mich drängt, so will ich Ihnen mit diesen Zeilen wenigstens einen Beweis von der Freude geben, welche mir Ihr Geschenk, der Brief meiner verewigten Mutter, gemacht hat. Meine Frau wird es mündlich thun.

Daß Ihr damaliger Plan*) nicht zur Ausführung kam, ist

*) Ein ähnliches Lebensbild wie über C. F. Lessing auch über E. Bendemann zu schreiben.

für mich ein großer Nachtheil gewesen, obgleich ich glaube, daß der Inhalt des Briefes nicht gerade viel Wichtiges enthält. Aber die Wahrhaftigkeit und Schönheit des Charakters meiner Mutter, welcher sich lebhaft in demselben abspiegelt, hat mich außerordentlich erhoben und freudig gestimmt. So ist sie fast in jedem Augenblicke ihres Lebens ganz und gar gewesen!

Also nochmals meinen herzlichsten Dank! und meine beste Empfehlung an Ihre verehrte Frau.

Ihr treu ergebener

E. Bendemann.

## C. F. Lessing an Friedrich von Uechtritz.

Carlsruhe, den 6. April 1863.

Lieber Uechtritz.

Herzlichen Dank für Dein liebes Schreiben. Dein Plan, Düsseldorf zu verlassen, war mir schon durch Deinen Bruder, den General, verrathen worden, den ich vor nicht langer Zeit auf einem hiesigen Hofball getroffen hatte. Ich natürlich bin darüber sehr erfreut, denn ich habe auf diese Weise viel eher die Gelegenheit, Dich wiederzusehen, als wenn Du in Düsseldorf geblieben wärest. Du weißt vielleicht gar nicht einmal, daß Ebers, welcher meine Schwester Fanny zur Frau hat, auch nach Görlitz gezogen ist. Du kannst demnach versichert sein, daß, wenn ich einstens Dresden besuche, ich die wenigen Stunden Eisenbahn sicher nicht scheuen werde; auch ohne Eure Gegenwart würde ich Görlitz aufsuchen, denn es hat mich zur Zeit, als ich es nur im Vorbeifahren gesehen, sehr angezogen und habe es auch sehr gut im Gedächtniß behalten, was nicht immer bei Eisenbahnbekanntschaften der Fall ist.

Deine Mittheilungen über Koberstein's Florian Geyer sind uns natürlich von außerordentlichem Werthe, und meine Frau hat nichts Eiligeres thun können, als Deinen Brief an mich Koberstein zuzusenden, und zwar ohne mein Wissen, so daß ich nun, wo ich ihn zur Beantwortung nöthig hätte, ihn noch nicht

erhalten habe. Daß ich Dir erst so spät antworte, ist eine kleine Reise nach Frankfurt und Biberich Schuld, die ich theils zum Vergnügen, theils darum gemacht, um dem Examen meiner Jungen beiwohnen zu können, was an letzterem Orte gewesen. Otto, der Aelteste von den Beiden, bleibt nun ganz hier und wird zur Zeit das hiesige Polytechnikum besuchen, er will Architekt werden, dadurch wird die Lücke in unserer Häuslichkeit, die bald entstehen wird, einigermaßen wieder ausgefüllt. Der zweite, Karl, geht nach den Ferien wieder zurück. Mit der Pension zu Biberich habe ich alle Ursache zufrieden zu sein, namentlich hat Otto in den alten Sprachen sehr gute Fortschritte gemacht, auch in der Musik; kurz, ich bin froh, daß das viele Geld für den Unterricht nicht vergebens ausgegeben worden ist.

Von jeher überzeugt von dem Antheil, den Du an uns genommen hast, so glaube ich auch, daß Du einen Theil davon unseren Kindern zuwenden wirst, wenn Du in Zukunft ihnen nahe in Görlitz lebst. Ich zweifle nicht daran, daß Dir Koberstein gefallen wird. Alle, die mit ihm verkehren oder verkehrt haben, sind für ihn.

Mit meinem Bilde, den Kreuzfahrern, bin ich seit einem Monat fertig geworden; es ist hier noch ausgestellt, und mit Erlaubniß des Besitzers, des Großherzogs, wird es eine Reise machen nach einigen Städten, wo es zum Besten des hiesigen Künstler-Unterstützungsvereins ausgestellt werden soll. Wohin? ist noch nicht festgestellt.

Um die nächste Zeit, in die Dein Umzug fällt, bist Du nicht zu beneiden, da kannst Du Dich auf allerlei Verdruß und Verlust gefaßt machen, wir haben es aus Erfahrung kennen gelernt. Wenn Du aber einen Waggon bis in Deine Heimat bekommen kannst, dann nimm Alles mit und verkaufe nichts; wir hatten Letzteres gethan; haben das Meiste mehr verschenkt als verkauft, und hatten hier zur Wiederanschaffung enorme Kosten gehabt. Also viel Geduld und Glück zu Eurer Umsiedelung! Ich hoffe, daß wir uns recht bald auf diese Weise wiedersehen werden! — — — — —

## K. v. Holtei an Friedrich von Uechtritz.

Breslau, den 15. März 1867.

Das war ja eine freudige Ueberraschung, mein theurer Herr, ein Brief Ihrer Hand, an mich gerichtet. Es fehlt meiner Autographensammlung nicht an Blättern, die in der Mappe Litt. U unter „Friedrich von Uechtritz" eingereiht liegen, doch keines derselben spricht direkt zu mir. Desto besser weiß ich das Schreiben, dessen Sie mich würdigten und welches gütige Gesinnungen ausspricht, zu schätzen. Wenn mir nun auch, wie wir in Schlesien sagen, das Weinen beim Erwachen so vieler alter, lieber Erinnerungen näher war als das Lachen, mußte ich doch unwillkürlich losplatzen, da ich an die Worte kam: „Sie Leichtbeweglicher!" Ach, lieber Freund! Seit länger wie zehn Jahren, daß die holde Nervengicht in mir bohrt, meinen Nächten den Schlaf raubend, bin ich ein Schwerbeweglicher geworden. Und jetzt, wo meine preußische Treue mir die Pflicht gegen mich selbst und gegen meine Gesinnungen auferlegte, die Grätzer Heimath, die Meinigen, die hübsche anmuthige Einrichtung, die ich mir durch eisernen Fleiß errungen, aufzugeben, und als siebzigjähriger Wanderer in der alten, mir fremd gewordenen Heimath dem Grabe zuzuwanken, wage ich mich kaum noch ein paar Meilen weit zu Verwandten auf's Land. Jedes Lüftchen wirft mich darnieder. Ich lebe wie in Baumwolle gewickelt, — wenn das leben genannt werden darf. Dabei lieg' ich an der Kette unerläßlicher Arbeit, die oft durch Krankheit, oft durch unabweisliche Ansprüche an meine Dienstwilligkeit unterbrochen, immer wieder aufgenommen werden muß, weil man leben, d. h. existiren, und den „äußeren Anstand" (bis auf die Glacéhandschuhe hin) aufrecht erhalten soll. —

Denken Sie darum nicht, daß ich murre. Es geht mir immer noch viel besser, als ich's verdiene, das fühl' ich wohl; und manches Zeichen wohlwollender Anerkennung, welches mir in späterer Zeit zukam, hat mich mehr beschämt, wie übermüthig gemacht. Gleichwohl bleibt es noch sehr problematisch, ob ich

fähig sein werde, Ihrer Aufforderung Folge zu leisten? Daß ich den innigen Wunsch empfinde, Sie, den ich so aufrichtig verehre und liebe, noch einmal zu sehen und mich im Gespräche mit Ihnen zu verjüngen, sei's auch nur auf Stunden, das wollen Sie mir glauben!

Ich weiß Ihren Titel nicht und adressire auf gutes Glück. Die Görlitzer Postbeamten werden wissen, wo Sie, auch falsch betitelt, zu finden sind.

Empfehlen Sie mich Ihrer Gemahlin zu Gnaden und halten Sie sich überzeugt von der unwandelbaren Anhänglichkeit

des alten

Holtei.

## E. Kuh an Friedrich von Uechtritz.

Brunn am Gebirge, bei Wien, 103.,
den 11. August 1867.

Hochgeehrter und verehrter Herr.

Es ist Ihnen vielleicht bekannt, daß ich der Herausgeber der sämmtlichen Werke Hebbel's und der Vollstrecker seines litterarischen Nachlasses bin. Ein zehnjähriger engster Verkehr mit dem Verewigten, und die leidenschaftliche Liebe für ihn, aus der meine Erkenntniß seines Wesens aufgestiegen ist, berechtigen mich wohl zu dem Glauben, daß ich kein ungeeigneter Biograph Hebbel's sein werde. Die Vorarbeiten zu dem Werke, dessen Mittelpunkt sein Leben darstellen soll, sind nun bereits so weit gediehen, daß ich demnächst an die Ausführung der Biographie schreiten kann. Sowohl über Hebbel's Jugend als über die Epochen seiner Entwickelung liegt ein reiches Material an Briefen und Denkschriften vor mir, welche die Mittheilungen ergänzen, die mir seine Tagebücher bieten.

Unter die wenigen Verhältnisse Hebbel's, welche bedeutungsvoll genannt werden müssen, zählt das Verhältniß zu Ihnen, hochzuverehrender Freiherr. Hebbel äußerte häufig gegen mich: „meine Briefe an Uechtritz sind die wichtigsten confessionellen

Denkmale meines Geiſtes.“ Nicht ſelten ſchilderte er mir mit jenem Feuer, das nur der große Gegenſtand und der hohe Lebensmoment in ihm entfachen konnten, Ihre Natur, Ihr geiſtiges Geſicht, und auch Andre außer mir haben ſeinen Ausſpruch vernommen: Uechtritz iſt der gebildetſte Menſch und Dichter, dem ich überhaupt auf dieſer Erde begegnet bin. Einen ſeiner Briefe an Sie — ein kleines Manuſkript — las er mir einmal als ſein „Glaubensbekenntniß“ vor, und die Abſchrift dieſes Briefes fand ſich auch in ſeinem Nachlaſſe.

Meine inſtändige Bitte, hochgeehrter Herr, geht dahin: Sie mögen mir die ganze Correſpondenz Hebbel's mit Ihnen gütigſt anvertrauen, damit ich dieſelbe für die Biographie benutzen kann. Ja, meine Bitte iſt noch nicht vollſtändig ausgeſprochen; ich habe auch die Kühnheit, Sie um eine Schilderung zu erſuchen, welche den Eindruck zeichnet, den Sie bei Ihrer Begegnung mit Hebbel in Marienbad empfingen und wobei Sie gewiß auch der Geſpräche über den „Moloch“ gedenken würden, deſſen Ideen — nach Hebbel's Verſicherung — Niemand ſo in der Tiefe begriffen und erkannt habe, wie Sie.

Ueber die Art der Benutzung der mir etwa mitgetheilten Briefe Hebbel's an Sie, haben Sie ſelbſtverſtändlich Ihre Wünſche kundzugeben, und ich verpflichte mich natürlich, dieſelben bis in's Kleinſte zu reſpektiren. — Einen „Lichtfreund“, einen Seifenſieder, wie Prof. Franz Pfeiffer gegen mich die ſeichten Rationaliſten nannte, brauchen Sie in mir nicht zu befürchten: auch ich, das darf ich ſagen, habe den „großen Knäuel“ zwiſchen den Fingern, der niemals abzuwickeln iſt, und den nur halten zu können das Seelenglück der Demüthigen ausmacht.

Mit Zagen, weil es wie Berechnung ausſehen könnte, bekenne ich, daß Ihre Briefe an Hebbel das Werthvollſte ſind, was ſich an ſolchen Zeugniſſen Mitlebender unter den Papieren des Hingeſchiedenen befindet. Mich erinnerten dieſe Blätter, in Hinſicht der adeligen Form, der ruhigen Schönheit, die in ihnen waltet, an Goethe'ſche Blätter. Darf ich noch hinzufügen, daß Ihr „Alexander und Darius“ mit zu dem magiſchen

Lichte beigesteuert, das aus der romantischen Poesie auf meine Jugendtage fiel!

Nehmen Sie meine Zeilen, hochverehrter Herr, nicht ungünstig auf und zweifeln Sie nicht an der Aufrichtigkeit meiner Worte.

Mit dem Ausdrucke ausgezeichneter Hochachtung, hochgeehrter Herr und Freiherr,

Ihr ganz ergebener

Emil Kuh.

## J. Hübner an Friedrich von Uechtritz.

Dresden, den 28. Februar 1871.

Verehrter Freund!

Heute sende ich Ihnen nun endlich, was Ihnen lange zugedacht war, meine Gedichte, die freilich nicht auf die große bewegte Zeit gemünzt waren, aber nun wenigstens mit den ersten Friedenspalmen und den ersten Lerchen Ihnen zufliegen sollen. Die Zeiten müssen ja nun doch auch wiederkehren, wo Lust und Leid des Einzelnen wieder in dem großen Schöpfungsconcert mitklingen darf, ohne von Kanonen und Trompeten überdröhnt zu werden! und Sie werden ja überhaupt an hundert Stellen den Eindruck der Zeit unverkennbar finden, unter dem diese Lieder entstanden sind. Namentlich schließen ja die beiden letzten ganz unverkennbar an die Gegenwart an. Ich bin nun auf's äußerste begierig, Ihr Urtheil, verehrter Freund, zu hören und den Eindruck zu erfahren, den das Büchlein auf Sie macht. Ich sollte kaum sagen „Büchlein", denn es ist für eine Gedichtsammlung schon ziemlich beleibt, aber der Plan, die Eintheilung des Tage- und Jahrbuches beizubehalten, der doch sehr viel Gutes hat, zwang mich, doch wenigstens 365 Tage zu bedenken, und nun sind gar noch ein paar mehr geworden. Da die Mehrzahl Sonette, so ist wenigstens die Zahl der Strophen im Ganzen genommen nicht so übermäßig, als es scheinen möchte. Ein sehr lieber Gedanke ist es mir, voraussetzen zu dürfen, daß Ihre ver-

ehrte Frau Gemahlin, meine liebe Freundin, die Dolmetſcherin meiner Gedichte bei Ihnen ſein wird, denn am Ende iſt doch alle Poeſie laut gedacht und das Leſen nur Surrogat; Manches möchte man ja am liebſten geſungen hören, wie es in urſprünglicher Melodie dem Ohre des Dichters erklungen iſt. — Hoffentlich geht es Ihnen beiden leidlich, wir hörten gelegentlich von Lyda Bendemann Gutes von Ihnen, und ſo ſchließe ich meine Epiſtel mit meinen eigenen und den herzlichſten Grüßen meiner Frau und Tochter, und bin wie immer in treuer Ergebenheit

Ihr alter Freund

Julius Hübner.

## Marie Wiegmann*) an Friedrich von Uechtritz.

Düſſeldorf, den 31. März 1871.

Holtei „aus meinem Leben".

Goethe konnte unerbittlich ſtreng den Stab brechen über Arbeiten Derer, die er ſonſt gern um ſich ſah; er konnte ſich kindlich freuen über poetiſche Erſtlinge ihm ſonſt fremder Leute. Ich erinnere mich, daß ſein Sohn Auguſt mir erzählt hat, welch eine herzliche Freude „der Vater" gefunden am Drama: Alexander und Darius von Fr. v. Uechtritz, welches ihm der ihm gänzlich unbekannte Verfaſſer eingeſendet. „Wie ein Kätzchen", verſicherte Auguſt, „trug er's unterm Arme mit ſich herum, gab es nicht aus den Händen, ging, glaube ich, damit zu Bette, ergötzte ſich liebkoſend daran, wie an einem edlen, rein poetiſchen Werke."

Lieber Herr von Uechtritz, ich bitte, lachen Sie mich nicht aus, daß ich Ihnen dies Fragment aus einer Zeitſchrift abſchreibe und ſchicke. Natürlich wiſſen Sie von dem alten Olympier ſelbſt, was er von dem ſchönen Drama dachte, vielleicht

*) Bekannte Portraitmalerin, welche ihren Sohn auf den Höhen von Spichern verloren hatte.

kennen Sie auch zufällig die Holtei'schen Plaudereien, in denen sich diese Worte finden. Mich haben sie so gefreut, daß ich nicht widerstehen konnte, sie Ihnen auf gut Glück zu senden. Es freut mich so wenig mehr. Vielleicht daß ich noch wachse mit der großen Zeit, bis jetzt bin ich kläglich hinter ihr zurück, oder kann doch nur in seltnen Stunden ihr nach auf die Höhe!

So helf' mir Gott, mir und den vielen Tausenden, die Keinen zurück erwarten, wenn die Regimenter heimziehen, und die — Ich kann eben nicht weiter, auch überhaupt nicht mehr schreiben. Es ist frisch wie am ersten Tage —

Gott segne Ihnen Ihr schönes grünes geistiges Alter. Ich hoffe, Sie sitzen noch am Webstuhl und weben an großen Bildern. Ich küsse Ihre liebe Frau, und bin mein Leben lang, theurer und gütiger Freund,

Ihre sehr getreue

Marie Wiegmann.

## Th. Paur an Friedrich von Uechtritz.

Charlottenbrunn, den 16. August 1871.

Verehrter Herr Geheime Rath!

Vier Wochen sind seit unserem Abschiede von Görlitz verflossen und wir stehen auf dem Punkte, unsre verschiedenen, an Volumen sehr umfangreichen Bündel zu schnüren, um der Heimath zuzusteuern. Vor Ihnen liegt noch eine schöne Zeit; möchten Luft, Licht und wohlthuende Schatten Ihren weiteren Aufenthalt in Johannisbad auf das Erfolgreichste begünstigen und Ihrem körperlichen Befinden ebenso eine wahrhafte Kräftigung gewähren, wie Ihrer Erinnerung für den ganzen Winter ein erquickendes Bild! Wir hier haben tagtäglich mit neuer Ueberraschung uns an der Lieblichkeit und Mannigfaltigkeit der Gegend erfreut: zwar nirgend die Großartigkeit des Riesengebirges, aber der anmuthigste Wechsel von Berg und Thal, von Wald und Wiesen, und letztere so malerisch in die Waldstrecken von

Nadel- und Laubholz eingreifend, als wenn es ein Parkkünſtler beſonders ausgedacht hätte. — — — — — — Doch verzeihen Sie mir gütigſt dieſe Mittheilungen, die mir wie unwillkürlich in die Feder gekommen ſind! Die eigentliche Abſicht dieſer Zeilen iſt eine ganz andre und doch untrennbar mit unſerem hieſigen Aufenthalte verwachſen, nämlich bevor wir denſelben verlaſſen, Ihnen unſern aufrichtigen und lebhaften Dank zu ſagen für die treue geiſtige Geleitſchaft, welche Sie uns durch die Lectüre Ihres Buches über die Düſſeldorfer Zuſtände haben angedeihen laſſen. Die letzten Seiten davon, die ich den Meinigen am Montage vorlas, nöthigten ihnen unwillkürlich den Ausdruck ab: „ſchon zu Ende?“ Sie mögen daraus erkennen, wie ſehr Sie durch Ihre Entwickelung und Ihre Mittheilungen unſer Intereſſe gefeſſelt und wach erhalten haben. Für das unübertrefflich anſchauliche, mit ſo belebender Wärme ausgeführte Bild Leſſing's ſowie für die tief angelegte, nach meinem Urtheil durch und durch gerechte Würdigung Goethe's ſind wir Ihnen zu ganz beſonderem Danke verpflichtet. Es hat meine Bewunderung erregt, wie ſcheinbar bequem und leicht es Ihnen gelungen iſt, Düſſeldorf zum Centrum und Ausgangspunkt der ganzen weltgeſchichtlichen Kunſtentwickelung zu machen, und ich habe daraus auf's Neue gelernt, daß es wirklich auf den Standpunkt der Betrachtung weniger ankommt, als auf die Sehkraft des Betrachtenden. Dabei darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß Ihre allgemeinen Deductionen nicht ohne Schwierigkeiten ſind; der Eindruck, den ich davon empfing, daß Sie nicht eigentlich fertige Reſultate hinſtellen, ſondern vor dem Leſer in fortſchreitender geiſtiger Arbeit erſcheinen, hat mich dagegen immer auf's Neue anregend in Anſpruch genommen. Es iſt begreiflich, daß Sie mit Ihrer offnen Beleuchtung der Düſſeldorfer Kunſtbefliſſenen minorum gentium ſozuſagen in ein gefährliches Weſpenneſt ſtachen; die Art und Weiſe, wie Sie hinterher die Sie Umſchwärmenden von ſich abwehren und ihnen, in der Form der Beſchwichtigung, die unliebſame Wahrheit mit doppelt ſtarker Betonung vorſpielen, iſt mir als höhere Komik vom beſten

Schlage erſchienen. Gibt es denn ein zweites Buch von verwandter Form und verwandtem Inhalt, von gleich feſtem Kern und gleicher Unendlichkeit des geiſtigen Umfangs, und dabei von ſolcher Ungezwungenheit der Entwickelung und der Mittheilung? Doch Eins darf ich ſchließlich nicht vergeſſen, womit Sie uns unzufrieden gelaſſen haben, daß Sie uns nach Immermann eigentlich nur den Mund wäſſerig machen, während Sie zugleich merken laſſen, wie viel Sie gerade darüber zu ſagen hätten. Doch Ihr Werk iſt ja Torso geblieben, und wir haben wahrhaftig mehr Grund, uns des Fertigen zu freuen, als um des Fehlenden willen mit Ihnen zu markten. Doch genug! Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin unſere beſten Empfehlungen, mit der Bitte, in freundlichem Andenken zu behalten

Ihren verehrungsvoll ergebenen

Theodor Paur.

# Schluß.

## Schnaase an Uechtritz' Wittwe.

(Wenige Monate vor dessen eigenem Tode.)

Wiesbaden, den 5. März 1875.

Meine theure Freundin!

Ich sehne mich danach, Ihnen unmittelbar ein Paar Worte der Theilnahme an Ihrem großen Verluste und meines eigenen Schmerzes zuzurufen, und will es versuchen, ob meine Hand dazu im Stande sein wird. Die Nachricht von dem Abscheiden des geliebten Freundes, die Sie uns zukommen ließen, traf mich wie ein Blitz von heiterm Himmel. Lottchen wollte sie mir verbergen, aber ich durchschaute diese Absicht und drang darauf, den Grund zu erfahren. Freilich dachte ich dabei nicht an Uechtritz, dessen Krankheitszustände durchaus keine plötzliche Gefahr vermuthen ließen. Ich hatte es schon längst schmerzhaft empfunden, daß die Möglichkeit schriftlichen Verkehres uns entzogen war, aber ich war fest überzeugt, daß bei seiner ruhigen und vorsichtigen Lebensweise und seiner Gemüthsruhe sein Leben ein sehr langes, jedenfalls über das meinige hinausgehendes sein würde, so daß der Schlag mich ganz unvorbereitet und um so erschütternder traf. Mein erster Gedanke war also der des eigenen Verlustes. Er war mein nächster, jetzt ältester Freund, die

Möglichkeit eines Wiederſehens im Leben war noch vorhanden und mir jetzt entzogen! Aber ſogleich trat mir auch der Gedanke an Sie vor die Seele! Wer ſo nahe geſtanden wie wir, ſo ſehr die Innigkeit und Gemeinſamkeit Ihres Bündniſſes gekannt hatte, mußte ſogleich an die Schwere Ihres Verluſtes denken! Bei dieſer Empfindung waren denn ſchon die Nachrichten, welche uns Ihr Neffe Max gab, und noch vielmehr die, welche uns ſpäter Ihr eigner Brief brachte, eine Wohlthat. Der ganze Hergang ſeiner letzten Tage iſt ſo beruhigend und harmoniſch, daß er auch ſeine Freunde ruhiger ſtimmen muß; man darf es als eine That ſeines Geiſtes anſehen, daß er Ihnen auch die richtige Auffaſſung ſeines Abſcheidens gegeben, daß ſeine fromme Geſinnung Ihnen als ein Erbtheil geblieben iſt und mildernd und verklärend auf Ihre Trauer zurückwirkt. Auch das gehört zu dieſem Harmoniſchen, daß es ihm noch gelungen iſt, das Werk, mit dem er ſich die letzten Jahre beſchäftigt hatte, völlig und ſelbſt bis zur Vorrede abzuſchließen. Er war eine treue, gewiſſenhafte Seele, die nicht ruhte, bis ſie zur Wahrheit durchgedrungen war, und es iſt herrlich, daß es ihm gegönnt war, nun auch ſeine letzten Gedanken zu völliger Reife auszubilden und in ſorgfältig ausgeprägtem Worte zu hinterlaſſen. Ich bin höchſt begierig auf dieſe ſeine letzte Arbeit. Seine Werke haben nie einen geräuſchvollen, berauſchenden Erfolg gehabt, aber ſie werden die tiefe kräftigende Wirkung, die ſie gerade in ihrer genau abgewogenen Form auf geeignete Leſer ausüben, bleibend behalten.

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Gott tröſte und ſtärke Sie!
Erhalten Sie uns Ihre Freundſchaft!

Ihr alter Freund
Schnaaſe.

Vorſtehendem Briefe ſich anfügend im Gedenken des hinterlaſſenen Werkes von Friedrich von Uechtritz: „Studien eines Laien über den Urſprung, die Bedeutung und Beſchaffenheit des Evangeliums nach Johannes“*) möge zum Schluß folgende Charakteriſtik ihre Stelle hier finden, mit welcher in der Meßner'ſchen Allgem. Evang. Kirchenzeitung im Sommer 1876 die längere Beſprechung des Buches beendet wurde:

„Der Laie, der dieſes Buch geſchrieben, hat die Glaubens-
„wärme des Chriſten, die Gelehrſamkeit des Theologen, den
„Scharfſinn des Richters und die ſchaffende Phantaſie des Dich-
„ters zu ſeinem Werke mitgebracht.“

---

*) Gotha, bei Friedr. Andr. Perthes.

## Berichtigungen.

Seite 5, Anmerkung lies: Oberſt von Below, Erzieher des Kurprinzen, nachherigem depoſſedirten Kurfürſten von Heſſen.

„ 33, Zeile 15 v. o. lies: äußeren ſtatt äußre.

„ 172, „ 13 v. u. lies: haben ſtatt habe.

„ 227, „ 11 v. o. lies: aber ſie nicht ſtatt aber nicht.

---

Druck von Pöſchel & Trepte in Leipzig.